Jugend-
Bibliothek.

Von

Ottmar Lautenschlager,
Priester der Erzdiöcese München-Freising.

Zweiunddreißigster Band.

Mit einem Stahlstiche.

Lindau, 1866.
Verlag von Johann Thomas Stettner.



C. Fiegl del. N. Diez sc.

Die muthige Balbina.

Verlag von J. Th. Stettner in Lindau.

Erholungsstunden.

Eine Sammlung

neuer

lehrreicher Erzählungen

für die

reifere Jugend.

Herausgegeben

von

Ottmar Lautenschlager,
Priester der Erzdiöcese München-Freising.

Mit einem Stahlstiche.

Lindau, 1866.
Verlag von Johann Thomas Stettner.

1.

Der Christabend.

Erstes Kapitel.

Wackere Eltern. Gute Kinder. Sehnsucht nach dem Christkindlein.

Im Jahre 1819 am Morgen des Christabends saßen in einem kaum mit dem Nothdürftigen eingerichteten Stüblein drei gar liebe Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, bei ihrem Frühstücke, einer leichten Milchsuppe, und besprachen sich so eifrig mit einander, daß sie über dem Reden fast das Essen vergaßen.

Und wovon anders konnte heute wohl die Rede seyn, als von dem lieben Christkindlein und Seinen schönen Gaben? Ob Es heute komme und was Es ihnen wohl bringe, das war die Frage und Furcht und Hoffnung. Freude und Erwartung bewegte die Herzen der Kleinen, und malte sich deutlich in ihren Zügen. Vergangenes Jahr war das Christkindlein zu ihrem größten Herzeleid ausgeblieben, und hatte auch Niemanden statt Seiner geschickt. Wie sie sich nun darüber mit nassen Aeuglein und schluchzender Stimme bei dem Vater und der Mutter beklagt, hatte ihnen der Erstere ganz ernsthaft bedeutet:

„Das Christkindlein ist deßhalb nicht zu euch gekommen, weil ihr nicht brav gewesen seyd, und besonders nicht fleißig gelernt habt. Ignaz," — das war sein ältestes Söhnlein, — „du hast heurigen Jahres keinen Preis erhalten; auch du nicht, Christine! Und doch habt ihr Beide, wie der Herr Lehrer mir öfters versicherte, von Gott so schöne Talente empfangen, und es wäre euch bei nur mittelmäßigem Fleiße ein Leichtes gewesen, unter die Preiseträger zu kommen. Auch bist du, Ignaz, wegen Schwätzens und unruhigen Benehmens in der Schule und auf der Gasse öfters getadelt und sogar einmal bestraft worden. Und du, Christine! bist zweimal auf einer Lüge und einmal beim Naschen ertappt worden. Das Alles hat das liebe Christkindlein im Himmel erfahren, und ist darüber nicht wenig betrübt worden. Wie hat Es wohl da zu euch kommen und euch was bringen können? Das Christkindlein kommt nur zu den frommen, fleißigen und folgsamen Kindern; nur diese beschenkt Es. Aber nie hat man gehört, daß Es faule, lügenhafte oder genäschige Kinder heimgesucht und beschenkt hat. Wollt ihr also vom lieben Christkindlein heimgesucht und beschenkt werden, so müßt ihr euch ernstlich bessern und fleißig lernen, das Lügen aber und das Naschen meiden und in Allem wahrhaft getreu und folgsam werden."

Das war ein strenges Wort des Vaters, in noch strengerem Tone gesprochen und von sehr ernsten Blicken begleitet; aber es war auch ein wahres. Getroffen ließen Ignaz und Christine die Köpflein hängen, und hoben bitterlich zu weinen an. Martin, das Jüngste, der Mutter Liebling, ein gar frisches, treuherziges Kind, schaute betrübt und verwundert dem Vater in das ernste Gesicht und sprach: „Vater, zürnt denn mir das Christkindlein auch? Ich kann jetzt schon das Vater Unser sammt dem Engli-

schen Gruße; den Glauben an Gott Vater hab' ich die vergangene Woche ganz gelernt, und fange jetzt die zehn Gebote an. Ich bete Alles recht fleißig und geh' auf die Gasse nicht allein, und zu Hause folg' ich dir und der Mutter auf das Wort! Auch mag ich nicht lügen, und das Naschen freut mich auch nicht. Vater, wenn das Christkindlein nicht zum Ignaz oder der Christine kommt — gelt, zum Martl da kommt Es doch?"

Und bei diesen Worten hob der kleine Martl recht flehentlich die Händlein empor, und schaute ängstlich bald auf den Vater, bald auf die Mutter. Denen drang des Kindes Rede tief in das Herz, und der Mutter wollten fast die Augen übergehen. Lieber Himmel, es war nicht so fast die Meinung, die fälligen Kinder durch die Entziehung der Christgaben zu strafen, als vielmehr die bittere Noth, welche die Eltern dazu trieb. Wie gerne hätten sie nicht, trotz der mit Recht gerügten Vergehen, für Ignaz und Christine den Christbaum wie sonst geschmückt, wären nur die Mittel hiezu ihnen zu Gebote gestanden. Und wie viel lieber erst für den Martl!... Da nahm die Mutter, Frau Katharine, ihre Thränen verbergend, den Martl auf die Arme, küßte ihn und flüsterte ihm mit leiser Stimme zu: „Das Christkindlein hätte keineswegs seiner vergessen; aber er sollte sich nur ein Bislein gedulden; wenn Es auch heurigen Jahres nicht komme, das nächste Jahr bleibe Es gewiß nicht aus. Es brächte ihm dann die Gaben doppelt, und er dürfe nur sagen, was er sich wünsche."

Bei dieser trostreichen Versicherung klärte sich die trübselige Miene des Martl wieder auf; er schlang die Arme zärtlich um die Mutter, und sich an ihre Wange schmiegend, betheuerte er leise, „er wolle dieß Jahr gern auf das Christkindlein warten und das nächste Jahr noch braver

werden, wenn Es dann nur käme," — und dabei warf er dem Christkindlein ein Kußhändchen zum Himmel hinauf!

Die Eltern dieser Kinder waren Paul und Katharine Prasberger, wackere, christliche Leute. Durch unverschuldetes Unglück hatten sie vor einigen Jahren ihr kleines Vermögen verloren; aber ungebeugt durch diesen schweren Schlag, arbeiteten Beide Tag und Nacht, sich und die Ihrigen ehrlich, wenn auch ärmlich, zu ernähren. Paul hatte früher seinem Landesherrn als Soldat treu und tapfer gedient, die Feldzüge in Holland und Frankreich mitgemacht, und mehrere Wunden davongetragen. Doch war er, des unruhigen Lebens endlich satt geworden, um seinen Abschied eingekommen, und hatte sich in einer großen, wohlhabenden Handelsstadt angesiedelt. Der französischen und holländischen Sprache wohl kundig, da er viele Jahre als Soldat in diesen Ländern zugebracht hatte, erwarb er sich sein Brod als Lohnbedienter und Führer der Fremden, und ehlichte Katharine, eine eben so fleißige als fromme Jungfrau. Während Paul in dem goldenen Horn — so hieß sein Gasthaus — die Fremden bediente, besorgte Katharine das kleine Hauswesen, und fand noch Zeit genug, auch auswärts für die Leute zu arbeiten, zu spinnen und zu waschen. Auf diese Weise schaffte sie durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit gar manchen Groschen in's Haus.

So verflossen ihnen die ersten Jahre des Ehestandes in Zufriedenheit und Heiterkeit, und bald erhöhten ein paar frische, gesunde Kinder ihr stilles häusliches Glück. Doch kamen jetzt auch bittere Tage. Die große anhaltende Theurung der Jahre 1816 und 17 minderte ihren Verdienst, und zehrte ihr kleines Ersparniß auf; eine Wunde am Arme, welche Paul in der Schlacht bei Znaym (1809) erhalten hatte und die gänzlich geheilt schien, brach in Folge eines heftigen Stoßes wieder auf, und bereitete ihm

nicht nur große Schmerzen, sondern hielt ihn fast ein halbes Jahr zu Hause, so daß der Gastwirth im goldenen Horn, ein strenger und geiziger Mann, nur durch vieles Bitten sich bewegen ließ, ihm die Stelle als Lohnbedienter nicht zu kündigen. Kaum war endlich Paul geheilt und in seinem Dienste so fleißig wie sonst, so kam ein neues Unglück. In etwas allzugroßer Gutmüthigkeit ließ sich Paul verleiten, für Gebhard, einen andern Diener desselben Gasthauses, als Bürge einer Schuld einzustehen, und der Gläubiger war (Paul erfuhr dieß zu spät) sein eigener Herr selber. Gebhard, ein Heuchler, war eines Morgens über alle Berge, und überließ es seinem Bürgen, die Schuld zu bezahlen. Der Gastwirth zum goldenen Horn kannte in solchen Dingen kein Mitleid; er zog dem geprellten Paul alle Monate bis zur völligen Tilgung die Hälfte seines Lohnes ab, und dieser durfte noch Gott danken, so davongekommen zu seyn.

Das waren harte Schläge. Wie sehr auch Paul und sein Weib sich plagten, sparten und darbten, es gab Tage, wo sie kaum trockenes Brod genug im Hause für sich und die Ihrigen hatten. In einer solchen Lage bedurften sie all' ihres Gottvertrauens, um nicht zu verzagen, all' ihres Fleißes, um ehrlich durchzukommen. Und Paul wie Katharine besaßen diese beiden so kostbaren Tugenden: sie beteten, sie arbeiteten unverdrossen mit einander; Eines munterte das Andere auf.

„Der Herr, unser himmlischer Vater, wird uns nicht verlassen; glaub' es mir, Katharine!“ tröstete Paul gar oft. „Jetzt sind die Tage der Heimsuchung und der Prüfung, und wir wollen geduldig ausharren. Nach Regen kommt zu der rechten Zeit der Sonnenschein.“

„Nein, Paul,“ erwiederte dann Katharine, „Gott wird uns nicht verlassen! Und wenn Er es könnte,

diese da," und sie wies auf ihre Kinder, „diese unschuldigen armen Würmlein wird Er, der der Vater der jungen Raben ist, gewiß nicht verlassen."

Paul und Katharine hatten gehofft, wenigstens dießmal sie mit einem Christbaume erfreuen zu können; allein auch dießmal war die Aussicht hiefür ganz gering. Paul's Verdienst im Gasthause war das ganze Jahr nur klein gewesen; das schlechte Wetter hatte die Zahl der Reisenden im Sommer und Herbste sehr bedeutend gemindert. Auch Katharine war bei allem Fleiße nicht glücklicher; kaum konnte sie die äußerste Nothdurft für das Hauswesen erschwingen. Vor acht Wochen war sie mit dem Hauszinse im Rückstande geblieben; schon fehlte es den Kindern am Gewande; das Schulgeld sollte bezahlt werden, und nur ein paar Scheitlein Holz lagen noch unter dem Ofen, den, wie man sagt, gar oft selber fror. Da mußte jeder Heller, ja der zehnte Theil eines Hellers zusammengehalten werden, um bis zum neuen Jahre den ungestümen Hausherrn zu befriedigen und die angedrohte Auspfändung abzuwenden.

Man kann denken, daß bei solcher Noth jede Frage der Kinder, ob das Christkindlein doch heuer wieder einmal komme, wie ein Schwert durch das Herz der Eltern ging. Wahrlich, sie hatten Opfer genug für ihre Kinder gebracht! Was sie von ihrem Gewande und Hausgeräthe entbehren konnten, war entweder schon verkauft oder stand im Versatzhause. Die paar Kreuzer, welche ihnen geblieben, reichten kaum zum Ankaufe von Brod hin; woher Frau Katharine ein Stücklein Fleisch, das an dem fröhlichsten Tage des ganzen Jahres doch ein jeder Christenmensch auf seinem Tische hat, nehmen sollte, wußte sie noch nicht. Dringender noch erschien der Ankauf von Holz; die Kälte wuchs, und die blassen Gesichtlein der Kinder zeigten schon, wie sie von ihr litten.

Welch' traurige Aussichten! Ein Tag der Freude für Himmel und Erde, für Menschen und Engel, schien für Paul und die Seinigen nur Leid und Kreuz zu bringen.

Zweites Kapitel.

Martl's Traum. Wie er seine Geschwister tröstet, und Frau Katharine fortgeht, das Christkindlein zu holen.

Von der Noth und dem stillen Jammer der Eltern ahnten die Kinder freilich nichts; die plauderten recht eifrig mit einander vom Christkindlein, ob Es heute komme, und was Es jedem von ihnen bringe? War Es das vergangene Jahr ausgeblieben, weil Ignaz und Christine sich in der Schule nicht gut gehalten und zu Hause gelogen und genascht hatten, so meinten sie, dieses Jahr dürfte das schöne Kindlein wohl bei ihnen wie sonst einkehren. Denn Ignaz wie Christine hatten sich inzwischen gründlich gebessert, vortrefflich gelernt und selbst Preise erhalten. Nicht eine Lüge oder Näscherei hatte ihre Lippen befleckt; immerfort waren sie willig und gehorsam gewesen, und Jedermann und selbst der Lehrer, der die Sache genau nahm, gab ihnen das Zeugniß, daß sie ein paar gute, wohlgesittete und fleißige Kinder wären.

Was Martl anbelangt, so verdiente er gewiß dieß Lob eben so gut, ja in mancher Hinsicht noch mehr als seine Geschwister: er war wegen seines kindlich-frommen, treuherzigen Wesens nicht blos der Mutter, sondern der ganzen Nachbarschaft Liebling. Auch er freute sich, doch mehr stiller, über die Ankunft des lieben Christkindleins, und sie war ihm eine ganz ausgemachte Sache.

„Ich meine doch," hob Ignaz an, „Es sollte heuer

kommen; ich habe ja einen Preis, und du hast auch einen, Christine; auch haben wir Beide die erste Sittennote!"

„Ich habe die Mutter gefragt," antwortete die Schwester, „ob das Christkindlein mit uns heuer zufrieden sey. Und die Mutter sagte darauf, das Jesukindlein sey ganz mit uns zufrieden, und kommen werde Es auch."

Ein heller Jubelruf des Ignaz unterbrach die Rede Christinens; doch schnell verstummte er, als die Schwester berichtete:

„Ob Es aber schon heute komme, das wisse die Mutter so genau nicht; es könnte auch seyn, daß Es erst mit den heiligen drei Königen käme oder zu Lichtmeß, ja es könnte sogar Ostern werden. Aber darüber sollten wir gar keine Sorge haben oder betrübt seyn, denn das Christkindlein hätte heute und morgen so viele Kinder zu besuchen, daß Es zu der Zeit nicht zu allen kommen könne. Da komme Es zu manchen Kindern ein wenig später, aber diese kämen dabei keineswegs zu kurz; im Gegentheil, das liebe Christkindlein brächte ihnen dann schönere Gaben, um sie dadurch für das Zuwarten gleichsam zu entschädigen, und hier träfe es ein, was das Sprüchwort sagt: Der Letzte kriegt das Beste."

Dieser Trost wollte dem kleinen Ignaz eben nicht behagen; er ließ das Köpflein hängen, und sprach seufzend; „Also warten? Heuer wieder Nichts? O liebes Christkindlein, zwei Jahre bist Du schon ausgeblieben, und heuer willst Du auch nicht kommen? — Es ist wahr, Du hast der Kinder gar viele; aber Du bist ein so liebes, schönes und gnadenreiches Kindlein; auf einen Augenblick kannst Du ja doch zu uns kommen. Nur einen goldenen Apfel oder ein süßes Lebküchlein schenke mir, damit ich doch weiß, daß Du den Ignaz lieb hast!"

Und wie der Bruder, rief auch Christine mit ge-

falteten Händen: „Ja, liebes Christkindlein! ich bitte Dich, komme doch und geh' an unserm Häuslein nicht vorbei! Nur auf einen Augenblick kehre bei uns ein. Brauchst uns gar Nichts zu geben, als einen freundlichen Gruß und herzlichen Blick aus den schönen Aeuglein! So viel Zeit bleibt Dir ja doch. O liebe Mutter Maria, bringe doch dein Gnadenkindlein zu uns, und laß dich auch wieder einmal bei uns schauen!"

Die letzten Worte hatte Christine kaum vor Schluchzen herausgebracht, und nun hob sie vor Leid und Sehnsucht zu weinen an, und Ignaz konnte sich nimmer halten und machte es gerade so. Dem Martl ging der Jammer der Geschwister sichtlich zu Herzen; aber er weinte nicht, sondern blickte bei allem Mitleid dennoch wohlgemuth auf Ignaz und Christine.

„Weint doch nicht!" sprach das Kind lebhaft. „Das Christkindlein, das liebe, das kommt ja, ich weiß es ganz gewiß."

„Was? du weißt es ganz gewiß, daß Es kommt? Woher weißt du's denn, Martl?" riefen neugierig und verwundert Ignaz und Christine; „ist es denn wirklich gewiß?"

„Ei, weil mir es das Christkindlein Selber gesagt hat!" antwortete der Kleine in seiner treuherzigen Unschuld, und ein Lächeln eigener Art verklärte dabei seine lieblichen, von der hellen Röthe der Freude verklärten Züge.

Da hätte man Ignaz und Christinen sehen sollen, wie sie voll Ueberraschung und Staunen, den Mund halb geöffnet, die Augen starr auf Martl gewendet, anfangs lautlos, dann mit stürmischem Eifer sich an ihn drängten, beim Aermlein ihn faßten und zur weitern Erläuterung seiner wunderbaren Rede aufforderten. Martl hatte nicht wenig Mühe, sich auf dem Stühlein, dessen Lehne bereits

zur größern Hälfte zerbrochen war, zu erhalten, und hob dann, als er zu Worte kommen konnte, also an:

„Gestern, nach dem Nachtgebete, konnt' ich lange nicht einschlafen. Immer dachte ich an das liebe Christkindlein, und ob Es denn auch zu uns komme? Ich hatte große Angst und Sorge, Es möchte heuer wieder ausbleiben. Da fing ich recht eifrig zu beten an, und rief zu dem Christkindlein: „Christkindlein, ich bitte Dich, komme doch! Du bist unsere einzige Freude. Wenn Du heuer auch ausbleibst, so freut mich Nichts mehr auf der Welt, und der Martl wird Nichts thun, als weinen und klagen. Hast Du den Martl nur ein Bischen lieb, so komm' und schau' ihn nur ein einziges Mal mit Deinen hellen Aeuglein freundlich an, und der Martl ist dann das Jahr durch fröhlich und wohlauf. Du weißt ja, wie lieb er Dich hat, und wie er Dir Alles zu Willen thut.""

Immer gespannter horchten die Geschwister dem Brüderlein zu, dessen leuchtende Augen und geröthete Wangen die steigende innere Bewegung verriethen. Martl fuhr dann weiter fort:

„Wie ich nun so gebetet hatte, ward es mir ganz leicht und fröhlich um das Herz, die Augen fielen mir zu, und ich schlief ein. Da war es mir, als ginge plötzlich die Thüre auf und ein großer dicker Mann, recht schön gekleidet, trat ein und trug auf seinem Arm ein wunderschönes Kindlein mit einem goldenen Krönlein auf dem Haupte. Und das schöne Kind war im Augenblicke bei meinem Bettlein, faßte meine Hände, schaute mich recht liebreich an, und sprach: „Martl, ich habe dein Gebet gehört! Habe keine Sorge, ich komme zu dir und bringe dir Gaben vom Himmel; denn ich bin das Christkindlein.""

„Ah, ah," riefen in höchster Verwunderung Ignaz und Christine, „was gar, das Christkindlein?"

„Freilich, das Christkindlein war es!“ betheuerte Martl eifrig. „So ein schönes Kindlein könnt ihr euch gar nicht vorstellen. Ihr könnt euch denken, wie groß da meine Freude war. Ich wollte heraus aus dem Bette, Ihm zu danken; aber das gute Jesukindlein litt es nicht, sondern gab mir zum Abschied die Hand und sprach: „Lieber Martl, du wirst mir danken, wenn du fortwährend mich lieb hast, gerne betest und lernest, und Vater und Mutter recht folgest. Dann komme ich alle Jahre zu dir, und bringe dir vom Himmel, was dein Herz verlangt.“

Aber ich ließ das liebreiche Kindlein so bald nicht. „Gelt, liebster Jesu,“ flehte ich, „Du kommst zum Ignaz und der Christine auch?“

„Ja, Martl, ich komme auch zu deinen Geschwistern,“ antwortete das Kindlein und schaute mich recht freundlich an.

„Und dem Vater und der Mutter bringst Du auch Etwas mit? Bitte gar schön!“ sagt' ich und hob die Händlein zu Ihm auf.

„Gewiß, Martl, ich werde auch deine Eltern besuchen und begaben!“ versicherte das Christkindlein und schaute mich noch freundlicher an.

Aber ich hatte noch nicht genug, hatte noch Etwas auf dem Herzen; doch ich fürchtete mich, das gute Christkindlein möchte unwillig werden, wenn ich mit gar so vielen Bitten daherkäme. Aber Es war gar so lieb und schön, und schaute mich so gut und mild an, als wollt' Es mir zurufen: „Sag' es nur heraus, was du noch auf dem Herzen hast; ich will dir heute Alles gewähren!“ Darum nahm ich mich zusammen und bat so schön, als ich nur konnte: „O liebstes Jesulein, gelt, den Johannes beim Schuster suchst Du dann auch heim? Der arme Johannes ist ja halb blind! O Herr, hab' Mitleid mit

ihm und bring' ihm auch 'was Gutes! Du darfst gar nicht weit gehen; gleich um die Ecke 'rum im Hinterhäuschen in der Stube neben dem Stall wohnt er."

Da bot mir das liebe Christkindlein mit gar freundlichem Lächeln wieder das Händchen und sagte: „Ja, Martl, ich versprech' es dir, auch den armen Johannes will ich heimsuchen und ihm das Beste bringen." Dann wandte Es Sich zu dem großen dicken Manne, der Es gebracht hatte, und sprach zu ihm: „Merk' es wohl, was du jetzt gehört hast, und thue nach meinem Worte!"

Und nun grüßte Es mich voll Lieb' und Huld, und war auf einmal verschwunden; aber der Mann stand noch einen Augenblick da, und wie ich ihn fragen wollte, wo denn das Christkindlein wäre? sieh', da sah ich auf seinem Arme ein anderes Kind, und denkt euch, das Kind war ich!"

„Was sagst du, Martl, das Kind warst du?"

„Ja," betheuerte dieser; „ich sah es so deutlich, wie am hellen Tage, daß ich das Kind war. Der Mann liebkosete mich, machte die Thüre auf, als wollte er mit mir fortgehen — da erwachte ich, und Alles war verschwunden."

Dieser Traum Martl's ward nun von den Kindern auf das lebhafteste besprochen. So sehr sich Ignaz und Christine über die Ankunft des ersehnten Christkindleins freuten, eben so wenig gefiel es ihnen, daß der Mann das gute Brüderlein wegtragen wollte. „Das darf der Mann nur thun," bemerkte Christine sehr verständig, „wenn Vater und Mutter es erlauben."

„Und uns muß der Mann dann auch versprechen, daß er Martl nicht zu lange behält," fügte mit treuer Bruderliebe Ignaz bei; „er muß ihn bald wieder zu uns bringen. Nur dann darf er den Martl mitnehmen."

Nun hätten Ignaz und Christine gerne gewußt,

was für Gaben denn eigentlich das Christkindlein bringen wolle? Doch darüber konnte der kleine Martl nichts Näheres sagen. „Aber das," betheuerte er lebhaft, „das dürft ihr mir schon glauben, gute und schöne Sachen bringt Es mit. Vater und Mutter bekommen ihren Theil; und du, Ignaz, und du, Christine, ihr dürft es dem lieben Christkindlein in der Stille nur sagen, was ihr gerne wünschet, — und gewiß, Es ist so lieb und gut, daß Es gerne gibt, was ihr von Ihm begehrt."

„Ich will gar Nichts begehren," meinte Ignaz; „ich will mit Freuden nehmen, was Es mir bringt."

„Ich will es auch so machen," sprach beistimmend die Schwester; „es ist ja Alles gut und schön, was Es bringt. Ich will gar Nichts begehren — wenn Es nur kommt, das liebe Jesuskind!"

„Glaubt es nur," rief Martl mit kräftiger, lauter Stimme, „glaubt es nur, Es kommt, kommt ganz gewiß, und bringt uns die besten Sachen mit; Vater und Mutter, ihr und ich, ja Alle im Hause werden Es sehen und dann voller Freude seyn!"

Diese Worte hatte Martl, wie bemerkt, mit der ganzen Kraft seiner hellen, frischen Stimme gesprochen, so daß Paul und Katharine sie selbst in dem anstoßenden Zimmer vernahmen. Da schaute Eines das Andere mit bewegten, schmerzvollen Zügen an.

„Hast du's gehört, Paul?" begann nach einer kleinen Pause Katharine; „sie glauben fest, daß heute das Christkindlein zu ihnen kommt. Ach, soll denn dieser Glaube zu Schanden werden? — Wie werden die guten Kinder jammern, wenn sie auch dieß Jahr nichts bekommen!"

„Die Kinder müssen heute ihr Christkindlein haben, Mutter," rief Paul fast mit Heftigkeit, „und soll' ich's vom Himmel herabholen. Ich sage dir, sie müssen des

Abends ihr Christbäumlein haben, und sollt' ich mein letztes Hemd oder den letzten Stiefel verkaufen müssen. Mutter, sieh' nach, was du noch hast; ich habe ungefähr so viel als Nichts."

Katharine hatte ihrerseits eben auch nicht mehr; ihr blieb, den kleinen Rest von Paul's Geld eingerechnet, gerade so viel, daß sie die Feiertage über knapp leben und am heiligen Tage ein Pfündlein Fleisch auf den Tisch bringen konnte. Dabei war ihr Holz bereits auf der Neige; und woher sie frisches Holz, das bei dieser Kälte so unentbehrlich als das liebe Brod war, bestreiten sollte, das war ihr wirklich ein Räthsel. Sie sann hin und her; auch Paul zerbrach sich den Kopf, um die Mittel zu einem Christbäumlein aufzubringen, und konnte keines entdecken. Um diese Jahreszeit gab es immer nur wenig Reisende; Paul hatte dermalen in seinem Gasthause nur einen einzigen Fremden zu bedienen, einen holländischen Schiffscapitain, einen schon bejahrten Herrn, der außer seiner Muttersprache nur zur Noth einige Brocken Deutsch und Französisch verstand. Dieser war offenbar reich, aber dem Anscheine nach auch geizig; denn er zehrte wenig, rauchte aber viel, und war den ganzen Tag auswärts. Mehr als einmal fühlte sich Paul versucht, diesen Herrn um eine Abschlagssumme auf sein Trinkgeld anzugehen; aber theils verbot ihm dieß sein Ehrgefühl und die Ungewißheit, ob seine Bitte gut aufgenommen würde, — theils auch die Besorgniß, der Wirth vom goldenen Horn möchte es erfahren und ihn darüber zur Rechenschaft ziehen, daß er sich vermessen, wider alles Recht und allen Brauch, seinen Lohn vor der Zeit zu fordern, die Gäste zu belästigen und ihn, den Wirth, in Mißcredit zu bringen. Der arme Paul wußte sich in seiner Noth keinen Rath, und nirgends sah er Hülfe.

Doch der Mutter kam ein Gedanke, und, wie es schien, keineswegs ein schlechter. Zwei Stunden von hier, in Pinnau, lebte ein weitläufiger Verwandter, welchem sie, trotz der eigenen Bedrängniß, vor Jahren schon mit einem kleinen Darlehen von etlichen Gulden ausgeholfen hatte. Dem Vetter ging es keineswegs schlecht, und er hatte ihnen erst unlängst versichert, er werde noch vor Ablauf des Jahres seine Schuld abtragen. Zu ihm wollte Katharine nun, und zwar heute noch, trotz Schnee und Kälte gehen, und wenigstens um ein paar Gulden der Schuld anhalten. So viel, meinte sie, müßte ihr der Vetter doch geben können, und dann haben ja die Kinder des Abends das Christbäumlein!

Paul warf einen bedenklichen Blick zum Himmel empor, der trübe, ja finster fast dareinsah, schüttelte den Kopf, und wollte einige Einwendungen machen.

Aber Katharine, die gute Mutter, ließ weder Kälte noch Sturm noch Weite des Weges gelten. „Ei,“ meinte sie, „was schadet es auch, wenn mich der Wind etwas schüttelt, oder die Füße etwas müde werden! Das thut lange nicht so weh, als die Kinder ohne Christbäumlein klagen und weinen sehen.“

Deßhalb kochte sie früher als sonst den Kindern die Mittagssuppe, und trug ihnen auf, sich bis zu ihrer Heimkehr recht still und sittsam zu verhalten.

„Mutter, liebe Mutter,“ rief Martl, ihre Hände fassend, „was gehst du denn fort? O bleibe doch bei uns!“

„Martl, ich muß euch ja das Christkindlein holen,“ tröstete Katharine; „wenn ich nicht gehe, so kommt das Christkindlein nicht. Aber des Abends komm' ich dann wieder, und das Christkindlein mit mir. Das wird dann eine Freude werden!“

„Es ist so, liebe Kinder,“ bekräftigte Herr Paul;

„die Mutter sucht das Christkindlein auf. Betet nur recht fleißig, daß sie Es bald findet und dann euch recht bald auch bringen kann."

Da gaben sich die Kleinen zufrieden; die Mutter bezeichnete zum Abschiede jedes der Kinder mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und bot ihrem Manne mit den Worten die Hand: „Paul, ich habe eine fröhliche Ahnung und hoffe, daß dieser Gang ein guter seyn wird!" Dann nahm sie ihr Körblein, schlug ein großes Tuch um Kopf und Schultern, und machte sich, begleitet von Paul's und ihrer Kinder Segenswünschen, wohlgemuth auf den Weg.

Freilich, Frau Katharine hatte Recht: — es war ein guter Gang, den sie that, wenn sie auch des Abends niedergeschlagen und fast weinend ohne Christkindlein nach Hause kam. Dieser Gang hatte sie trotzdem doch zu dem Christkindlein geführt!

Drittes Kapitel.

Von der Nachbarin, der Frau Margarete, und ihrem Söhnlein, dem kranken Johannes.

Auch Paul konnte nimmer lange bei seinen Kindern bleiben; seine Geschäfte riefen ihn wieder in das Gasthaus zum goldenen Horn. In diesem Falle, wenn er und die Mutter sich von den Kindern auf längere Zeit entfernen mußten, übernahm eine gutmüthige Wittwe, welche, blos etwa zwanzig Schritte entfernt, in demselben Hausgeschosse wohnte, die Aufsicht über sie. Frau Margarete war die Mutter eben des kleinen Johannes, den Martl so sehr liebte, und alltäglich nicht einmal, sondern öfters besuchte und aufzuheitern sich bemühte. Der arme Jo-

hannes hatte vor einigen Monaten das linke Bein gebrochen, große Schmerzen ausstehen müssen, und konnte noch nicht gehen. Die meiste Zeit brachte der Knabe in seinem Bettlein zu, und zeigte in seinem Leiden eine Geduld und Ergebung, die weit über sein Alter ging und Alle rührte.

Was sein Leiden noch vermehrte, war die Armuth. Die Mutter hatte Nichts, als was sie sich durch sauere Händearbeit, durch Stricken und Nähen verdiente, und was ihr gute Leute aus Mitleid spendeten. Doch weder sie noch ihr Söhnlein verloren das Vertrauen. „Leide du nur zu, mein Johannes!" tröstete die starkmüthige Mutter. „Der Herr hat dich lieb, und darum auch dich heimgesucht; Er wird dir schon einmal sagen, warum Er dir gar so frühe das Kreuz aufgelegt hat, und gewiß, du wirst Ihm einmal danken und frohlockend ausrufen: „Vater im Himmel, wie gut hast Du es nicht mit mir gemeint; ja, dieß Kreuz war mir nothwendig, und Du hast mich lieb gehabt!" Glaube mir, Johannes, was du jetzt mit Schmerzen aussäest, du wirst es einst mit Freuden einernten. Zur rechten Zeit kommt schon der Herr und heilt dich. Gewiß, Hans, der Herr in Seiner Barmherzigkeit wird dich wieder aufrichten; ich meine zuversichtlich, Er wird unser Gebet erhören und dir den Fuß wieder so gesund und kräftig machen, daß du laufen kannst wie jeder Andere deines Alters."

Die Heilung kam aber so bald nicht, obgleich es weder Frau Margarete an mütterlicher Pflege, noch der Arzt an Fleiß und Sorgsamkeit fehlen ließ. Doch wie gesagt, verlor Johannes niemals die Geduld, noch das Vertrauen. Allerdings that es ihm zu Zeiten recht wehe, wenn die Sonne so lieblich in sein Kämmerlein schien und er dachte, wie jetzt die andern Knaben auf den Wiesen in Gottes schöner Natur mit einander spielten, oder Kirche

und Schule besuchten, und er dagegen trübselig, mit Schmerzen und Noth beladen, die Tage zubringen müsse. Aber, wie traurig er auch war, es klärte sich allezeit sein trübes Gesichtlein auf, wenn Martl kam, sich zu ihm setzte und, sein mageres Händlein fassend, ein Gespräch voll Liebe und Unschuld mit ihm anknüpfte. Allermeist brachte er dem kranken Nachbarn auch Etwas mit; wie klein auch die Gabe war — ein Bildlein, ein Apfel, eine Nuß oder Pflaume, ein Stücklein Milchbrod — Johannes nahm sie doch mit dankbarer Freude, und theilte dann auch seinerseits von Dem mit, was er hatte. In der innigsten Freundschaft offenbarte Einer dem Andern seine Freuden wie seine Leiden, seine Anliegen wie seine Nöthen, sein Hoffen wie sein Sorgen.

Als nun das Weihnachtsfest herankam, so machten sie mit einander aus, daß Einer den Andern bei dem Christkindlein bestens empfehlen, und sie sich gegenseitig von ihren Gaben mittheilen wollten. Johannes hatte auch dieselbe Sorge, wie Christine und Ignaz, die Sorge nämlich, es möge das Christkindlein dießmal ausbleiben; hatte er ja vor vierzehn Tagen recht kleinmüthig geweint und sich beklagt, daß sein Leiden gar kein Ende nehmen wolle! Freilich, das hatte ihn desselben Tages noch gereut; aber er fürchtete dadurch das Christkindlein gekränkt und Seine Liebe verloren zu haben. Martl hatte nicht wenig Mühe, ihn darüber zu trösten. „Sey ruhig, Johannes," sprach er eifrig, „das Christkindlein ist ein gar liebreiches Kind, und hat dir schon lange deine Klage verziehen. Ich habe es dir gesagt, das Es sicher zu mir kommt und mir schöne Sachen mitbringt. Du kriegst das Beste davon, und ich will bei dem Christkindlein recht bitten, daß Es dich auch heimsucht. Bete nur recht fleißig!" Solche Tröstung hatte den Johannes wieder aufgerichtet, und er verließ sich ganz auf das Wort seines kleinen Freundes.

Paul begab sich nun zu Frau Margareten, von Martl begleitet, und bat sie, bis zu seiner oder Frau Katharinens Heimkehr die Aufsicht über die Kinder zu übernehmen, was diese gerne verhieß. Paul ging, aber Martl blieb und setzte sich an das Bett des Johannes, der leider wieder große Schmerzen am wehen Fuße empfand. Martl meinte, er sollte heute nur dem Christkindlein zu Liebe mit aller Geduld die Schmerzen tragen, sey Es ja auch ein Kind des Schmerzens gewesen und mit dem Kreuze auf die Welt gekommen! Käme Es heute, so werde Es ihm schon ein Pflaster für den Fuß mitbringen, er wollte Es eigens darum bitten.

Johannes lächelte unter Thränen, bot dem kleinen Freunde das Händlein und sprach: „Das Christkindlein, ich weiß es, kann alle Kranken heilen, Es wird mich auch noch gesund machen.“

„Das wird Es, lieber Hans,“ tröstete die Mutter; „aber du darfst dem Christkindlein keine Zeit vorschreiben. Du mußt sprechen: „Ich leide so lange Du willst, mein Jesus, und was und wie Du willst!““

„Ja, so will ich sagen, so will ich thun,“ betheuerte der Knabe mit gefalteten Händlein. „Was das Jesuskindlein will, so lang' Es will, wie Es will!“

Frau Margarete ging fort, nach Ignaz und Christinen, ihren Pflegbefohlenen, zu schauen, und kam bald wieder mit ihnen zurück. Ein recht herzliches Gespräch hob nun zwischen den Kindern an. Johannes sagte, wie die Mutter gerade vorhin eine gar schöne Geschichte zu erzählen begonnen habe. Da baten die Kinder die Frau Margarete, sie möchte doch so gut seyn, und nochmals von vorne anfangen. Diese nickte freundlich mit dem Kopfe. Sie setzte sich mit dem Strickzeug in der Hand zu ihnen, und hob also an:

Viertes Kapitel.

Die Sage von der guten Barbara und dem bösen Kaspar.

„Weit von hier, tief in den Bergen, lebte eine arme Wittwe, Namens Gisela. Sie hatte zwei Kinder, einen Sohn Kaspar, und eine Tochter Barbara, und mußte recht arbeiten und sparen, um für sich und ihre Kinder das tägliche Brod zu gewinnen. Denn außer einer kleinen Hütte besaß sie nur ein Gärtlein und eine magere Wiese. Das Gärtlein gab ihr Gemüs, die Wiese aber das Futter für eine Geiß, deren Milch ihr unentbehrlich war. Brod und Kleidung mußte sie sich mit der Arbeit ihrer Hände, mit Spinnen, Holzbrechen, Sammeln von heilsamen Kräutern und eßbaren Waldbeeren verschaffen. Da hatte Frau Gisela der Arbeit und Sorge genug, und es wäre ihr zu Zeiten recht schlecht gegangen, hätte ihr nicht Barbara aus allen Kräften beigestanden und geholfen, wie sie nur konnte.

Ja, die kleine Barbara war ein recht gutes, liebes Kind, so fromm, wie man es nur selten sieht! Sie war ungefähr zehn Jahre alt, hatte ein gar freundliches Gesichtlein mit frischen rothen Wangen, blauen, gutmüthigen Augen und schönen hellbraunen Locken. In aller Frühe stand sie mit der Mutter schon auf, betete mit ihr, und half ihr dann ein Stündlein bei der Arbeit. Hierauf nahm sie ihre Schulbücher und fing zu lernen an. Das Lernen war ihr eine wahre Freude. Die Schule befand sich in einem Dorfe, das fast eine Stunde entfernt lag; trotz der weiten Entfernung und des schlechten Weges versäumte Barbara die Schule nicht, und ließ sich auch durch das schlechteste Wetter nicht davon abhalten. In der Schule gab sie Allen

das beste Beispiel der Aufmerksamkeit, des Fleißes und Gehorsames, wie der Sittsamkeit. Deßhalb liebten sie auch der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer überaus, und stellten sie den Uebrigen als Muster vor. Solches Lob machte aber die kleine Barbara gar nicht stolz und hochmüthig: im Gegentheil, sie befliß sich nur noch mehr, in allem Guten weiter zu kommen, demüthig zu bleiben, und Allen in der Schule nur Gutes und Liebes zu erweisen. Ganz besonders zeichnete sie sich durch ihre Andacht in der Kirche und beim Gebete aus; die Leute im Dorfe hatten ihre Freude, das fromme Kind bei der heiligen Messe so voll Inbrunst mit gefalteten Händlein beten zu sehen, als wäre außer ihr und dem Priester am Altare gar Niemand in der Kirche.

Das gerade Gegentheil von der frommen, fleißigen Barbara war Kaspar, ihr Bruder. Standen Mutter und Schwesterlein in aller Frühe schon bei der Arbeit, so lag er noch faul und träge stundenlang im Bette, und blieb nicht selten trotz aller Mahnungen liegen, so lang' es ihn gerade freute. Am Gebete und Schulgehen hatte er wenig Lust; gar oft stand er ohne Morgengebet auf und legte sich ohne Gebet zur Ruhe. Hielt ihn die Mutter an, mit ihr und Barbara zu beten, so that er es wohl, aber mit sichtbarer Verdrossenheit, und dabei hatte er seine Gedanken überall, nur nicht bei Gott. Kaum des Sonntags ging er in die Kirche, und ärgerte da nicht selten die Leute durch sein unandächtiges, unehrerbietiges Betragen. Eben so saumselig und träge war er im Besuche der Schule. Gar oft ging er hinter die Schule, und was half es auch, wenn er auf den Bänken da saß? Mit dem Leibe war er da, sein Herz und Sinn dagegen war beim Spiele, bei der Lustbarkeit. So lernte er Nichts, und konnte Nichts lernen. An Strafen ließ es weder Frau Gisela, noch der

Herr Lehrer fehlen; aber es half alles Mahnen, Bitten und Strafen nichts; höchstens bewirkte es eine Besserung von einigen Tagen. So konnte es nicht fehlen, daß Kaspar immer mehr ausartete; er log, ward unreinlich und naschhaft; der Mutter einfache aber gesunde Kost aß er nur, wenn ihn der Hunger dazu trieb; man sagte ihm gar nach, daß er heimlicher Weise den Bauern im benachbarten Dorfe Milch, Butter, Eier und Fleisch entwendete. Kurz, der Kaspar war ein sehr böser Knabe und der Mutter Kreuz, die gar oft bittere Thränen über ihn weinte und warnend ausrief: „Du wirst einst noch die Hände über den Kopf, deiner Bosheit wegen, zusammenschlagen. Wie wird es dir noch ergehen! — O Gott, nimm doch Du ihn in Deine Zucht! Ich kann nichts mehr mit dem ungerathenen Kinde ausrichten. Du allein kannst noch helfen; erbarme Dich seiner, erbarme Dich meiner, der armen Mutter, die ihn geboren hat!"

Dabei betete die gute Frau Gisela unablässig um die gründliche Besserung Kaspar's, und Barbara betete als gute Schwester eifrig um das Nämliche; denn es ist ja eine heilige Pflicht der Geschwister, für einander fleißig zu beten!"

Bei diesen Worten hielt Frau Margarete plötzlich inne und fragte: „Christine, thust du auch wie Barbara für deine Brüder?"

„Ei freilich," betheuerte diese; „ich bete alle Tage für Vater und Mutter, für Ignaz und Martl, und danke Gott, daß keiner so schlimm ist, wie der böse Kaspar." Ignaz und Martl betheuerten ihrerseits, Dasselbe zu thun; das wußte Christine gar wohl, sie hörte es ja alle Tage.

Frau Margarete belobte sie deßhalb und fuhr dann weiter fort: „Da begab sich eines Tages, daß Barbara

beim Waschen sich durch das Umstürzen des Kessels, der mit heißem Wasser gefüllt war, den Arm und die Schulter arg verletzte. Das arme Kind litt große Schmerzen; die Mutter lief gleich nach dem Dorfe, und holte den Bader. Der that sein Möglichstes; aber die Brandwunden wollten trotz aller seiner Salben, Pflaster und Arzneien nicht heilen."

„O weh," klagte die mitleidige Christine; „die arme Barbara ist doch ein so gutes Kind, und muß so viel leiden!"

„Barbara ist nicht besser, als das allerbeste Kind, das Jesukindlein; weißt du, Christine, was Das am Kreuze gelitten hat?" fragte Frau Margarete.

Christine warf einen andächtigen Blick auf das Bild des Gekreuzigten, das vor ihr hing, und neigte schweigend das Köpflein.

„Es haben nicht blos die Bösen ihr Leid und Kreuz," fuhr Frau Margarete fort; die Heiligsten und Frömmsten haben durch das Leidensfeuer gehen müssen. So wollte es der Herr, um ihre Liebe und ihr Vertrauen zu prüfen, und sie von allen Mängeln und Unvollkommenheiten ganz zu reinigen und so der himmlischen Seligkeit werth zu machen. Darum sagt das Sprüchwort mit allem Rechte: „Das Kreuz ist der Schlüssel zum Himmel." Und diesen Schlüssel, man kriegt ihn nie zu früh, und man muß Gott danken, wenn Er ihn uns in jungen Jahren schon gibt. Das that auch Barbara als ein gottesfürchtiges Kind; alle, auch die größten Schmerzen, litt sie mit Geduld, Jesu zu Liebe, und beklagte nur dieß Eine, daß sie wegen des kranken wunden Armes der Mutter bei der Arbeit nimmer helfen und auch die Schule und Kirche nicht mehr so fleißig wie sonst besuchen konnte.

So vergingen fast vier Wochen; Barbara war bleich

und mager geworden, und der Gram und die Sorge der guten Mutter stieg von Tag zu Tag. Da sprach einst das arme kranke Kind: „Mutter, so geht es nicht! Der Bader kann mir nimmer helfen; ich muß mich um eine andere Hülfe umsehen. Ich will zu der weisen Frau im Waldschlund gehen, und sie um ein Pflaster bitten: die hat schon Viele geheilt."

Das Gebirge, wo Frau Gisela wohnte, war allenthalben mit dichter Waldung bedeckt, in deren Tiefe, neben einer schauerlichen Schlucht, eine hochbejahrte Waldschwester, Amaswintha genannt, in einsamer Klause ein strenges, abgetödtetes Leben führte. Sie stand allgemein im Rufe der Heiligkeit. In allen Nöthen und Anliegen nahm man zu ihr die Zuflucht, und man erzählte eine Menge Fälle, wo sie entweder durch ihr Gebet oder durch ihre Mittel wunderbar geholfen hatte. Aber es war eben nicht leicht zu ihr zu kommen. Theils war der Weg zu ihrer Klause ein überaus beschwerlicher, theils hatten gar Viele schon an der Thüre geklopft, und tagelang warten müssen, bis ihnen aufgethan wurde — ja nicht Wenige mußten wieder umkehren, ohne auch nur das Antlitz der Waldschwester gesehen zu haben. Dann sprach man im Stillen noch von allerlei geheimnißvollen Erscheinungen, welche sich auf dem Wege den Wanderern zeigten, und diese oft arg erschreckten. Und so galt es allgemein für ein Wagniß, zu der Klause zu wallfahrten, und für ein großes Glück, sie zu sehen und von da ein Mittel oder einen Rath zu bekommen.

Deßhalb schüttelte die besorgte Frau Gisela bedenklich das Haupt, als Barbara von ihrem Vorhaben sprach, und erst nach vielem Bitten gestattete sie der Tochter den gefährlichen Gang. Da machte sich denn Barbara eines schönen Morgens auf den Weg, am gesunden

Arme ein Körblein mit Brod und einem Fläschlein Ziegenmilch, am kranken Arme einen Stab, um diesen zu erleichtern. Die Mutter begleitete sie eine Strecke Wegs in den Wald hinein, und kehrte dann nach Hause zurück, nachdem sie der guten Barbara mit Thränen in den Augen ihren Segen und den Rath gegeben, auf der Stelle, sobald sich nur im Mindesten etwas Verdächtiges oder Gefährliches zeigen würde, den Heimweg wieder einzuschlagen.

Barbara hatte aber nicht die mindeste Furcht, sondern schritt muthig vorwärts. Zuerst betete sie eine Zeitlang, dann sprach sie vor sich hin, was sie früher im Religionsunterrichte gelernt, weil sie ohnedieß die Schule mehrere Wochen nicht hatte besuchen können, gab sich selber Fragen auf und beantwortete sie. So war sie bereits über eine Stunde fortgegangen; da sah sie eine Gestalt aus den Büschen des Waldes auf sie zukommen. Es war ein Jüngling in Purpur gekleidet, einen Wanderstab in der Hand; auf der Brust trug er ein großes Kreuz von schwarzem Ebenholz. Gestalt und Antlitz waren überaus holdselig, und sein Auge blickte so freundlich und mild auf Barbara, daß diese stehen blieb und ihn mit den Worten grüßte: „Gelobt sey Jesus Christus!"

„In Ewigkeit," antwortete der Wanderer. „Du scheinst ein wackeres Kind. Von was sprichst du denn da so laut und eifrig?"

„Von dem, was ich von der heiligen Religion gelernt habe. Ich bin gerade bei den Geboten Gottes."

„Kennst du das größte aller Gebote?"

„Ja; es lautet: Du sollst Gott deinen Herrn lieben über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst."

„Du hast recht geantwortet, liebes Kind. Aber liebst du auch Gott so recht von Herzen?“

Da wurde Barbara fast roth. „Ich meine doch, daß ich den Herrn liebe,“ sprach sie etwas schüchtern; „wenigstens will ich Ihn recht lieben. Ach, daß ich Ihn doch lieben könnte, wie ich sollte und wie es der Herr verdiente!“ Die Thränen kamen bei diesen Worten dem guten Kinde in die Augen.

Da faßte sie der Wanderer gar liebreich bei der Hand. „Barbara,“ sprach er, „weine nicht! Der Herr ist mit deiner Liebe zufrieden, und wird sie vermehren. Sei getrost, liebe nur zu; durch Lieben wirst du Lieben lernen, und die Liebe wird dich auf Erden fröhlich und im Himmel selig machen.“

Und in der That, Barbara fühlte plötzlich ein gar süßes Gefühl von Trost und Freude in ihrem Herzen. Der Wanderer aber sah sie voll Liebe an, und seine Augen leuchteten so hell und schön, wie die Sterne des Himmels. Dann fragte er: „Barbara, was trägst du in diesem Körblein?“

„Herr, Milch in einem Fläschlein und Brod. Ist Euch davon gefällig?“

Und der Wanderer sprach: „Gib mir davon, ich habe Hunger!“

Barbara bot ihm Alles, was sie im Körblein hatte, mit den Worten: „Es ist freilich nur schwarzes Brod, und die Milch ist von einer Ziege; nehmt eben vorlieb!“

Der Wanderer aß die Hälfte des Brodes und trank mehrmals von der Milch; dann sprach er: „Ich danke dir, Barbara; es hat mir, wie du siehst, ganz gut behagt.“

„So eßt und trinkt doch mehr!“ bat die Kleine.

„Ich danke dir; du wirst das Uebrige bald für je-

mand Andern brauchen, liebes Kind. Geh' im Namen des Herrn," setzte der Fremde hinzu und hob segnend die Hand gegen Barbara; „mit Schmerzen bist du von den Deinen gegangen, mit Freuden wirst du heimkehren!"

Plötzlich war der liebe, freundliche Herr aus ihren Augen verschwunden, und das war ihr gar nicht recht; denn sie hätte gerne noch länger mit ihm geredet. War ihr doch so wohl, so wahrhaft fröhlich in seiner Gegenwart geworden! Aber innerlich fühlte sie sich erfrischt und getröstet wie nie vorher, und so wanderte sie heitern Muths ihren Weg weiter, und wiederholte gar oft im Stillen die Worte, die sie so eben gehört: „Die Liebe wird dich auf Erden fröhlich und im Himmel selig machen." Sie beschloß neuerdings, Gott so recht von Herzen und aus allen Kräften zu lieben, damit sie, auch von Ihm geliebt, hier fröhlich und dort einstmals selig werden möchte."

„So will ich es auch machen," rief lebhaft jetzt Christine; „ich will wie Barbara Gott über Alles lieben, und so hier auf Erden fröhlich und dort drüben selig werden." Und einmüthig stimmten ihr Ignaz, Martl und Johannes bei, und gelobten dieselbe Liebe.

Frau Margarete hatte dessen eine große Freude. Sie ermunterte mit recht eindringlichen Worten die kleinen Zuhörer, ihr Gelöbniß zu halten, und fuhr dann in der Erzählung fort:

„Der Wald begann jetzt immer dichter zu werden; es ging steil aufwärts über tiefe Risse, über steiniges Gerölle, und Barbara mußte recht Acht geben, um den schwach ausgetretenen Fußpfad nicht zu verlieren. Es war jetzt Mittag, und immer wärmer schien die Sonne. Deßhalb suchte sich Barbara ein schattiges Plätzlein. Unweit des Pfades, von Büschen und Sträuchern umsäumt, er-

blickte sie eine Buche mit großen Aesten, welche ihr den kühlendsten Schatten boten; vor der Buche aber, im Schatten noch, lag ein alter Baumstamm. Darauf ruhte Barbara jetzt aus, und schickte sich zugleich an, von den Resten ihres Brodes und der Milch ihr Mittagsmahl zu halten. Da sah sie plötzlich, nur wenige Schritte von ihr, einen reichen Hag von Erdbeeren, welche purpurroth aus dem grünen Gras- und Blumenteppich hervorleuchteten. Und fröhlich sprang sie auf, und hatte bald fast das ganze Körblein mit der köstlichen Frucht gefüllt.

Wie sie nun aß, sieh', da trat aus den Büschen, die sich um die Buche schlangen, eine wunderschöne Frau von mittlern Jahren, in ein hellblaues, mit silbernen Sternlein gesticktes Gewand gekleidet, und rief ihr freundlich zu: „Wie es dir doch schmeckt, liebes Kind; aber freilich, du hast lauter gute Sachen!"

„Ei, so haltet mit und seyd mein Gast!" meinte Barbara heiter. „Allein zu essen, ist so etwas langweilig." Und sie machte der schönen Frau sogleich Platz, nahm das weiße Tüchlein, welches sie zum Schutze gegen Wind und Sonnenschein mitgenommen, und breitete es wie ein Tischtuch über den Baumstamm aus. Dann legte sie ihre Gerichte darauf, und lud nun die Frau ein, sich es bestens schmecken zu lassen.

Diese lächelte freundlich und sprach: „Du bist ein gutes Kind! Ja, ich will mit dir essen, denn ich habe Hunger. Aber zuvor wollen wir beten!"

Barbara betete mit dem Gast, und sah mit Verwunderung, daß dieser beim Beten noch schöner, ja wie von hellem Glanze umflossen erschien. Aber Furcht empfand sie doch nicht, denn gar zu lieb und gut sah er darein; im Gegentheil, es ward ihr ganz wohl in der Nähe der schönen Frau, und bald war sie mit ihr im zutraulichsten Ge-

spräche. Alles erzählte sie ihr, wie es zu Hause zuging, das Leid, das der böse Bruder ihr und der Mutter machte, und wie sie in ihrer Krankheit bei der Waldschwester Hülfe suchen wollte. Da sprach die Frau gar liebreich und verständig und so trostreich zu ihr, daß es ihr ganz leicht und fröhlich um's Herz ward.

Freudig rief deßhalb Barbara: „Wie Ihr doch das betrübte Herz so aufzurichten und zu trösten vermöget! Ihr sprecht so gut und lieb wie der hohe Herr im Purpurkleide mit dem Kreuze. Wie schön war nicht die Lehre, die er mir gab!“

„Und wie heißt diese Lehre wohl?“ fragte die Frau.

„Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst!“ erwiederte Barbara. „Das ist eine himmlische Lehre.“

„Du hast Recht; sie kommt vom Himmel, wie die Liebe selber. Willst du dieser Lehre auch folgen, Barbara?“

„Gewiß,“ betheuerte die Kleine; „ich will Gott über Alles, und den Nächsten lieben wie mich!“

„Wohl, mein Kind; aber du liebst nur dann Gott, wenn du Seine Gebote hältst. Es sagt der Herr: „Wer meine Gebote weiß und sie hält, der ist es, der mich liebt,“ sprach ernst die Frau. „Der Liebe Freude ist es, den Willen des Geliebten zu thun. Die wahre Liebe Gottes ist darum jederzeit gehorsam.“

Barbara dankte der schönen Frau recht herzlich für die Ermahnung. „Die Lehren, die ich heute auf dem Wege erhalten, sind schön und wahr, und ich will sie auch recht im Herzen bewahren und genau befolgen. Lieben will ich und gehorsam seyn!“ betheuerte sie.

„Thust du das, liebe Barbara,“ versicherte die schöne Frau, „so wirst du auf Erden fröhlich und im Himmel selig werden.“

„Ihr sprecht gerade so, wie der liebe Herr, der mir begegnet ist," meinte Barbara. „Ach, Ihr solltet ihn sehen! Gewiß, Ihr hättet Euere Freude an ihm."

„Das hab' ich auch," rief die schöne Frau; „er ist meine Freude, mein Glück, meine Seligkeit, — er ist mein Sohn!" Und in wahrhaft himmlischer Verklärung strahlte ihr Antlitz, das jetzt aufwärts schaute.

Barbara sprang bei diesen Worten rasch in die Höhe. „Wie, Euer Sohn ist es? — Ja, es kann nicht anders seyn; Ihr seyd so schön und lieb wie er, und seht ihm so ähnlich! Wo hatt' ich meine Augen, daß ich es nicht sogleich sah?"

Und es lächelte die schöne Frau freundlich, und zog Barbara liebevoll an sich. Diese aber fragte weiter: „Sagt mir doch, schöne Frau, wohnt Ihr weit weg von hier?"

„Wir, mein Sohn und ich, sind weit entfernt und doch immer so nahe bei dir!" antwortete sie.

„Erlaubt Ihr nicht, daß ich Euch einmal besuchen darf? Ich will Euch wieder solch' Brod und die beste frische Geißmilch bringen, und Erdbeeren suchen für Euch und Blumen, so schön als ich sie immer finde. Mir ist so wohl bei Euch und bei Eurem Sohne!"

Da umschlang die Frau das holde Kind und küßte es auf die Stirne, wie eine liebende Mutter die treue Tochter. „Ja, mein Kind," sprach sie, „besuche uns; es ist ja meines geliebten Sohnes und meine Freude, bei den guten Menschen zu seyn. Die Boten meines Sohnes werden zur rechten Zeit kommen, dich in unser Haus zu geleiten, und du wirst dann bei uns bleiben."

Und mit einem Blicke voll unaussprechlicher Zärtlichkeit sah sie auf Barbara, küßte sie noch einmal, und war dann plötzlich ihren Augen entschwunden. Umsonst

strengte die Kleine ihre Aeuglein an, von der schönen Frau noch eine Spur zu entdecken, umsonst ihre Stimme, sie wieder zum Umkehren zu bewegen. Aber auf der Stelle, wo sie geruht, bemerkte sie ein wunderliebliches Röslein von dem süßesten Geruche.

„Das hat sie mir zum Andenken hinterlassen!“ rief Barbara fröhlich. „Liebes Röslein, blühe nur so lange, bis ich sie und ihren Sohn wiedersehe!“ Und sie heftete bei diesen Worten das Röslein an ihre Brust.

Jetzt wollten der Kleinen weder die Erdbeeren, noch das Brod, noch die Milch mehr munden; sie packte alles noch Vorhandene in ihr Körblein und erhob sich jetzt, um ihre Wanderung fortzusetzen. Unterwegs mußte sie immerfort an den lieben Herrn mit dem Kreuze und an seine holdselige Mutter denken, und sie erwog auch deren Lehren öfters, die Liebe und den Gehorsam der Liebe. So war sie fast eine Stunde in tiefem Sinnen vorwärts gegangen, und meinte nun bald die Schlucht sehen zu können, neben der die Klause der Waldschwester stand. Aber sie war weiter davon entfernt, als sie glaubte.

„Die gute Barbara,“ fiel Christine theilnehmend ein; „ist sie wohl gar irre gegangen?“

„Das nicht, im Gegentheil, sie war auf dem rechten Wege; aber zur Klause kam sie nicht,“ erwiederte Frau Margarete. „Hört nur weiter!

Barbara war bereits nahe dem Gipfel des Gebirges, und es wurden die einzelnen Bergspitzen immer höher und drängten sich endlich auf beiden Seiten so enge zusammen, daß kaum eine Person sich durchwinden konnte. Auch ging jetzt die Sonne unter; ein trübes Dunkel brach ein, und ein dumpfes Brausen aus den nahen Schluchten und Klüften vermehrte das Unheimliche der ringsum herrschenden Einsamkeit. Da befiel plötzlich Schrecken und Angst die

arme Barbara; sie begann zu weinen und klagte: „Lieber Gott, wohin bin ich gerathen? Das ist nicht der rechte Weg; wie wird's mir ergehen? — Ich bin hier ganz allein, und Nacht ist es und der Sturm bricht los. Wenn das die Mutter wüßte! Doch sie könnte mir auch nicht helfen. Aber Du kannst mir helfen, mein lieber Herr und Heiland; du, meine liebe Mutter Maria, du, mächtige Frau; bitte du für mich und sende mir Hülfe!"

Barbara blieb jetzt stehen — sie konnte weder vorwärts noch rückwärts. Auf einmal hörte sie ganz in der Nähe, trotz des Tobens der Winde, Schritte, und sofort vernahm sie eine gar liebliche Stimme, die ihr zurief: „Sei guten Muthes, Barbara, und fürchte dich nicht; du bist gerettet!"

Und sie fühlte sich bei diesen Worten von zwei Armen sanft und doch kräftig umfangen und die enge Schlucht hinabgetragen. Die Kleine wußte nicht, wie ihr geschah; sie glaubte Donner zu hören, alles war schwarz wie die Nacht um sie her. Da schlossen sich ihre Augen nicht so fast vor Schrecken und Ermüdung, als vielmehr von einer mitleidigen Hand zugedrückt. Wie sie endlich dieselben wieder aufschlug, sah sie die Sonne wieder klar und heiter am blauen Himmel strahlen, sich selbst aber auf eine weiche Moosdecke gebettet, die blühende Lilasbüsche überschatteten; neben ihr lagen Stab und Körblein. Und es stand vor ihr ein Jüngling in der Schönheit und Kraft der Jugend, — ob Mensch oder Engel? das konnte sie nicht unterscheiden so lieblich war dessen Antlitz, so freundlich dessen Auge, so wundervoll dessen Aeußeres. Bei seinem Anblicke erhob Barbara sich rasch und rief: „Ihr seyd es, der mich von Noth und Tod errettet hat! Wie soll ich es Euch danken?"

„Mir brauchst du nicht zu danken," antwortete der Jüngling, „danke vielmehr Denen, welche mich zu deiner

Rettung gesendet und dazu mich mit Stärke ausgerüstet haben."

„O sage mir, wer sind Die, welche dich zu meiner Rettung gesendet haben?" fragte das Mädchen.

„Du kennst sie wohl; du bist ja vor wenig Stunden erst ihnen begegnet und hast sie gespeiset!"

„Wie, der hohe, milde Herr und die wunderschöne Frau? Sie sandten Euch?"

„Ja, Barbara; denn sie lieben dich und sahen deine Noth!"

„O, sagt mir doch, wer ist der gute Herr? wer ist die liebe Mutter?"

„Der Herr ist der Heiland Jesus Christus Selber —"

Da sank Barbara mit einem lauten Rufe der größten, freudigsten Ueberraschung auf die Kniee. „Was sagt Ihr? den Heiland, meinen Herrn und Gott, sah ich? mit Ihm durft' ich gehen? mit Ihm und Seiner heiligen Mutter — denn sie war also die hohe Frau! — reden, mit Ihnen speisen? O nun weiß ich's, warum mir so wohl bei Ihnen war!"

Thränen der reinsten Freude flossen aus Barbara's Augen; aus innerstem Gemüthe dankte sie dem göttlichen Heilande und der liebreichen Mutter für das Glück und den Segen, den Sie ihr heute gespendet. Dann, nach diesen brünstigen Ergüssen, wandte sie sich zu dem Jünglinge, dessen Antlitz immer strahlender und engelgleicher ward, und bat ihn, er möge ihr doch seinen Namen sagen, damit sie ihn in ihr Herz einschreibe und seiner täglich im Dank und Gebete gedenke.

„Ich bin Johannes, der Jünger des Herrn," antwortete der Jüngling mit himmlischer Milde. „Ja, Barbara, gedenke mein, damit ich auch deiner gedenken kann!""

„Ei, Johannes?“ rief freudig der Kranke; „das ist mein heiliger Patron, nicht wahr, Mutter?“

„Er ist es,“ antwortete Frau Margarete, „der Liebling und Schooßjünger des Herrn. Er ist auch der Freund aller guten und frommen Kinder, und beschützt sie in allen Gefahren des Leibes und der Seele...

Da hatte Barbara denn eine neue und große Freude. Sie empfahl sich dem Schutze des heiligen Jüngers, und bat ihn, er möge doch dem Herrn und Seiner jungfräulichen Mutter ihren Herzensdank und besten Gruß vermelden, und Sie in ihrem Namen anflehen, sie bald wieder zu besuchen und dann lange, recht lange bei ihr zu bleiben. „Und Ihr, lieber, heiliger Herr,“ fuhr sie fort, „macht das Werk Euerer Liebe voll und zeigt mir den Weg zu der Klause, damit die Nacht mich nicht überrasche unterwegs.“

„Zur Klause kommst du nimmer,“ erwiederte Johannes; „geh' diesem Bache nach, und du gelangst dann zu einem großen Haus. Dort läute an; man wird dir öffnen und ein Obdach geben.“

„Aber, heiliger Herr, mein Arm ist wund; wie wird er heilen, wenn ich nicht zu der weisen Schwester Amaswintha gehe?“

„Weder diese, noch ein anderer Mensch auf Erden kann deinen Arm mehr heilen; in jenem Hause allein wirst du die Heilung finden, Barbara!“

Diese dankte freudig, und bat dann noch: „Heiliger Herr, laßt mich nicht ziehen ohne eine Lehre oder ein gutes Wort!“

Und Johannes rief mit wundersamer Stimme und leuchtenden Augen: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“

Bei diesen Worten war er verschwunden, Barbara aber sah staunend, daß sie am Fuße hoher und steiler Berge

stand, die senkrecht wie abgeschnitten sich aufthürmten und nur Vögeln den Zugang zu gestatten schienen. Nicht Menschenarme, nur himmlische Kraft und Liebe hatten sie über diese mächtigen, abgesteilten Felsen herabtragen können. Ihr Staunen wuchs noch, als vor ihren Blicken jetzt ein kleines, von einem Bächlein durchströmtes Thal sich aufthat, das mit den schönsten Blumen geschmückt war und die lieblichsten Düfte aushauchte. Dichte Waldung schloß das Thal ein, und deutlich konnte Barbara ein großes, palastähnliches Gebäude am Saume derselben erkennen. Darauf wanderte sie nun, dem Laufe des Baches folgend, zu. Aber wie anmuthig und schön auch die Natur um sie war, Barbara hatte immer nur vor Augen das Bild des Heilandes und Seiner liebreichen Mutter; noch meinte sie, an Ihrer Seite zu seyn und Ihre Worte zu hören. Der Heiland hatte ihr die Liebe empfohlen, Mutter Maria den Gehorsam aus Liebe, und der heilige Johannes die Reinigkeit des Herzens. Das Mädchen erwog tief ergriffen das Gehörte, und beschloß wiederholt, die Tugenden der Liebe, des Gehorsams und der Reinigkeit recht zu verehren, und immerfort mit allem Eifer auch zu üben."

Frau Margarete hielt jetzt plötzlich inne; sie blickte gerührt auf ihre kleinen Zuhörer, und rief: „Nicht wahr, meine lieben Kinder, ihr wollt auch, wie die gute Barbara, euch der schönen Tugenden der Liebe, des Gehorsams und der Reinigkeit befleißen; nicht wahr, ihr versprecht das dem lieben Christkindlein?"

Ein einhelliges „Ja" ertönte aus Aller Munde.

„Das liebe Christkindlein und Seine heilige Mutter und der heilige Johannes haben euer Versprechen mit Freuden gehört; noch größer wird aber ihre Freude seyn, wenn ihr euer Versprechen auch haltet, und euch bemüht,

in Allem Gott über Alles und den Nächsten wie euch selbst zu lieben, demüthigen Gehorsam Gott, euern Eltern, Lehrern und Vorgesetzten zu leisten, und euch an Leib und Seele rein zu halten von aller Makel der Sünde und der Unschamhaftigkeit zumal. Dann, liebe Kinder, — merkt dieß wohl! — dann wird euer Lohn groß seyn; dann werdet ihr auf Erden fröhlich und einst im Himmel selig werden."

Und mit neuem Zurufe betheuerten die Kinder, daß es ihnen Ernst sey, ihren Vorsatz zu halten. Ja, Christinens Augen glänzten von Thränen; Johannes griff nach seinem Kreuzlein, als sollte es der Zeuge seines Gelöbnisses seyn; Martl seinerseits warf ein Kußhändlein zum Himmel. Frau Margarete sah deutlich, daß es den Kindern vom Herzen ging; sie hatte ihre innige Freude daran, und fuhr nun in ihrer Erzählung fort:

„Beschäftigt mit solchen Gedanken, erreichte Barbara bei Untergang der Sonne das Gebäude. Nie hatte sie ein solches gesehen. Es glich mehr einer Kirche, war rund gebaut, mit einer Kuppel gedeckt, und ganz von weißem, wie Silber glänzendem Marmor aufgeführt. Die hohe Eingangsthüre schimmerte, als wäre sie vom reinsten Golde, und die Fenster strahlten, als wären sie aus Diamanten zusammengesetzt. Rings um das Gebäude zogen sich die anmuthigsten Anlagen von Rosen, Tulpen, Lilien und andern Blumen, und ein Springbrunnen goß sein frisches Wasser in ein Becken, auf dessen Grunde Goldfischlein spielten. Buntfarbige Vögel wiegten sich auf den Aesten und Zweigen der Bäume, die mit ihren Kronen die Kuppel des Hauses überschatteten, und flogen nun singend hernieder, als wollten sie Barbara bei ihrer Ankunft begrüßen. Ganz verwundert über dieß alles, zog das Mädchen die am Eingange befindliche Glocke, und sprach dabei,

sich dem Schutze des Herrn empfehlend, leise: „Im heiligsten Namen Jesu!“

Da ertönte plötzlich ein wunderbar lieblicher Gesang, die Thüre ging auf, und eine Jungfrau von himmlischer Anmuth, weiß gekleidet, eine goldene Krone mit drei Sternen auf dem Haupte, auf der Brust ein Kreuz von Diamanten, trat ihr entgegen, faßte sie grüßend bei der Hand und sprach mit unaussprechlicher Güte in Geberde und Ton: „Im heiligsten Namen Jesu heiße ich dich willkommen! Barbara, kehre ein bei uns und ruhe aus! Alles ist für dich bereit.“ Und die Jungfrau führte Barbara in ein herrliches, mit den Bildnissen des Heilandes und der Mutter Maria geziertes Gemach, hieß sie ausruhen, und setzte ihr ein Mahl vor, so gut und erquickend, wie sie noch nie eines in ihrem Leben gekostet.

„O wie gut seyd Ihr, schöne Jungfrau!“ dankte Barbara. „Aber zu prächtig ist dieß Mahl für mich armes Kind...“

„Hast du nicht heute den Herrn und Seine Mutter Selber gespeiset?“ erwiederte die Jungfrau. „Nach Ihrem Befehle habe ich dir dieß Mahl bereitet.“

Barbara's Erstaunen stieg bei diesen Worten mehr und mehr. Sie erkannte deutlich, die Jungfrau wußte Alles, was ihr heute begegnet; ja, diese wußte noch mehr: — sie kannte ihre häuslichen Verhältnisse, sie wußte, warum sie den Weg nach der Klause eingeschlagen.

„Ich seh' es wohl,“ begann deßhalb Barbara mit dem vollsten Zutrauen, „Ihr seyd eines aus den himmlischen Wesen, die mit den Menschen Erbarmen haben und ihre Noth lindern, wie sie können. So helft auch mir. Ihr wißt ja, was ich leide; der heilige Schooßjünger des Herrn hat mich hieher gewiesen und mir verheißen, daß ich hier bei Euch die Heilung finde!“

„Ja, Barbara, du sollst geheilt werden, und deine Heilung ist um so leichter, weil du die Arznei bei dir trägst."

Verwundert blickte die Kleine auf die schöne Jungfrau. Diese aber sprach: „Gib mir die Rose, die du trägst!"

Das Mädchen gab sie ihr. „Sieh', Barbara," fuhr die schöne Jungfrau fort, „diese Rose gab dir unsere Mutter, die liebreiche, mächtige Frau, die mit Recht die Trösterin der Betrübten und das Heil der Kranken genannt wird. Im Kelche dieser Rose ist ein Tröpflein Oel. Damit salbe deine wunde Schulter, und sie und dein Arm wird augenblicklich gesunden!"

Barbara that es. Wie wunderlieblich und erfrischend war nicht schon der Geruch des Oeles! Im gleichen Augenblicke aber, wo das Oel die Wunde berührte, schloß sich dieselbe. Barbara fühlte neues Leben durch den schwachen, kranken Arm strömen, und jubelnd hob, bog und streckte sie ihn, als wär' er niemals wund gewesen. Da stürzten Thränen der Freude aus ihren Augen. Hatte ja der Bader noch vor wenigen Tagen laut geäußert, der Arm werde steif bleiben, wo nicht gar in bösartige Fäulniß übergehen.... O wie dankte sie der gnadenreichen Mutter, wie pries sie die Macht und Güte des Herrn!

Die schöne Jungfrau theilte ihre Freude. „Ich weiß wohl, was du gelitten hast, Barbara; ich weiß auch, was dich ärger bedrückte, als alle Schmerzen: der Gram, der Mutter nicht helfen zu können. Darum, Barbara, darum, wegen deiner Liebe zur Mutter, hat der Herr dir die Hülfe gesandt!""

„Die brave Barbara!" rief Christine bewegt.

„Mutter," flüsterte Johannes leise, „liebe Mutter, wenn ich gesund und groß werde, dann sollst du sehen, wie ich dir bei der Arbeit helfen will!"

Diese drückte gerührt das gute Söhnlein an sich, und

sprach: „O meine Lieben, wenn ihr wüßtet, wie der Herr die guten, frommen und gehorsamen Kinder ehrt und lohnt, gewiß, ihr würdet wie Barbara euch bemühen, den Eltern durch Gehorsam und Dankbarkeit Freude zu machen, und dafür alle Kräfte aufbieten."

„Das wollen wir auch," betheuerten die kleinen Zuhörer eifrig und einmüthig; „wie die brave Barbara wollen wir den Eltern auf's Wort folgen, fleißig lernen, und für sie beten."

„So ist's recht, meine Kinder," sprach wohlgefällig Frau Margarete; „dann werdet ihr auch, wie Barbara, von dem Heilande und der lieben Mutter Maria und den Engeln des Himmels geliebt und beschützt werden!"

„Die schöne Jungfrau," so erzählte die Mutter weiter, „blieb noch lange bei Barbara, und unterhielt sich mit ihr in Gesprächen, welche die gute Kleine eben so sehr belehrten, als trösteten, und in ihren Vorsätzen bestärkten. Dann führte sie sie in die Kapelle, deren Zierde der Pracht und Anmuth des Hauses entsprach, und wahrhaft Gottes würdig war. An ihrer Seite kniete die schöne Jungfrau, und sie glich im Gebete einem Engel des Himmels vor Gottes Thron. Aber auch Barbara fühlte die Glut der Andacht in ihrem Herzen brennen, und nie war ihr das Beten so leicht und süß geworden, wie hier. Alle ihre Anliegen und Nöthen trug sie mit dem vollsten Vertrauen dem Herrn vor, namentlich betete sie für die Mutter und die Besserung des schlimmen Bruders. Dabei dankte sie Gott für alle Gutthaten, die Er ihr heute erwiesen, besonders, daß Er Sich gewürdigt, Sich mit Seiner jungfräulichen Mutter ihr zu zeigen und ihr den wunden Arm zu heilen.

Als nun die Jungfrau mit der Kleinen vom Betstuhle aufstand, wandte sie ihr Auge voll Liebe und Freude auf sie, und sprach: „Barbara, bete immer so! Dein Gebet

hat dem Herrn gefallen, und du wirst erhört werden. Jetzt aber geh' zur Ruhe; du bist müde!"

Sie geleitete Barbara zu ihrer Schlafkammer. Wie schön war nicht diese! Die Decke war gewölbt, und blau mit silbernen Sternen bemalt, daß sie dem gestirnten Himmel glich. Ueber dem blütenweißen Bettlein schwebte ein Engel, ob lebend oder ein Bild, konnte Barbara bei der im Gemache herrschenden Dämmerung nicht erkennen. Die Jungfrau küßte sie beim Abschiede auf die Stirne, bezeichnete sie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und sprach: „Schlaf' in Frieden am Herzen der Mutter Maria; die Engel werden bei dir wachen!" Und wie Barbara sich in das Bettlein legte, sieh', da neigte sich der Engel oberhalb desselben gegen sie, breitete Arme und Flügel aus, als wollte er sie beschützen, und ein Gesang ertönte, lieblicher noch als jener bei ihrem Eintritte. „Mein Jesus! Maria, meine Mutter! Mein heiliger Schutzengel!" das sprachen noch ihre Lippen, als schon die müden Aeuglein sich schlossen, und der Gesang sie sanft und süß in den Schlummer wiegte.

Derselbe wunderbare Gesang begrüßte sie wieder, als sie am Morgen nach dem erquicklichsten Schlafe erwachte. Vor dem Bette stand bereits die schöne Jungfrau, bot ihr zum Gruße mit freundlichem Lächeln die Hand, und fragte dann, wie sie geschlafen habe.

„Als schliefe ich im Himmel und bei den Engeln, so gut!" rief Barbara lebhaft aus. „O wie schön und gut ist es doch bei Euch! Hätt' ich die Mutter bei mir, ich möchte für immer bei Euch bleiben."

„Und doch ist dieses Haus nur eine ärmliche Hütte gegen den Palast, welchen du mit Denen einst bewohnen wirst, die Gott treu anhangen," sprach die schöne Jungfrau mit hohem Ernste. „Ja, Barbara, du sollst auch zu

seiner Zeit im Himmel ruhen, und bei den Engeln seyn; das ist der Wille Gottes!""

„Und bei dem lieben Christkindlein!" setzte Martl leise bei.

„Barbara verrichtete nun mit der schönen Jungfrau das Morgengebet in der Kapelle, und ward dann mit einem Frühstücke von Milch, Honig und Butterbrod bewirthet. Das mundete ihr so gut, wie gestern das Abendessen, und hätte es wohl noch mehr, wäre nicht die Trennung von diesem lieblichen Aufenthaltsorte so nahe gewesen. Aber diese ließ sich nicht aufschieben. Wartete doch die Mutter zu Hause mit Sorge und Angst; und Barbara selber, wie gerne sie auch länger hier geblieben, drängte es, mit der frohen Botschaft heimzukehren. Deßhalb nahm sie nach dem Frühstücke von ihrer liebevollen Wirthin mit Thränen des Dankes und der Rührung Abschied.

„O sagt mir, schöne Jungfrau, doch Euern Namen, damit ich ihn auch der Mutter sage, und wir ihn für immerfort segnen!" bat sie.

„Ich heiße wie du," antwortete die Jungfrau mit freundlichem Lächeln; „ich bin Barbara, deine Namenspatronin!"

Wer könnte Barbara's Ueberraschung und Freude schildern! Wie oft hatte sie nicht sehnsüchtig gewünscht, ihre heilige Namenspatronin zu sehen, und jetzt stand sie vor ihr! Thränen brachen aus ihren Augen, und sie stammelte: „Ich sah's Euch ja an, daß Ihr kein irdisches Geschöpf, daß Ihr eines der himmlischen Wesen seyn müßtet. Und nun seyd Ihr meine heilige Namenspatronin selbst! — Ach, ich kann, ich darf Euch nicht so schnell verlassen; laßt mich hier bei Euch in diesem Hause des Himmels!"

„Von dem Tage der heiligen Taufe bis auf diese Stunde war ich stets in deiner Nähe, wenn du mich auch

nicht sahest," sprach die Heilige. „Ich trug dein Flehen zu dem Herrn, und flehte mit dir, Barbara, und erbat dir Viel; denn du liebtest mich, und gingst auf guten Wegen. Darum hat auch der Herr dir und mir die Gnade gewährt, daß ich in Seinem Namen dich hier aufnehmen und pflegen durfte. Ihm gib die Ehre, Ihm den Dank! Du aber geh' heim, und diene dem Herrn mit reinem Herzen, in Liebe und Gehorsam, und harre aus im Guten bis an das Ende, dann wirst du dieselbe Krone einstens tragen, womit der Herr mich geschmückt hat."

Da kniete Barbara nieder und bat um den Segen ihrer Schutzpatronin; diese segnete sie und umschlang sie dann voll zärtlicher Liebe, sprechend: „Dieses Sträßlein längs des Baches führt dich sicher nach Hause. Geh' im Namen des Herrn; Er möge dich geleiten mit starker Hand für und für!"

Bei diesen Worten war die Heilige verschwunden; aber der wunderbare Gesang von gestern ertönte auf's Neue mit himmlischer Lieblichkeit, als wollte er Barbara den Abschiedsgruß bieten. Lange, lange blieb die Kleine noch auf der Stelle, wo ihr die Heilige entschwunden, — nach ihr die Arme ausbreitend, ihren Namen rufend. Aber je länger sie blieb, desto mehr veränderte sich vor ihren Augen die ganze Gegend. Das gastliche Haus mit den mächtigen Kuppeln schien langsam sich in milchweiße Wolken aufzulösen und aufwärts zu schweben; die Gebirge verschwanden mit ihren riesigen Häuptern — kurz, die ganze Landschaft, vor wenigen Augenblicken noch mit wunderbarer Pracht und fast überirdischem Glanze bedeckt, nahm ihr gewöhnliches Aussehen wieder an. Barbara begann es wie Schuppen von den Augen zu fallen. Diese Gegend kannte sie wohl; kaum eine Stunde war's von hier zum Häuschen der Mutter, und das Sträßlein, auf welchem

sie stand, führte schnurgerade dahin. Und doch, wie schwer fiel es der Kleinen, die Stelle zu verlassen, wo ihr so selige Stunden zu Theil geworden! „Im Himmel war ich, wenn ich es auch nicht wußte, und jetzt muß ich wieder hinaus in's öde Erdenleben!" so klagte sie anfänglich; aber bald ward sie wieder getrösteter. „Es geht ja zu der lieben Mutter!" sprach sie. „Krank bin ich fort, und gesund komm' ich wieder nach Hause; den Herrn hab' ich gesehen und Seine jungfräuliche Mutter, Seinen Schooßjünger und meine heilige Patronin; ist das nicht ein Glück über alle Maßen groß und wunderbar? — O Herr, ich danke Dir!"

Und sie nahm das zu ihren Füßen stehende Körbchen, küßte das darin befindliche Röslein, das lieblich duftete, als wäre es eben frisch von der Staude gepflückt, und ging langsam weiter. Unterwegs meinte sie fort und fort die Gestalten des Herrn und der Himmelskönigin Maria neben sich zu sehen, und in ihren Ohren tönte wie von Engelslippen gesprochen die Mahnung: „Liebe! Gehorche! Sey reinen Herzens! Harre aus im Guten bis zum Ende!" Und so oft sie diese Stimme vernahm, antwortete sie im Stillen: „Ja, ich will lieben, ich will gehorsam und reinen Herzens seyn, ich will ausharren im Guten bis an's Ende — das gelob' ich der heiligsten Dreifaltigkeit, der lieben Mutter Maria und allen Heiligen des Himmels!""

Frau Margarete hielt jetzt einige Augenblicke still, und hob dann mit bewegter Stimme an: „Nicht wahr, liebe Kinder, ihr wollt auch Dasselbe Gott und den Heiligen versprechen?"

„Ja," riefen diese aus, „ja, wir wollen Gott auch von Herzen lieben, Ihm willigen Gehorsam leisten,

rein an Leib und Seele uns halten, und ausharren im Guten bis an's Ende!"

Die gute Wittwe belobte die Kinder wegen dieses frommen Gelöbnisses, setzte aber bei: „Versprechen ist leicht; das Versprechen halten — das ist die Hauptsache. Barbara hat ihr Versprechen gar wohl gehalten..."

„Und wir werden das unserige auch halten," betheuerten die Kinder; „Ihr werdet es sehen, Frau Margarete!"

„Von mir darfst du's gewiß glauben, liebe Mutter," sprach der kleine Johannes; „sey nur so gut und erinnere mich an mein Versprechen, wenn ich darauf vergessen sollte."

Frau Margarete nickte bejahend, einen liebevollen Blick auf Johannes werfend, und setzte dann ihre Erzählung fort wie folgt:

„Ihr könnt euch wohl denken, meine Lieben, wie groß die Freude der Mutter war, als Barbara mit geheiltem Arme heimkam und ihr die gehabten wunderbaren Begegnisse alle erzählte. Die gute Frau vergoß Freudenthränen, und pries mit Barbara laut die Gnade des Allerhöchsten. Jetzt entdeckten sie noch einen neuen Beweis der göttlichen Fürsorge und Liebe. Wie Barbara ihr Körblein öffnete, fand sie darin, statt des Restes schwarzen Brodes, ein frischgebackenes Laiblein vom besten Weizenmehl; das Fläschlein, das leere, war wieder mit süßester, reinster Milch gefüllt; daneben lag ein Stück schneeweißer, glänzender Leinwand. Aber ihre Verwunderung und Freude sollte noch größer werden; denn nie ward das Brod kleiner, mochten sie auch noch so viel abschneiden. Blieb am Abende kaum ein handbreites Stückchen übrig — am Morgen darauf lag das Laiblein frisch und ganz, als käme es gerade vom Bäcker, wieder in der Lade. Eben so unerschöpflich zeigte sich das Fläschlein. Alltäglich gab es vier Maß der aller-

besten Milch, mehr als genug für Frau Gisela's Haushalt. Deßgleichen lieferte ihr das stets sich wieder ergänzende Stück Leinwand den nöthigen Bedarf für Gewand und Wäsche. Die Rose aber zeigte fort und fort ihre wunderbare Heilkraft, wenn irgend Eines von der kleinen Familie erkrankt war... Durch diese wunderbaren Gaben der göttlichen Liebe sah Frau Gisela sich und ihre Kinder von aller Noth auf die ganze Lebenszeit befreit, und hörte nicht auf mit Barbara Gott zu dienen, Ihm zu danken und Ihn zu preisen jeden Tag, ja jede Stunde.

Barbara hielt ihr Gelübde. Sie liebte Gott über Alles, und den Nächsten wie sich selbst; befolgte alle Gebote des Herrn und der Kirche mit treuem Gehorsame; sie blieb immer reinen Herzens, und gut und eifrig nicht blos einige Wochen oder Monate, sondern verwandte jede Stunde ihres Lebens zum Dienste Gottes. Mit der innigsten Freude, mit dem glühendsten Danke erinnerte sie sich, wie einst der Heiland, die liebe Mutter Maria, der heilige Johannes und ihre treue Patronin ihr erschienen; und ihr sehnlichstes Verlangen war, ihnen doch bald wieder zu begegnen und dann für immer bei ihnen zu bleiben. Indem Barbara sich so ihres Gelübdes befliß, ging an ihr das Wort des Herrn in Erfüllung: — sie ward durch Liebe, Gehorsam, Reinigkeit und Beharrlichkeit auf Erden fröhlich und einstens zu seiner Zeit im Himmel selig. Und wie Barbara, so wird auch jeder Mensch, der diese Tugenden liebt und übet, auf Erden fröhlich und im Himmel drüben selig werden."

Den Kindern hatte diese Erzählung gar viele Freude gemacht; in ihrer Weise besprachen sie sich darüber, und Frau Margarete ward von ihnen noch über viele Punkte befragt. Allen gefiel die fleißige Barbara, und sie priesen ihr Glück mit freudiger Theilnahme.

„Möchte nur uns heute auch das liebe Christkindlein begegnen!“ sprach Ignaz zu dem Schwesterlein. „Wüßte ich nur, wo Es wäre, ich ginge Ihm entgegen, und wäre der Wald noch so dunkel.“

„Ich wäre schon froh,“ meinte Christine, „wenn die liebe Mutter Maria zu uns käme. — Aber die Mutter, die ist ja fort, um das Christkindlein zu suchen. Sie bringt Es uns gewiß!“

Auch Martl und Johannes theilten sich ihre Gedanken über die Erzählung mit. Martl hätte jetzt Nichts sehnlicher gewünscht, als die wunderbare Rose Barbara's zu haben, er hätte dann alsobald den kranken Fuß seines Freundes geheilt.

„Aber sorge dich nicht; das Christkindlein kann dich auch ohne Röslein gesund machen; und gewiß, wenn Es heute kommt — ich will Es recht bitten, daß Es dich wieder gesund macht!“ tröstete er den kranken Freund.

Dieser schaute ihm liebevoll in die frischen blauen Aeuglein, und sprach: „Weißt du, wie die schöne Jungfrau zu der Barbara gesagt hat? Harr' aus bis an das Ende! Das will ich auch thun — ich will warten, bis der Herr kommt und ein Ende gibt. Ich weiß es ja, es wird auch meine Krankheit einstmals ein Ende nehmen.“

Aber die Kinder hätten auch gerne gewußt, wie es Barbara's Bruder, dem bösen Kaspar, ergangen, und baten Frau Margarete recht schön, sie möchte ihnen doch auch diese Geschichte erzählen.

„Gerne, liebe Kinder,“ sprach die gute Frau; „es ist auch die Geschichte von dem bösen Kaspar lehrreich. Aber ihr müßt mir ein paar Stündlein Zeit lassen, denn ich habe im Hause noch Allerlei zu thun.“

Man darf glauben, daß den neugierigen Kindern die Zeit inzwischen nicht eben kurz vorkam, — daß ihre Freude

aber dann auch um so größer war, als Frau Margarete nach vollbrachter Arbeit ihren Stuhl wieder an Johannes' Bettlein schob, den Kindern das Bänklein daneben anwies, und nun also begann:

Fünftes Kapitel.

Die Geschichte vom bösen Kaspar. Wie er gezüchtigt und gebessert ward.

„Der Kaspar hatte einen heimlichen Neid, daß es dem Schwesterlein auf dem Wege so gut gegangen, namentlich, daß es köstlich bewirthet und so reich beschenkt worden war. Und er bekam Lust, auch in den Wald zu gehen und sein Glück zu versuchen. Deßhalb schnitt er sich eines Tages, wo er keine Schule hatte, ein großes Stück Brod ab, nahm dann einen Hafen, steckte ein Fläschlein Milch zu sich, und sprach zur Mutter: „Heute ist keine Schule; ich möchte daher in den Wald gehen und Beeren suchen, und sonst mich vergnügen. Vor Abend komm' ich nicht nach Hause." Eigentlich wollte er Krebse fangen, obwohl ihm solches strenge verboten war. So, ohne die Mutter um Erlaubniß zu bitten oder auf eine Antwort zu warten, lief der ungezogene Bube fort, und hätte bei der Thüre Barbara fast umgerannt; kaum konnte ihm diese noch nachrufen: „Geh' im Namen Jesu, und komm' bald wieder nach Hause!"

Kaspar ging wohlgemuth dem Walde zu, sang und sprang, wie es ihm beliebte; daran, daß er sein Morgengebet noch nicht verrichtet, dachte er gar nicht. Eben so wenig kümmerten ihn die Aufgaben, die er auf morgen für die Schule zu lernen hatte.

Im Walde angekommen, legte er sich bald nieder auf dem

weichen, mit Laub bedeckten Rasen, bald pflückte er Blumen oder Beeren, bald verfolgte er ein Wild oder kletterte auf die Bäume, um den Vögeln nachzustellen. So trieb er sein wildes Wesen, bis er müde und hungrig ward; da legte er sich unter eine Buche, und zog das Brod und das Milchfläschlein heraus.

Während er es sich nun schmecken ließ, kam ein alter Mann, auf einen Stab gestützt, langsam daher und sprach: „Lieber Gott, was hast du da nicht für ein schönes, großes Stück Brod! Gib mir doch nur ein Schnittlein davon, und Gott wird es dir vergelten. Hab' ich ja seit vorgestern Nichts gegessen!"

„Kann dir Nichts geben; mein Brod reicht gerade für mich," antwortete Kaspar.

„Gib mir nur ein paar Bröcklein, und ich will's dir danken!" bat der Alte wieder. „Ich meine, ich muß vor Schwäche fast umfallen. Thu's Gott zu Liebe; gewiß, Er wird dir es tausendmal vergelten!"

„Laß mich in Ruhe, und schier dich fort!" schalt der Hartherzige. „Du kriegst einmal Nichts, und ich mag deinetwegen nicht Hunger leiden."

Da schaute ihn der alte Mann mit solcher Hoheit, mit solchem Zorne an, daß es dem Knaben durch Mark und Bein ging, und sprechend: „Dir wird ausgemessen werden, wie du eingemessen hast; du wirst es bereuen!" verschwand er. Kaspar erschrak nicht wenig über den Blick und das Wort des Alten. Das Essen wollte ihm nimmer recht schmecken; er stand deßhalb auf und ging tiefer in den Wald hinein, Willens, sich in einem kleinen Bache zu baden, der hier entsprang, und nebenbei auch nach Krebsen zu suchen. Dieß Letztere war ihm und allen übrigen Schulkindern, wie schon bemerkt, strenge verboten; aber Kaspar, in seinem Trotze, kehrte sich nicht daran;

er hatte sich bis jetzt unentdeckt und straflos die Taschen mit Krebsen gefüllt, d. h. er hatte sie gestohlen. Dießmal jedoch entging er der verdienten Züchtigung nicht.

Unweit des Bächleins begegnete ihm eine alte Frau von bleichem, krankhaftem Aussehen und ganz ermüdet, daß sie kaum mehr gehen konnte. Bei Kaspar's Anblick rief sie freudig aus: „O lieber Knabe, dich sendet Gott zu meiner Hülfe! Vor Schwäche kann ich kaum weiter. Hast du Nichts zu essen oder zu trinken, daß ich wieder ein wenig zu Kräften komme?"

„Nein, ich habe Nichts; reiche selber kaum aus," erwiederte ungerührt und verdrießlich Kaspar, und wollte rasch an ihr vorbei.

„Ach, ich bitte dich noch einmal! Hast du nicht Mitleid mit einem alten, blutarmen Weibe, so thu' es Gott zu Liebe. Bedenke, was unser göttlicher Heiland sagt: „Was ihr dem Geringsten unter euch gethan, das habt ihr mir gethan!" Deinen Heiland sättigest du, wenn du einen Hungrigen speisest. Gewiß reichlich und tausendfach wird Er es dir, mein Sohn, vergelten!"

„Laßt mich in Ruhe; ich habe mein Brod für mich, und für niemanden Andern!" schalt zornig der wilde Knabe.

„So thue mir doch den Gefallen und führe mich ein Viertelstündlein nur; mir brennen die Füße wie Feuer, und schon zweimal bin ich auf diesem steinigen, holprigen Wege gefallen!" bat und klagte die arme Frau auf's Neue.

„Meinst du, ich bin dein Narr? — Was bleibst du nicht zu Hause, wenn du nicht gehen kannst?"

„Du wirst deine Unbarmherzigkeit noch heute bereuen!" rief ernst die Frau — ihre Gestalt war plötzlich hoch aufgerichtet, ihr Antlitz wie von einer Feuerglut umstrahlt —: „Mit welchem Maße du ausmissest, mit dem wird dir eingemessen werden; auch du wirst nach

einer Stütze seufzen, und Niemand wird sich dein' erbarmen!"

Bei diesen Worten verschwand die Frau. Kaspar stand erschrocken, voll böser Ahnung da; sein Gewissen begann ihm Vorwürfe über seine Rohheit und Hartherzigkeit zu machen. Aber das alles hielt bei dem leichtsinnigen Knaben nicht lange an; als wenn nicht das Geringste vorgefallen wäre, eilte er jetzt in heiterster Laune dem Bache zu, und freute sich im Voraus auf die Lust des Badens und des Krebsens.

Es kam jedoch ganz anders, als er glaubte.

Kaspar badete sich, und machte sich dann an das Krebsen. Er fing so viele und so mächtig große Krebse, daß er sich darüber verwunderte. Nie hatte er derartige Krebse je einmal gesehen, geschweige denn gefangen. Der Hafen, den er zu ihrer Aufbewahrung mitgenommen, konnte sie gar nicht alle fassen; er stopfte deßhalb noch damit die Taschen voll, und legte sich dann, ermüdet von der Hitze, in den Schatten eines Baumes, — Willens, etwas auszuruhen, hernach aber die Krebse in seinem Hafen zu kochen, was eine köstliche Mahlzeit geben mußte. Deßhalb deckte er die Oeffnung des Hafens mit Laub und Reisig zu, legte noch einen schweren Stein darauf, und schlief dann ein, sich jetzt schon auf das Erwachen und sein Mittagsmahl freuend.

Und er schlief fort, bis ihn ein heftiges Stechen und Brennen weckte. Wie erschrak er nicht jetzt! Die Krebse hatten den Hafen trotz des schweren Steines umgeworfen und sich befreit; sie krochen bereits auf seinem Körper umher, und zwickten ihn allerorten mit ihren spitzigen Scheeren. Ein Dutzend wenigstens hatte sich an seinen bloßen Füßen so zu sagen verbissen, andere sich über die Hände gemacht, und sie schrecklich zugerichtet. Selbst das Gesicht,

Hals und Brust hatten sie grimmig angefallen und arg zerfleischt. Aergeres und Schmerzlicheres noch litt er von den Krebsen, die er in seinen Taschen verwahrt hatte; diese verwundeten ihn an den Schenkeln und am Unterleibe. Voll Schreck, Angst und Schmerz sprang Kaspar auf, und wollte durch die Flucht sich retten. Vergebens! Theils der Wunden an den Füßen, theils der Krebse wegen, welche sich zwischen den Zehen eingebissen hatten, konnte er nicht vorwärts; jeder Schritt verursachte ihm neue und noch größere Schmerzen. Und dann waren die Krebse schneller, als er. Von allen Seiten kamen sie jetzt herbei und fielen Kaspar an, der, überall blutend, seiner Noth kein Ende wußte, und herzbrechend stöhnte und ächzte. Er legte sich jetzt auf's Bitten und rief: „Liebste Krebse, o laßt mir doch das Leben, und verschont mich! Hoch und theuer versprech' ich's euch: ich will euch Nichts mehr thun, und nimmer auch nur mit dem kleinen Finger euch anrühren!" Aber die Krebse hatten kein Mitleid mit dem bösen Kaspar, und einer, der vielleicht ihr König war, und durch seine Größe und Stärke sich auszeichnete, antwortete mit düsterm Tone:

„Was stiehlst du, kleiner Bösewicht,
Und raubst uns aus dem Bache?
Jetzt halten wir ein streng' Gericht,
Jetzt fühl' der Krebse Rache!"

Und sie fielen ohne Mitleid auf's Neue über Kaspar her. Bei jeder neuen Wunde aber, die sie ihm beibrachten, hörte man sie rufen: „Das ist für deine Trägheit im Gebete!" „Das kriegst du wegen deiner Säumniß im Schulbesuch!" „Das gehört dir wegen deines Ungehorsams!" „Das leidest du wegen deiner Lieblosigkeit und Hartherzigkeit!" „Das ist für deine Diebstähle!" „Das ist für dein Lügen!" „Das ist

für deine Thierquälerei!" So warfen sie ihm alle seine Bosheit vor, und Dinge wurden gerügt, die er, nach seiner festen Meinung, so geheim begangen hatte, daß sie Niemand auf Erden wissen konnte.

Kaspar, immerfort bedrängt, suchte heulend und jammernd seinen Verfolgern zu entfliehen; allein, wie er sich auch anstrengte, die Krebse zu verscheuchen und von sich weg zu schleudern — sie ließen ihn nicht, und erst nach drei Stunden harter Pein gaben sie die Verfolgung auf und waren plötzlich wie vom Winde weggeblasen. Doch der Knabe ward dessen nicht froh; denn er konnte, obwohl der Quälgeister ledig, sich nimmer von der Stelle rühren. Unweit eines Weges, den er zuvor gar nicht bemerkt hatte, sank er plötzlich erschöpft vor Schmerz, Blutverlust und Schreck zusammen — so schwach war jetzt der Knabe geworden, der noch vor wenigen Stunden mit den Hirschlein des Waldes in die Wette gesprungen!

Eben war die Sonne untergegangen, und feucht und trübe brach mehr und mehr die Abenddämmerung ein. Zu Kaspar's unsäglichen körperlichen Schmerzen kam auch noch das bange Gefühl der Furcht. Er wußte nicht, wo er war; von den Krebsen verfolgt, war er rathlos bald da-, bald dorthin gelaufen, und hatte sich allem Anscheine nach weiter und weiter von der Heimath entfernt. Wie sollte er dieselbe wohl wieder finden, wie bei seinem Zustande erreichen? — Der Gedanke aber, verlassen und hülflos die Nacht hier im düstern Walde zubringen zu müssen, immer in Gefahr, von Räubern, Wölfen oder Bären angefallen zu werden, hatte für ihn etwas ungemein Schreckliches; am meisten quälte ihn die Angst, es möchten die Krebse wieder kommen. Umsonst rief er nach der Mutter und nach Barbara — sie waren zu weit entfernt, um seinen Angstruf zu hören.

Nur Einer konnte helfen in dieser Bedrängniß — der Vater im Himmel. Und zu Ihm hob nun auch Kaspar unter bitterlichen Thränen die Hände, und rief Ihn an: Er möge doch ihn nicht verlassen, und ihm Hülfe senden. „Allerdings sey er, reumüthig bekenne er es, bis jetzt ein schlimmer, ja der allerschlimmste Bube gewesen, und habe sein gegenwärtiges Elend gar wohl verdient; aber gewiß, von nun an wolle er ein braver Bube, ja der allerbravste in der ganzen Schule werden, gerne beten, fleißig in die Kirche gehen, der Mutter und dem Herrn Lehrer auf's Wörtlein folgen, die Schwester lieb haben, und mit Allen in Frieden leben. Dieß und alles andere Gute verspreche er dem Herrn, und wolle sein Versprechen gewißlich halten, nur möge Er ihn hier im Walde nicht verschmachten und sterben lassen!"

„Noth," sagt ein wahres Sprüchwort, „lehrt beten." Kaspar betete in seiner Noth mehr, als er das ganze Jahr hindurch gebetet hatte; und es schien, als wollte Gott sein Gebet auch erhören. Ein junger, kräftiger Bauernbursche, eine Axt auf der Schulter, kam daher, und sofort bat ihn Kaspar, weinend und mit gefalteten Händen, „er möge sich doch seiner erbarmen, und ihn aus dem Walde tragen, sonst würden in der Nacht die Wölfe, Bären und Krebse kommen, und ihn vollends auffressen."

Der Bursche trat wirklich näher, und hatte, als er Kaspar jetzt, mit Blut überronnen, daliegen sah, das herzlichste Mitleid. Schon streckte er die Arme aus, ihn auf die Schultern zu nehmen. Da fragte er noch, wie er denn heiße.

„Ich bin Kaspar, der Sohn der Frau Gisela," war die Antwort.

„So? du bist der Kaspar, der schlimmste Bube weit und breit? der Obstdieb, der Lügner, der Faulenzer? Da bleibe du nur liegen!"

Und er ging seines Weges weiter. Kaspar schrie, bat und weinte — umsonst, der Bursche hörte nicht.

„Ach, so gebt mir nur einen Bissen Brod, oder einen Schluck Wasser, daß ich nicht gar verschmachte!“ rief er kläglich. „Seyd doch ein Christ und kein Heide!“

„Dir soll ich Brod geben, dir Wasser holen, du böser Bube?“ entgegnete der Bursche, nochmals einen Augenblick stillstehend. „Hast du denn meinem Vater nur einen Mundvoll gegeben, als er dir heute im Walde begegnete und dich fast fußfällig um eine Labung ansprach? — Du sollst jetzt erfahren, wie Hunger und Durst thut!“

Bei diesen Worten kehrte der Bauernbursche rasch sich um, und war bald hinter den Bäumen verschwunden. Da gedachte Kaspar des Alten, den er heute so mitleidslos abgewiesen hatte, und schlug jammernd die Hände über den Kopf zusammen.

„Ja,“ seufzte er, „das Wort des Alten trifft jetzt zu: „Du wirst es bereuen; dir wird eingemessen werden, wie du ausgemessen hast.“ Ich spüre es, wie der Durst brennt, und der Magen öde ist...“

So lag Kaspar wieder eine ganze lange Stunde da, und mit jedem Augenblicke ward, so meinte er, sein Elend größer. Er nahm alle Kräfte zusammen, um aufzustehen; kaum aber war er ein paar Schritte gegangen, so sank er wieder wie halbtodt nieder. „Es hilft dir Alles Nichts,“ jammerte er, „dein Letztes ist da; du mußt hier sterben und kommst nimmer nach Hause!“

Da hörte er plötzlich von Weitem eine menschliche Stimme — ob Gesang oder Gebet, konnte er nicht gleich unterscheiden. Bald sah er ein weißliches Gewand durch das Dunkel näher kommen; es war eine Taglöhnerin, die vom Mähen heimkehrte. Kaspar schrie aus Leibeskräften: „Ach, kommt doch her und helft um Gottes willen einem

Verunglückten!" Die Taglöhnerin erfüllte seine Bitte, und trat zu ihm heran. Kaspar erzählte ihr sein Elend und bat: „Ach, helft mir doch ein wenig auf, und weiset mich bis an das Ende des Waldes; dann find' ich wohl mit Gottes Hülfe den Weg zu meiner Mutter, der Frau Gisela!"

„Was, du bist der Kaspar? und dich soll ich heimweisen? gewiß dafür, daß du heute früh meine Mutter trotz alles Bittens so unbarmherzig hier im Elende gelassen hast? Weder einen Bissen Brod hast du ihr gegeben, noch ihr auf dem schlimmen, holprigen Weg weiter geholfen. Pfui, schäme dich! Da hat nothwendig der Herr kommen und dich rohes Bürschlein züchtigen müssen. Daß ich die Närrin wäre, mir deinetwegen das Gewand zu beschmutzen oder Arm' und Beine müde zu machen! Ja, hättest du dich meiner Mutter erbarmt, dann ging' ich für dich durch's Feuer..."

„Ach, wenn du mich nicht führen willst," jammerte Kaspar, „so geh' doch, ich bitte dich flehentlichst, zu meiner Mutter und sag' ihr, wo ich liege, damit sie kommt und mich nach Hause trägt!"

„Was du dir einbildest! Eine ganze Stunde sollt' ich bei Nacht durch den Wald laufen, und dir die Mutter holen? — Ich kümmere mich so wenig um dich, als du dich heute Morgen um meine Mutter bekümmert hast!" rief die Dirne, und fort war sie.

„Jetzt ist es aus!" schluchzte Kaspar und weinte, daß eine Thräne die andere schlug. „Aber mir widerfährt nur mein Recht; hab' ich es ja ihrer Mutter auch nicht besser gemacht. Ja, schändlich hab' ich an den zwei alten Leuten gehandelt, und nun kommt die Strafe Gottes, und ich muß sterben!"

Fast schien es, daß Kaspar nichts Anderes bevor-

stünde, als hier im einsamen Walde umzukommen! Wie hart ihm auch das Sterben fiel, härter noch kam es ihn an, daß er die gute Mutter nimmer sehen sollte. Ach, sie hatte ihn so sehr geliebt, und wie schlecht hatte er ihr dafür gelohnt! „Wenn nur die Mutter bei mir wäre, oder doch wenigstens die Bärbl," seufzte er, „dann wollt' ich gerne sterben, ich hätte doch einen Trost; nur eine Viertelstunde wenn sie bei mir wären!"

Während Kaspar also klagte, glaubte er plötzlich ein fernes Rufen zu vernehmen — es war ihm sogar, als höre er seinen Namen. Da bot er die letzte Kraft auf und schrie: „Hier ist der Kaspar! Kommt ihm doch zu Hülfe!"

Eine Zeit lang herrschte ringsum wieder bange Stille, dann aber rauschte es in den Büschen, die Kaspar umgaben, und ein Mädchen mit einer Laterne in der Hand trat zu ihm. Es war Barbara, das treue Schwesterlein. . .

Der Mutter und ihr war es sehr ängstlich um's Herz geworden, als Kaspar so lange nicht heimkam. Es war nicht das Erstemal, daß er lange ausblieb, aber so lange war er doch noch nie ausgeblieben. Es ward endlich finstere Nacht, und die Angst von Mutter und Tochter immer größer. Da ließ sich Barbara nicht mehr halten. Sie war von Natur ein schüchternes Mädchen; doch die Liebe zu dem Bruder und der Anblick der bekümmerten Mutter überwand ihre Furcht. Indem sie einen Stock, dessen sich die Mutter gewöhnlich bediente, wenn sie ausging, und eine kleine Laterne zur Hand nahm, bat sie die Mutter um Erlaubniß, den Bruder suchen zu dürfen. Frau Gisela wollte sie anfänglich nicht fortlassen, aber Barbara sprach muthig: „Denke, liebe Mutter, was würde Kaspar, was würden die Leute sagen, wenn wir uns um ihn gar nicht

kümmerten? — Wenn dem Kaspar ein Unglück begegnet wäre, wie könnten wir es dann verantworten? Es läßt mir keine Ruhe; ich muß fort, ich muß ihn suchen!""

„Das ist eine brave Schwester, die Barbara," bemerkte Ignaz, „die hat ihren Bruder lieb. Der Kaspar hat ihr gar manches Schlimme angethan, und doch geht sie in der Nacht fort, ihm beizuspringen."

„Das thun alle braven Schwestern," versicherte Frau Margarete. „Nicht wahr, Christine, du würdest auch Ignaz und Martl beistehen, wenn sie deiner Hülfe benöthigt wären?"

„Ei freilich, das wollt' ich meinen!" betheuerte Christine lebhaft. „Mitten in der Nacht ginge ich fort und suchte sie. Aber ich muß auch sagen, Martl und Ignaz thun mir nichts Böses, und sind weit braver, als der Kaspar."

„Gottlob," sprach Frau Margarete beifällig, „das wissen wir. Allezeit freut es mich, wenn ich sehe, daß ihr Geschwister mit einander so lieb und verträglich hauset. Lebt nur immer so in Lieb' und Frieden, und der Vater im Himmel wird euch dann gewiß Seinen Segen geben. Doch hört weiter!

Barbara schritt rüstig und muthig vorwärts. Wenn auch kein menschliches Wesen um sie war, so wußte sie doch, daß Gott und ihr Schutzengel sie begleiteten. Vor der Dunkelheit und Einsamkeit des Waldes hatte sie nicht die mindeste Furcht; in ihm war sie ja vor wenigen Tagen erst dem Herrn und Seiner gnadenreichen Mutter und zweien Seiner lieben Heiligen begegnet — da konnte ihr es nicht schlecht gehen. Und hätte sie auch durch's Feuer gehen müssen, für ihren Bruder wäre ihr auch dieß nicht zu schwer gewesen. Voll zärtlicher Sorgfalt für Kaspar, und in banger Ahnung eines vorgefallenen Unglückes,

vergaß Barbara nicht, die Rose, welche so wunderbar ihr den kranken Arm geheilt, mit sich zu nehmen.

Als Barbara den Saum des Waldes erreicht hatte, stand sie eine Zeit lang still; sie war ungewiß, wohin sie sich nun wenden sollte. Da flehte sie: „O Mutter Maria, du Helferin der Christen, weise du mir den rechten Weg!“ Und siehe, es erschienen plötzlich drei Johanniskäferlein, hell leuchtend wie drei Sterne, — umflogen sie enger und enger, und schwebten dann langsam vor ihr her. Freudig erkannte Barbara dieß Zeichen. „Euch hat mir die Mutter Maria gesandt zu Wegweisern,“ rief sie fröhlich; „ihr werdet mich sicher durch die Finsterniß zum Bruder führen!“

Und sie folgte ihnen. Von Zeit zu Zeit rief sie Kaspar laut bei Namen, und verkündete ihm mit aller Anstrengung der Stimme, daß sie, seine Schwester, nahe und ihm Hülfe bringe. In jenem Hohlwege, wohin sich Kaspar noch hatte schleppen können, fand sie ihn endlich, und das Herz that ihr weh vor Jammer, als sie ihn blutend, entstellt, mit Wunden bedeckt, beim Schein ihrer kleinen Laterne hier wiedersah.

Kaspar aber rief in Leid und Freude: „Jetzt will ich gerne sterben, weil ich nur dich sehe! Grüße mir die Mutter; ach, daß ich sie doch auch noch sehen könnte! Sie soll mir Alles verzeihen... Ich weiß, ich bin ein gar schlimmer Bube gewesen; aber jetzt büß' ich meine Bosheit mit dem Leben!“

Barbara kniete weinend neben ihm nieder, tröstete ihn mit den liebreichsten Worten, und gab ihm aus dem Fläschlein, das sie mitgenommen, zu trinken. Das erquickte Kaspar, den ein brennender Durst bisher arg gequält hatte, und er versuchte es nun, von der Schwester unterstützt, sich aufzurichten; aber er sank gleich wieder um, so schwach war er. Da rief Barbara im Stillen die Fürbitte der mächtigen Mutter Maria an, und berührte dann

den Bruder mit der Rose. Und sieh', auch hier bewährte die Rose ihre wunderbare Kraft: Kaspar vermochte sich jetzt an Barbara's Arm zu erheben, ja selbst langsam zu gehen! Gott dankend, geleitete diese nun den Bruder durch den Wald. Schmerzen, und zwar die heftigsten Schmerzen, empfand Kaspar freilich fort und fort, und mußte fast nach jedem Schritte ausruhen; er litt aber gewiß nicht mehr als Barbara, deren liebevolles, theilnehmendes Gemüth des Bruders Schmerzen fühlte, als wenn sie selbst sie litte.

So war es fast Morgen, als sie endlich nach Hause kamen, wo ihrer Frau Gisela mit aller Sorge und Angst eines Mutterherzens die ganze Nacht hindurch geharrt hatte. Wie sie nun ihre Kinder vom Walde herkommend erblickte, lief sie ihnen entgegen, umhalste mit Thränen den wiedergefundenen Sohn, und trug ihn mehr, als sie ihn führte. Kein Wort des Vorwurfs kam über ihre Lippen; sie sah ja das Elend Kaspar's, sah ihn bluten und weinen, und es durchschnitt ihr das Mutterherz! Zu Hause brachte sie mit Barbara's Hülfe Kaspar sogleich zu Bette, wusch und reinigte ihn (denn die Krebse hatten ihn in der That arg zugerichtet), kochte ihm ein Süpplein, und überließ ihn dann der weitern Pflege Barbara's. Sie selbst lief, so schnell sie konnte, in's Dorf zu dem Herrn Pfarrer und zum Bader; denn sie fürchtete, Kaspar möchte gar sterben, so schwach und krank lag er da."

„Aber," fragte Christine, „Barbara hatte ja noch die wunderbare Rose; half denn diese dem Kaspar nicht?"

„Sie half theilweise schon," entgegnete Frau Margarete; „so oft ihn Barbara damit berührte, fühlte er große Linderung der Schmerzen. Aber vollständige Heilung gewährte sie ihm nicht. Zu ihrem großen Erstaunen sah Barbara jetzt auch, daß das Oel im Kelche der Rose gänzlich vertrocknet war. Da erkannte sie wohl, wie

es der Wille Gottes sey, daß Kaspar die Wunden und Schmerzen zur Abbüßung seiner Sünden und zu seiner Reinigung ertragen solle. Und deßhalb sprach sie ihm auch recht eifrig und inniglich zu, er möge doch sein Herz mit aufrichtiger Reue zu Gott wenden, und dieß Leiden als eine verdiente Züchtigung seiner Sünden annehmen, letztere reumüthig dem Herrn Pfarrer bekennen, und so wieder sich mit Gott, dem himmlischen Vater, aussöhnen, und von nun an Sein treues Kind werden.

Das versprach Kaspar auch mit Thränen, und hielt es. Als der Herr Pfarrer kam, küßte er ihm die Hand, und bat ihn weinend um Verzeihung. Dann beichtete er. Nach der heiligen Beichte bat er nochmals die Mutter und das Schwesterlein um Verzeihung, und sie sollten auch in seinem Namen alle Diejenigen um Verzeihung bitten, die er auf irgend eine Weise beleidigt, geärgert oder sonst gekränkt habe, namentlich den Herrn Lehrer und die Schulkinder. Die letztern möchten sich an ihm ein Beispiel nehmen, wohin Faulheit, Ungehorsam, Naschhaftigkeit und Verwegenheit führen. Alle im Dorfe und in der Umgegend hörten mit Freuden von Kaspar's Sinnesänderung, wie sehr sie auch sein Leiden bedauerten, und gaben ihm auf jede mögliche Weise ihre Theilnahme zu erkennen. Der Herr Pfarrer zumal besuchte Kaspar fast täglich, und bestärkte ihn in der Geduld, und in der Nachfolge des gekreuzigten Heilandes. Auch der Bader kam fleißig, aber helfen konnte er nicht; die Hände und Füße Kaspar's wurden lahm, und er mußte manchen Tag unsägliche Schmerzen ausstehen. Doch trug er Alles geduldig, und sagte öfter: „Ich hab' es ja verdient, ja eher Mehr als Weniger. Wenn nur der Vater im Himmel mich wieder als Sein Kind aufnimmt!" Und dafür beteten Frau Gisela und Barbara mit aller Inbrunst und Hoffnung.

So kam das heilige Weihnachtsfest heran. Kaspar sah's, wie Mutter und Schwester ihm einen Christbaum herrichteten, und lächelte freundlich dankend: „Ich meine, ich kriege meinen Christbaum drüben. Verdient hab' ich freilich keinen; doch ich verlasse mich auf mein liebes Jesukindlein — Es wird auch mit mir Erbarmen haben!"

Und wirklich, Kaspar schlief den Tag vor dem heiligen Abend in den Armen der Mutter und des Schwesterleins sanft hinüber. Ihr Schmerz und Jammer war groß; aber sie hatten doch den Trost, daß Kaspar bußfertig und gebessert aus dieser Welt geschieden. —

„Seht, liebe Kinder, so ist es dem Kaspar gegangen! Wäre er im Gebete fleißig, in der Schule aufmerksam und zu Hause folgsam gewesen, glaubt mir's, er hätte dann dieß Kreuz nicht erlebt, noch wäre er in so jungen Jahren umgekommen. Darum haltet es nicht mit ihm, sondern mit der guten Barbara. Liebt Gott über Alles und den Nächsten wie euch, aber die Sünde hasset; seyd gehorsam und in Allem getreu; befleißet euch der Reinigkeit an Seele wie am Leibe, und seyd beharrlich im Guten bis an das Ende, so wird es euch ganz sicher so gut ergehen, wie der frommen Barbara."

Jetzt besprachen sich die Kinder wieder über die Geschichte. Mit Kaspar hatten sie zwar Mitleid, meinten aber doch, er hätte es einmal zu arg gemacht und Strafe verdient. Dagegen priesen sie die gute Barbara auf's Neue, und Christine fragte: „ob sie wohl noch lebe?" und Ignaz: „ob das Christkindlein doch alle Jahre zu ihr gekommen sey?"

Diese Fragen setzten die gute Frau Margarete einigermaßen in Verlegenheit. „Ob Barbara noch lebe, sey ungewiß; aber ganz gewiß sey es, daß das Christkindlein

ein so frommes Kind alle Jahre besucht und beschenkt haben werde."

„Wenn das liebe Christkindlein zu uns nur auch so gewiß käme!" seufzte Ignaz vor sich hin. „Aber Es wird schon kommen — es ist ja die Mutter fort und sucht Es!"

Das will auch Frau Katharina, und wir werden jetzt sehen, ob sie Es findet.

Sechstes Kapitel.

Wie es der Frau Katharina ergeht. O weh, sie kommt um ihren Christbaum!

Der Weg nach Pinnau führt durch eine weite, theilweise mit Wald und Gestrüpp bedeckte Ebene; Menschen ließen sich nur selten in dieser abgeschiedenen Gegend sehen, und Die, welche hier sich sonst lebendig gezeigt, die Vögel und das Wild, die frischen Rehe und Hasen waren schon längst verschwunden. Diese Ruhe und Stille sprach wohlthuend zu Frau Katharinens Gemüth; sie hatte, wonach sie sich lange schon gesehnt, jetzt die rechte Zeit und auch den rechten Ort, wo sie wieder zu Gott beten, und ihr volles Herz mit seinen zahlreichen Sorgen und Anliegen vor Ihm ausgießen konnte. Das that sie denn auch inniger als je. Alle die Sorgen und Anliegen ihres Mutterherzens legte sie vor der Wiege des göttlichen Kindes der Gnade nieder; sie bettete ihre Kleinen gleichsam hinein zu dem neugebornen Heilande, damit sie an Seiner Seite, von Seinen Liebesarmen umschlungen, Seine Huld und Seine Gnade erführen. Sie führte im Gebete ihren Paul zu Maria und Joseph, und empfahl ihnen den

Gatten auf das Herzlichste; zu den Engeln, die da glanzreich über der Wiege des neugebornen Heilandes schwebten, und Gottes Lob sangen und der Welt das Heil verkündigten, rief sie um ihre Fürbitte, auf daß auch ihr und den Ihrigen die Gnade der Erlösung zu Theil würde, und somit die Ehre, Gottes Kinder zu seyn, und der Segen des wahren Friedens. „Aber auch das Kreuz," betheuerte sie, „wolle sie aus den Händen Jesu geduldig annehmen, und mit Ihm bis zum Ende tragen, wenn es also das Gebot Gottes wäre, — und kein besseres Leben sich wünschen, als Maria und Joseph auf Erden gehabt, welche mit sauerer Arbeit und unter Sorge und Verfolgung das göttliche Kind und sich ernähren mußten. Und wie traurig es den Heiligen auch zu Zeiten ergangen, der Herr hatte ihnen ja doch immerfort geholfen und Sein Wort erfüllt, daß Er Denen nahe seyn werde, die bedrängten Herzens sind."

Solche Gebete, solche Erwägungen erleichterten Frau Katharinen wunderbar das sorgenschwere Herz. Immer leichter ward ihr die Zukunft, die ihr so düster und trübe erschienen; immer fröhlicher die Hoffnung, daß ihr der Vater um Jesu, Seines eingebornen, den Menschen geschenkten Sohnes willen, hellere und bessere Tage geben werde. Ja, es ward ihr zur Gewißheit, der göttliche Kinderfreund werde heute in ihrem armen Hause einkehren mit Seinen Gaben, und ihre Kleinen erfreuen. Im Voraus weidete sie sich jetzt schon an der Freude derselben, brachte sie ihnen die Grüße vom Jesukindlein sammt den Gaben, etwa Sein Bild, von Wachs in Glas eingerahmt, dann Maria und Joseph, in stattlicher Kleidung und mit den liebreichsten Gesichtlein, oder auch die Engel mit den goldenen Flügeln und den langen schönen Locken, und die treuen, frommen Hirten mit den sanften Lämmern. Sol-

dene Aepfel, Nüsse und wenigstens ein Lebkuchen für jedes ihrer Lieben, verstanden sich von selbst.

Dabei nun der Kinder, ihres Jubelns und der Krippenfreude gedenkend, ward Frau Katharina fast selber wieder zum Kinde; das Vaterhaus mit den Eltern und Geschwistern stand plötzlich vor ihren Augen, sie sah die Krippe mit dem Gnadenkinde, mit Maria und Joseph, den Engeln und Hirten — die Gebete, die Gespräche, die Lieder aus jener ach so schönen Zeit klangen auf einmal wieder in ihren Ohren, und, ergriffen von diesen süßen und mächtigen Erinnerungen, hob sie zum Preise des neugebornen Heilandes zu singen an:

„O Kind, o wahrer Gottessohn,
O Krippe, Salomonis Thron,
O Stall, o schönes Paradeis,
O Stroh, wie Rosen roth und weiß!
Kindlein im Stall,
Mach' uns selig all'!
Kindlein im Stroh,
Mach' uns froh!

O Kind, Du bist von Wunderart,
Dein Antlitz blüht wie Rosen zart,
Schön weiß und roth wie Milch und Blut,
Die Farb' erfrischt uns Herz und Muth!
Kindlein im Stall,
Mach' uns selig all'!
Kindlein im Stroh,
Mach' uns froh!

Dein Haupt ist golden, kraus Dein Haar,
Die Lippen roth, die Aeuglein klar,
Vom Haupt bist schön bis auf die Füß',
Und über allen Honig süß!
Kindlein im Stall,
Mach' uns selig all'!
Kindlein im Stroh,
Mach' uns froh!

Dein Leib schneeweiß wie Elfenbein,
Sapphire eingefaßt darein,
Sapphire Deine Gottheit groß,
Elfenbein Deine Menschheit bloß!
Kindlein im Stall,
Mach' uns selig all'!
Kindlein im Stroh,
Mach' uns froh!

Deine Hände Hyazinthen voll,
Sie dufteten über Alles wohl.
O Kind, wie schön! Du glänzest mehr,
Als wenn im Stall die Sonne wär'.
Kindlein im Stall,
Mach' uns selig all'!
Kindlein im Stroh,
Mach' uns froh!"

Also beschäftigt, bald betend, bald singend, bald der Vergangenheit gedenkend, bald die Zukunft mit lieblichen Bildern ausmalend, kam Frau Katharina rasch voran, und es wunderte sie wenig, als sie plötzlich am Ende des letzten Wäldleins Pinnau, den freundlichen, reinlichen Marktflecken, vor sich liegen sah. Gleich am Eingange in den Markt steht die Kirche, ein altes, ehrwürdiges Gebäude; die Thüre war geöffnet, und Frau Katharina, die gewohnt war, wenn es nur immer ein bischen möglich, alltäglich die Kirche zu besuchen, und heute noch nicht dazugekommen, trat gerne ein und kniete bei dem Hochaltare in einem kleinen Betstuhle nieder, ein paar Vater unser zu dem Herrn zu schicken.

Während Frau Katharina der Andacht pflog, erschien ein Ministrant und zündete die Lichter an dem Seitenaltare an, wo der Taufstein stand. Bald darauf kam ein Mann, stattlich gekleidet, ein Bürger des Ortes, begleitet von zwei Frauen, deren eine ein Kind in sorgsamer Ver-

hüllung auf dem Arme trug. Vom Ministranten geholt, trat nun der Pfarrer an den Altar, und begann die heilige Taufe dem neugebornen Kinde zu spenden.

Frau *Katharina* sah es und hatte dessen eine herzliche Freude. „Ei," dachte sie, „ist das Christkindlein heute so bei dem Manne dort eingekehrt? *Das* ist ein *besonderer* Segen von Gott, und solch ein Kind ist *wahrhaft* ein Gnadenkind. Hätt' ich mir meinen Geburtstag wählen dürfen, ich hätte gewiß keinen andern gewählt, als den heiligen Christabend, wo das Jesukindlein zur Welt gekommen ist."

Der Pfarrherr bog jetzt die Kniee zum Gebet, dasselbe that der Vater des Täuflings mit den beiden Frauen; auch Frau *Katharina* sandte ein Vater unser für das Heil des Kindes zu Gott. Wie ward sie aber überrascht, als der Mann, des Kindes Vater, beim Aufstehen vom Gebete ihr das Antlitz zuwandte! Das war ja *Sebastian Mazeck*, ihr Vetter, Bürger und Schuhmachermeister in Pinnau. *Katharinen* war jedoch die Kirche ein viel zu heiliger Ort, um daselbst ein Gespräch mit jemanden Andern, als mit Gott Selbst zu führen; deßhalb entfernte sie sich einige Augenblicke vor dem Schlusse der heiligen Handlung, und wartete draußen bei der Pforte auf den Vetter.

Dieser schien nicht so fast überrascht als hoch erfreut, die gute Base, die ihm so oft schon Beweise von Liebe und Güte gegeben, hier zu treffen, und mit Herzlichkeit erwiederte er ihre Grüße und ihren freundlichen Glückwunsch.

„Weil Ihr nur gekommen seyd!" hob er dann an. „Ich und meine *Elisabeth* haben Euch schon zu Mittag erwartet, und hatten fast Sorge wegen Eueres Ausbleibens."

„Habt Ihr mich denn erwartet?" fragte Frau *Katharina* verwundert. „Sagt mir doch, warum?"

„Ei freilich," versetzte der Vetter. „Hab' ich Euch ja

heute in aller Frühe geschrieben und gemeldet, wie uns der Herr gesegnet hat, und Euch gebeten, Ihr möchtet auch kommen, und Theil nehmen an unserer Freude."

Frau Katharina hatte keinen solchen Brief erhalten, worüber Herr Sebastian zwar sehr sich wunderte. Doch fügte er in heiterster Stimmung dann bei: „So müssen wir Gott danken, daß Er die Nachlässigkeit des Boten gut gemacht, und Euch, liebe Base, trotzdem hiehergeführt hat. Jetzt kommt nur; Lisabeth wartet auf das Kind, das nun durch die heilige Taufe ein liebes Christkindlein geworden ist. Wie wird sie sich freuen, Euch doch noch zu sehen, Frau Base! — Seht, da ist meine liebe Frau Gevatterin! Ihr werdet an Ihr eine gar brave Frau kennen lernen, eine Frau, gewiß so brav als Ihr seyd, und das will 'was sagen."

Die beiden Frauen begrüßten sich. Aber es war hier weder der Ort, noch auch erlaubte es die Zeit, sich länger zu besprechen. Der Vetter nahm die Gevatterin bei der einen, die Base bei der andern Hand, und führte die Frauen (das Kind hatte die Hebamme bereits vorausgetragen) in sein bescheidenes Häuslein, wo so gut, als es die Verhältnisse gestatteten, ein kleiner Gevatterschmaus, aus Kaffee mit Küchlein, und Brod und Bier bestehend, zubereitet war.

Frau Elisabeth äußerte die lebhafteste Freude über den Besuch der guten Base, den sie fast nimmer gehofft hatte, und bot Alles auf, so gut es ihre Lage zuließ, sie und die Frau Gevatterin auf's beste zu bewirthen. Auch der Vetter that das Seinige; die Frau Gevatterin aber, eine reiche Bäckermeisterin, ließ von zu Hause einen prachtvollen, eigens für diesen Tag gebackenen Hefkranz bringen, der dann in großen Stücken vertheilt wurde. Das war Alles schön und gut, und Frau Katharina hätte wirklich den

Nachmittag recht vergnügt unter diesen trefflichen Menschen zugebracht, wäre ihr nicht wie ein Stein die Sorge um den den Kindern versprochenen Christbaum auf dem Herzen gelegen. Denn das sah sie nur zu gut, daß sie jetzt den Vetter kaum um Etwas ansprechen konnte; da aber auf keine andere Weise sonst Geld zu hoffen war, wo blieb dann der Christbaum? Was konnte sie den Kindern bei der Heimkehr sagen, wenn sie fragten: „Mutter, wo ist denn das Christkindlein? Du hast versprochen, Es zu suchen und zu uns zu bringen!"

Von dieser Sorge befangen, konnte sie sich unmöglich der Freude hingeben; Kaffee und Küchlein, wie süß sie auch waren, schmeckten ihr nur halb. Am Gespräche aber nahm sie immer geringeren Antheil, und immer trüber breiteten sich die Schatten des Kummers über ihre Züge.

Der Vetter merkte wohl, wie es stand. Er nahm jetzt Frau Katharina bei der Hand, zog sie bei Seite, und hob an: „Frau Base, ich weiß, ich bin noch in der Schuld bei Euch, und vielleicht kamet Ihr auch deßhalb heute zu mir. Wie gerne hätte ich mit der Rückzahlung Wort gehalten; aber seht, da ist dieß," er deutete hinüber auf den kleinen Neugebornen, „dazwischengekommen. Es ist zwar eine große Freude, aber für einen unbemittelten Mann, wie ich, eine etwas theuere. D'rum, liebe Base, habt noch ein wenig Geduld, und begnügt Euch einstweilen mit dem, was dieses Papier enthält. Bis Ostern, seyd versichert, zahl' ich Euch gewiß das Ganze."

Der Vetter hatte das rechte Wort gesprochen. Mit freudigem Danke drückte Frau Katharina ihm die Hand, und gestand offen, wo es gefehlt. Jetzt aller Sorge ledig, nahm sie wieder bei der kleinen Gesellschaft Platz, und ließ sich Gespräch und Kaffee und Kuchen auf das beste behagen. Hatten ja doch die Kinder ihren Christbaum! So

meinte Frau Katharina; aber sie hatten ihn doch noch nicht, wie es sich bald zeigen sollte.

Um die Kinder auch rechtzeitig mit dem Christbaum zu erfreuen, wollte Frau Katharina jetzt aufbrechen; denn bereits schlug es drei Uhr, und sie hatte zwei Stunden zu gehen, und zu Hause dann auch noch einzukaufen! Aber Meister Sebastian und sein Weib ließen die gute Base nicht so schnell fort. „Ei," meinte der Meister, „einkaufen könnt Ihr hier auch; unser Nachbar, der Lebzelter, fünf Häuser aufwärts von uns, hat ein ganz schönes Lager von Christgaben. Und dann kommt um fünf Uhr von Pasberg der Stellwagen; da könnt Ihr um zwei Sechser nach Hause fahren." Und ohne ein Wörtlein weiter zu sagen, lief er plötzlich fort, und brachte nach einigen Minuten für Frau Katharina ein Fahrbillet. So mußte sie wohl bleiben, und sie blieb bis halb fünf Uhr. Dann brach sie auf, mit den besten Wünschen die liebe Base und ihr Kind dem Schutze des Herrn empfehlend, und mit dem Versprechen, das übliche Geschenk so bald als möglich nachzubringen. Auch von dem Vetter wie der guten Frau Gevatterin nahm sie herzlichen Abschied, und lud sie Beide ein, sie recht bald in der Stadt zu besuchen.

Frau Katharina eilte jetzt zu dem Lebzelter, den ihr der Vetter so sehr empfohlen. In der That fand sie daselbst eine reiche Auswahl von Christgeschenken, billig und dennoch schön und passend. Sie kaufte für Ignaz ein Jesukindlein von Wachs, mit Johannes spielend, und von einem Engel behütet; für Christine eine Mutter Maria, das Kind des Heils auf dem Arme; Martl, ihrem Lieblinge, bestimmte sie eine kleine Krippe mit dem Jesukinde, von Maria und Joseph geliebkost und von den Hirten umgeben. Dazu kamen noch einige Lebküchlein, ein paar Aepfel und goldene Nüsse. Ach, wie gerne hätte Frau

Katharina noch mehr für ihre Kinder gekauft; aber ihre Kasse war jetzt ganz erschöpft. Des Vetters Geld, etwa 1 fl. 30 kr., hatte nicht ganz gereicht, sie mußte von dem mitgenommenen wenigen eigenen noch zuschießen, und so war ihr endlich nur mehr ein Groschen übrig. Da hatte das Kaufen ein Ende.

Sie ging nun in das Wirthshaus, wo der Stellwagen zu halten pflegte, und dankte Gott, als er nach einer kleinen halben Stunde langsam daherfuhr. Er war dießmal wohlgefüllt mit Reisenden; doch fand Frau Katharina noch ein Plätzlein ganz unten bei dem Eintritte, wo freilich durch das zerbrochene Fenster der Wind ziemlich unsanft hereinblies. Sie schmiegte sich, so gut es ging, in die Ecke, legte ihr Päcklein mit den Christgaben neben sich, und wünschte nur dem Wagen Flügel, um recht bald bei den Ihrigen zu seyn.

Der aber ließ sich in seiner Schwerfälligkeit nicht stören, und schickte sich so eben langsam zum Weiterfahren an. Da kam plötzlich noch ein Passagier, und trotz der allgemeinen Versicherung, daß schon Alles besetzt sey, schwang er sich in den Wagen, an Frau Katharinens Seite sich einzwängend.

„Um Gottes willen," schrie diese, „seht doch auf — es ist ja kein Platz. Da — mein Päcklein! mein Päcklein!"

Es half jedoch kein Protestiren; der Passagier, ein großer, wohlbeleibter Mann, hatte in einem Nu die im Wagen Befindlichen derart aufeinandergeschoben, daß kein Blatt Papier mehr zwischen ihnen durchgegangen wäre, und so neben Frau Katharina einen Platz sich errungen, leider aber dabei auf deren Päcklein sich gesetzt. Diese hatte zwar wiederholt in hoher Angst gerufen: „Mein Päcklein, mein Päcklein! Herr, gebt Acht! ich bitt' Euch, gebt Acht!" Der Fremde schien jedoch diesen Ruf entweder nicht ver-

standen oder nicht der Beachtung werth gehalten zu haben — das Unglück war geschehen, und zerknittert und zerquetscht fast erhielt endlich Frau Katharina ihren Schatz von dem Herrn zurück, der dabei verdrießlich allerlei unverständliches Zeug vor sich hinbrummte, und mit keinem Worte über das Vorgefallene sich entschuldigte. Er lehnte jetzt gemächlich in die Ecke, aus welcher er Frau Katharinen so eben verdrängt, brannte sich eine Cigarre an, und überließ seine arme Nachbarin der nur zu begründeten Sorge, daß alle ihre schönen Christgaben sehr beschädigt, wo nicht gänzlich zerstört seyn dürften.

In recht peinlicher Gemüthsstimmung kam so Frau Katharina in der Stadt an. Ihr Erstes war, sofort in dem Wirthshause noch, wo der Stellwagen hielt, das Päcklein zu untersuchen, was sie unterwegs, bei der im Wagen herrschenden Enge und Dunkelheit, nicht hatte thun können. Lieber Gott, das Unglück war ärger noch, als sie sich es vorgestellt hatte! Da war Nichts ganz, Nichts unversehrt geblieben; die schönen, zarten Gesichtlein des Kindleins Jesus und Seiner lieben Mutter, und des heiligen Joseph und der Engel waren zerdrückt, die Glasrahmen in Scherben zerbrochen; die Gewänder beschmutzt und zerknittert, Aepfel, Lebkuchen und Küchlein in eine formlose, fast breiartige Masse zerquetscht. Beim Anblicke dieses Jammers traten der guten Frau heiße Thränen in die Augen, und sie seufzte: „O meine Kinder, meine armen Kinder, was soll ich euch sagen? was euch jetzt geben? O dieser Mensch mit seiner Hast und seinem Ungestüm, er kann es gar nicht verantworten, in was für Elend er mich gebracht hat! — Und wie ich ihn bat und warnte! O lieber Gott, warum mußte er denn gerade an meine Seite sich setzen?!"

So jammerte Frau Katharina. Doch heute noch,

nach wenig Stunden schon, dankte sie frohlockend dem Herrn, daß Er gerade ihr und niemanden Andern den „Dicken" zum Nachbarn im Wagen gegeben. Es ist ja bei Weitem nicht Alles Unglück, was anfangs als solches erscheint . . .

Die Frage war, was jetzt zu thun? So konnte und wollte Frau Katharina nicht zu ihren Kindern heimkehren. Sie hielt es für das Beste, ihren Paul aufzusuchen, der, wie sie wußte, um diese Zeit im Gasthause zum goldenen Horn sich aufhielt, und das Weitere mit ihm zu besprechen. Noch konnte sie nicht dem Gedanken Raum geben, ihre Kinder heute ohne Christbaum zu lassen. „O mein Gott," seufzte sie und blickte mit gefalteten Händen zum reinen, tiefblauen Himmel empor, von dem ihr die funkelnden Sterne Grüße herabzusenden schienen, „o mein Gott, Dir ist ja Alles möglich! Nur dießmal hilf; laß diesen Abend, wo Himmel und Erde und Alles, was Leben hat, sich erfreut, — doch nicht unser Häuslein allein in Trauer und Leid seyn! Herr, denke, daß meine Kinder auch Deine Kinder sind, und daß Dein Sohn für uns Alle gekommen ist!"

In der That, Frau Katharina traf ihren Mann im goldenen Horn, und erzählte ihm nun Alles mit Thränen in den Augen. Paul hatte darüber kein geringeres Leidwesen als sie, und ärger noch schalt er, in seinem Vaterherzen verwundet, über den ungestümen, rohen Mann, der weder auf Bitten, noch auf Vorstellungen Etwas gegeben. Aber weder mit Klagen noch mit Schelten war hier geholfen. Paul meinte, ob denn der Schaden nicht wenigstens einigermaßen wieder gutzumachen wäre. Frau Katharina wußte wohl, daß dieß nicht ging. Recht trübselig öffnete sie ihr Päcklein, und wies die arge Zerstörung auf, die in keiner Weise mehr gutgemacht werden konnte.

„Da sieht es freilich schlimm aus," klagte Paul; „Alles und Alles ist ruinirt . . . Lieber Gott, und ich kann es mir gar nicht denken, daß heute unsere Kinder ohne Christbaum bleiben sollen! — Eben ist mein Herr, der holländische Kapitän, nach Hause gekommen. Ich will jetzt zu ihm und fragen, ob er Nichts schafft, und dabei dann ein paar Wörtlein von unserer Lage, von den Kindern und dem Christbaume reden. Will's Gott, so gibt er mir Etwas; geradezu begehren, das weißt du, kann und darf ich nicht! Krieg' ich aber Etwas, so komme ich auf der Stelle heim; jedenfalls bleib' ich nicht länger als bis acht Uhr."

Frau Katharina war's ganz zufrieden und ging. So war doch Eine Hoffnung noch geblieben! „Der Fremde," dachte sie im Nachhausegehen, „ist ein reicher Herr und auch ein Christenmensch; er müßte ein steinernes Herz haben, wenn er sich der armen Kinder nicht erbarmte."

Paul begab sich zu dem Kapitän. Dieser, der als Holländer mit Leidenschaft das Schlittschuhlaufen liebte, hatte den Tag benützt, um auf einem ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt entlegenen, spiegelglatt gefrorenen See seinem Vergnügen nachzugehen. Etwas ermüdet, lag er ausruhend im Sopha, eine Cigarre rauchend, und erwiederte mit vornehmem Kopfnicken die tiefe Verbeugung des Lohnbedienten.

„Befehlen Euer Gnaden Nichts mehr?" fragte Paul in ehrfurchtsvollem Tone.

„Für heute nicht! Gute Nacht!"

„Es ist heute der Christabend . . ."

„Ja; ich wünsche, daß Ihr ihn vergnügt zubringt!" sprach der Kapitän gelassen.

„Vergnügt? O lieber Gott! Vormittags hoffte ich freilich noch, daß ich ihn mit Weib und Kindern, wie alle

guten Christen, in Jubel und Freude zubringen würde; jetzt aber habe ich das Elend und den Jammer zu Haus. Ich traue mich kaum nach Hause, Euer Gnaden!"

„Was sagt Ihr da, Paul? was ist denn da vorgefallen?" fragte der Holländer.

„Ach, Euer Gnaden, hört nur mein Unglück!" Und nun erzählte der ehrliche Paul das Mißgeschick seines Weibes mit großer Aufregung, nicht ohne seinem Unwillen über den gewaltthätigen Fremden mit einigen kräftigen Ausdrücken Luft zu machen.

Der Kapitän horchte mit wachsender Aufmerksamkeit; er blies immer stärkere Dampfwolken von sich weg, und sagte dann, sich räuspernd: „Das ist fatal! Der Fremde hat eben den Pack mit den Christgeschenken nicht gesehen, — es war ja Nacht!"

„Ei," rief Paul zornig, „wenn er nicht gesehen hat, so konnte er ja wohl hören! Meine Frau hat eine kräftige Stimme, und schrie's ihm auf gut Deutsch laut genug zu, er möge sich doch in Acht nehmen."

Der Kapitän dampfte noch gewaltiger, und zuckte mit einem eigenen Ausdruck die Achsel. Daß er übrigens die Partie des Fremden nehmen würde, hatte Paul nicht erwartet, und er gerieth dadurch nur noch mehr in Zorn, und von diesem hingerissen, überhäufte er den ungestümen Fremden mit allerlei Ehrentiteln.

„Ihr seyd ein verzweifelt hitziger Bursche," sprach mit etwas stärkerem Tone der Holländer, „bei Weitem hitziger, als ich glaubte. Der Fremde darf sich in Acht nehmen, Euch unter die Hände zu kommen!"

„Ja, das darf er," versetzte immer gereizter Paul; „ich stehe nicht gut dafür, daß ich ihn —"

„Nicht gar prügle?" rief der Kapitän, indem er aufsprang, und dem Zornigen sich mit blitzenden Augen gerade

gegenüberstellte. „Paul, ich sage Euch, das werdet Ihr bleiben lassen; darauf geb' ich Euch mein Wort!"

Paul trat überrascht einige Schritte zurück.

„Jetzt geht, Paul, gute Nacht! Für heute habt Ihr, wie Ihr wißt, Nichts mehr zu thun; morgen kommt dann wieder."

Diese Worte hatte der Kapitän mit solchem Ernste und mit solch' strengem, gebieterischen Ausdrucke gesprochen, daß Paul nicht mehr wagte, für seine Kinder ein Bittwort einzulegen, sondern bestürzt und verwirrt that, wie ihm geheißen war.

„Ich habe ihn zornig gemacht," sagte er still vor sich hin, als er jetzt das Gasthaus verließ, „das seh' ich wohl! Meine verwünschte Hitze; ich hätte die Sache doch etwas feiner und manierlicher vortragen sollen! Aber es war auch nicht schön vom Kapitän, daß er die Partie des Fremden ergriff. — Das ist heute ein wahrer Unglückstag! Was fang' ich jetzt an? O mein armes Weib, meine armen Kinder!"

Ein recht bitteres, schneidendes Weh kam über Paul. Er, der sonst so starkmüthige Mann, hätte fast weinen mögen. Und es war doch die Christnacht, wo Alles sich freut, was im Himmel und auf Erden lebt! —

Nach Paul's Entfernung ging der Kapitän mit großen Schritten das Zimmer auf und ab.

„Jetzt versteh' ich Alles!" sprach er zu sich selbst. „Darum schrie das Weib so sehr! Ihr Deutsch konnt' ich freilich nicht verstehen . . . Aber der Pack mit seinem Inhalt, der ist ruinirt — daran bin ich Schuld, wenn ich es auch hundertmal unwissentlich gethan habe. Der Paul bei all' seiner Grobheit hat Recht — die Schuld hab' ich, das ist wahr, und ich muß den Schaden gutmachen. Und Meer und Sturm, ich will es auch. Gott verhüte, daß

heute auch nur Ein Kind durch meine Schuld um seine Christfreuden kommt!"

Meine jungen Leser haben bereits gemerkt, daß der holländische Kapitän und kein Anderer jener Fremde war, welcher auf der Heimfahrt von Pinnau der Frau Katharina die unliebsame und unheilvolle Gesellschaft geleistet hatte. Ein leidenschaftlicher Liebhaber des Schlittschuhfahrens, wie schon gesagt, hatte er sich auf dem großen See, der halbwegs zwischen der Stadt und Pinnau gelegen und sich bis in die Nähe dieses Marktfleckens hinzieht, vergnügt, und war, als der Abend hereinbrach, nach Pinnau gegangen. Hier hatte er eine kleine Erfrischung eingenommen, und dann den Stellwagen bestiegen, wo ihm jenes Mißgeschick mit Frau Katharinen begegnet war.

Der Kapitän — er nannte sich Ambros van Lavan — war trotz seiner rauhen Außenseite ein Mann von großer Gutmüthigkeit. Daß Paul den Beschädiger des Päckleins mit so mancherlei Titeln beehrte, hatte ihn im Grunde mehr belustigt als geärgert. Gerade aus der Heftigkeit aber, mit welcher der sonst so gelassene Paul über den Fremden klagte, schloß er auf die Größe von dessen häuslicher Bedrängniß. Daher beschloß er jetzt, nicht nur den Schaden, welchen er angerichtet, zu ersetzen, sondern noch mehr zu thun. Die Mittel hiezu gab ihm sein Reichthum in überflüssigem Maße. Es sollte nicht blos den Kindern Paul's ein über alle Erwartung schöner Christbaum geboten, sondern Paul selber mit der ganzen Familie der Bedrängniß entrissen und in eine sorgenfreie Lage versetzt werden, wenn er anders jener wackere Mann war, der er zu seyn schien.

Das der Entschluß, den jetzt der Kapitän nach reiflicher Ueberlegung faßte, — ein Entschluß, würdig der heiligen, gnadenreichen Zeit, deren gegenwärtig die Christenheit sich

freute. Der Kapitän wollte sich nun um die Verhältnisse Paul's auf das genaueste erkundigen; er schellte, und ließ durch den eintretenden Kellner den Wirth des Hauses zu sich bitten. Der Wirth kam, und gab gerne Paul das beste Zeugniß. Er pries seinen Fleiß, seine Treue, seine Gutmüthigkeit; seine häusliche Lage sey freilich traurig, aber weder ihm noch seinem wackern Weibe, sondern einer Reihe von unverschuldeten Unglücksfällen zuzuschreiben.

„Gut," war die Antwort des braven Kapitäns, „so soll ihm geholfen werden. Es wäre wahrlich Sünde, einen so wackern Mann noch länger im Elende zappeln zu lassen. Wo wohnt er?"

„Eisstraße Nr. 17 im Hinterhause," erwiederte der Wirth. „Soll ich ihn holen lassen?"

„Nein, nein; aber nach einem Fiaker schickt! Ich möchte mich auf dem Christmarkt ein wenig umsehen, und Einiges einkaufen."

Nach einer kleinen Viertelstunde stand der Wagen vor der Thüre, und einige Minuten später hielt er mit dem Kapitän auf dem Christmarkte, wo in Hunderten von Buden ein überraschender Reichthum der schönsten Waaren und Gaben sich darbot. Da sah man Tücher und Stoffe aller Art, bereits fertige Männer- wie Frauenkleider, Mäntel, warme Pelze; dort gab es die mannigfaltigsten Gegenstände für's Haus, prächtige Bilder unter Glas und Rahmen, Geschirre von Porzellan, Zinn und Kupfer; auf der einen Seite lockten die leckersten Eßwaaren und Süßigkeiten in den verschiedensten Formen, auf der andern fesselten liebliche Krippen mit den Vorstellungen der Geburt des Heilandes, der Ankunft der heiligen drei Könige, der Hochzeit von Kana die Blicke. Für jedes Bedürfniß war da reichlich gesorgt, am reichlichsten aber doch wohl für das kindliche Alter. Ihm winkte das bunteste Spielwerk, und die

glänzend beleuchteten Theater, Springbrunnen, Dockenstuben, Jagden, Festungen ꝛc. zogen fortwährend kleine Bewunderer an, die schaulustig herzudrängten.

Der Kapitän kaufte wacker ein, und zum großen Vergnügen der Kaufleute feilschte er nirgends lange, sondern zahlte sofort in schönen blanken Thalern. Ueberall nahm er das Schönste, das Beste.

Zuerst bedachte er die Kinder. Als sinniges Spielzeug kaufte er für jedes derselben eine Krippe mit allen dazugehörigen lieblichen Figuren, und legte in den hiezu ausgewählten großen Schachteln ringsum vergoldete Aepfel und Nüsse und bunte Zuckersachen, was zusammen ungemein anmuthig aussah. Nachdem so das Angenehme bestens vertreten war, vergaß der Kapitän auch des Nützlichen nicht. Und so ließ er sich zu einer großen Kleiderhandlung fahren, und kaufte dort drei ganz vollständige Anzüge für Christine, Ignaz und Martl.

Damit hatten die Kinder gewiß ihren reichlichen Theil; der wackere Kapitän wollte aber auch die Eltern nicht leer ausgehen lassen.

Paul hatte ihn schon öfters erbarmt, wenn er in seinem alten, abgetragenen Mantel zu ihm kam; nun kaufte er ihm einen neuen von gutem, schwarzgrauen Tuche, mit einem Pelzkragen besetzt. Frau Katharina erhielt ein schönes, warmes Winterkleid, dessen sie auch sehr bedürftig schien, ein ganzes Stück der besten Leinwand, und dazu extra noch eine prachtvolle Torte, um ihr den Schrecken zu versüßen, den er ihr heute auf der Stellwagenfahrt wider seinen Willen verursacht hatte. Vielleicht hätte der freigebige reiche Mann noch weiter eingekauft; aber er mußte jetzt aufhören, mochte er wollen oder nicht, denn es ging Nichts mehr in den Wagen. Nur mit größter Mühe fand der Kapitän noch ein Plätzchen zum Sitzen.

„Ei," sprach derselbe mit vergnügtem Lächeln, die Fülle der Gaben betrachtend und sich die Hände reibend, „ich denke, sie können zufrieden seyn; sie werden jetzt über den schlimmen Fremden nimmer schelten. Das wird einen hübschen Spaß geben, wenn ich daherkomme! Ich freue mich schon darauf."

Der Kutscher aber rief zum Wagen hinein: „Euer Gnaden, wohin schaffen S', daß ich fahre?"

„In die Eisstraße Nr. 17, dort halte!"

Der Kutscher schüttelte verwundert den Kopf; in der Eisstraße wohnten keine nobeln Leute, desto mehr aber dürftige und arme!

Siebentes Kapitel.

Das Christkindlein kommt doch noch. Was Es bringt, und wie Es aufgenommen wird.

Um dieselbe Zeit saß Frau Katharina mit ihren Kindern bei dem Süpplein, das sie ihnen aus den Ueberresten der zerquetschten Lebkuchen gekocht hatte. Und es schmeckte ihnen trefflich. Ignaz und Christine hatten bereits ihre Schüsselein geleert; Martl aber, mit seinem Theil erst zur Hälfte fertig, legte plötzlich den Löffel weg, als hätte er genug.

„Nun, Martl," fragte Frau Katharina verwundert und fast besorgt; „warum ißt du nicht mehr? Schmeckt dir denn das Mus nicht?"

„O Mutter," versicherte Martl, „es ist so gut, es ist so süß! Darum möchte ich auch dem kranken Johannes davon geben, auf daß er auch etwas Gutes hätte und sagte: „Der Martl hat auf mich gedacht und mir ein Christkindl gebracht!""

„Du bist ein gutes Kind, Martl," entgegnete die Mutter gerührt; „aber du hast ja selbst nur wenig, wie kannst du davon geben?"

„O Mutter," betheuerte das Söhnlein lebhaft, „ich bekomme heute noch Sachen genug, die schönsten Sachen noch. Es kehrt ja das Christkindlein noch bei uns ein, und du wirst staunen, was Es uns Alles mitbringt!"

„Gott gebe es!" meinte Frau Katharina, und ihre Augen wollten fast naß und ihr Herz kleinmüthig werden, denn Paul blieb noch immer aus; und doch hatte er versprochen, auf der Stelle zu kommen, falls der holländische Kapitän einen kleinen Vorschuß geben würde!

Christine und Ignaz hatten bei Martl's zuversichtlichen Worten aufgehorcht. „Also Martl," fragte die Schwester, „meinst du, das Christkindlein komme doch noch zu uns?"

„Ganz gewiß, glaubt es nur, Es kommt!" wiederholte das Brüderlein, als sey dieß eine ausgemachte Wahrheit. „Es kommt, und wird nimmer lang ausbleiben."

„Weil Es mit der Mutter nicht gekommen ist," meinte Ignaz, „so wird Es wohl mit dem Vater kommen, und dann ist es ja auch recht."

Wenige Augenblicke später kam Paul, allein das liebe Christkindlein kam leider nicht mit ihm.

„Vater," hoben nach einer Pause Ignaz und Christine an, „Vater, kommt das Christkindlein nicht bald?"

„Das Christkindlein kommt schon noch, das dürft ihr glauben," erwiederte etwas gedrückt der gute Paul; „aber wann? das kann ich euch nicht sagen."

„Wenn Es heute nicht kommt, Vater, kommt Es vielleicht morgen?" meinte etwas bekümmert Christine.

„Oder, wenn Es morgen nicht kommt, Vater, nicht

wahr, dann kommt Es ganz gewiß übermorgen, gelt?" fragte Ignaz.

Martl sagte gar Nichts. Mit heiteren, fröhlichen Blicken schaute er Alle an; ihm war Nichts gewisser, als daß das Jesukindlein heute noch, und zwar bald, mit reichen Gaben sich zeigen würde.

Paul gab auf die wiederholte Frage der Kinder keine Antwort; aber er warf auf Katharinen einen tief schmerzlichen Blick, den diese nur zu gut verstand.

„Ich sehe dir an, Paul," sprach sie, zu ihm tretend, „ich sehe es dir an, du hast Nichts bekommen."

„So ist es, Katharina, nicht einen Heller gab er."

„Und sagtest du ihm denn auch Alles?"

„Freilich, ich erzählte ihm dein Unglück, und schilderte den gewaltthätigen Fremden, wie er es verdiente. Und denke dir, Katharina, da nahm der Holländer gar die Partie des Fremden, und sagte, ich hätte gar keine Ursache, über denselben so loszuziehen; er hätte in der Dunkelheit jedenfalls den Pack nicht gesehen, sonst wär' er sicher nicht daraufgesessen."

Aehnliche Gedanken waren freilich auch schon in Katharinen aufgestiegen, nachdem der erste Verdruß, das erste Schmerzgefühl vorüber war. Ihr Gemüth dachte ja immer vom Nächsten bei Weitem lieber das Gute, als das Schlimme! Sie bemerkte deßhalb gegen ihren Mann, wie sie Beide dem Fremden in der ersten Aufwallung doch vielleicht Unrecht gethan haben könnten, und daß Paul besser gethan hätte, den Fremden nicht zu schmähen. Denn wohl könnte es seyn, daß der Kapitän ihm dieß übel genommen und darum ihn so kurz abgefertigt habe.

Paul mußte zugestehen, daß dem wohl so seyn könne, und er verwünschte im Stillen seine übereilte Hitze, die ihm öfters schon geschadet. Und da hatte er ganz Recht; stets

ist es gut, Aufwallungen zu mäßigen und Geduld zu tragen, wenn man gekränkt wird. Katharina aber bot ihm jetzt mit einem liebevollen Blicke die Hand und sprach: „Schlag' dir nun alle Grillen und trüben Gedanken aus dem Sinne; denke, es hat der Herr es so haben wollen. Das Christkindlein, das heute bei uns nicht einkehrt, kann uns ja auf Neujahr, auf die heiligen drei Könige besuchen, und dann doppelt uns bringen. Vertrauen wir dem Herrn! Sieh', so viel hat das Christkindlein doch geschickt — ein süßes Süpplein für die Kinder, und für dich einen Krug guten Bieres und ein Stücklein Käse!"

Bei diesen Worten brachte Katharina ihrem Manne einen Stuhl, rückte das Tischlein näher zu dem warmen Ofen, und stellte Bier, Brod und Käse auf. Paul, hungrig und erfroren, freute sich nicht wenig der Ueberraschung, die ihm seine gute Frau bereitete. Das Bier hatte sie auf Borg bei dem Wirthe genommen, den Käse aber dankte sie der Mutter des Johannes, welche einen kleinen Käslaib von ihrer auf dem Lande verheiratheten Schwester zum Geschenk erhalten hatte. Dankend setzte sich Paul zwischen Katharinen und den Kindern nieder, und wahrlich, es behagte ihm besser, als er es nach den trüben Begegnissen dieses Tages hoffen durfte.

„Aber," hob Christine plötzlich an, „Martl, es ist jetzt bald Zeit, daß du dem Johannes die Suppe bringst, sonst wird es zu spät, und er schläft ein."

„Ich will doch noch ein wenig warten," meinte der Kleine; „es kommt ja das Christkindlein noch, und schenkt mir 'was für den Johannes; dann bring' ich ihm Alles mit einander."

Als nun Christine zweifelnd das blonde Köpfchen schüttelte und sagte: „Martl, das Christkindlein kommt heute nimmer!" da sprang dieser plötzlich mit leuchtenden

Augen von seinem Schemel empor und rief: „Hört ihr Es?"

In der That, man hörte das dumpfe Rollen eines Wagens. Näher und näher kam es; trotz der abgeschiedenen Lage des Hinterhäuschens vernahm man bereits deutlich den Klang der Schellen, welche zur Winterszeit die Pferde tragen mußten. Und nach wenigen Augenblicken wiederhallten Schritte auf dem hartgefrornen Hofe, und hell und kräftig ertönte die Glocke an der untern Thüre, und gleich darauf die an Paul's Wohnung.

„Jetzt kommt Es, das Christkindlein kommt!" jubelte Martl. „O Mutter, mach' auf, mach' auf, laß Es herein!"

Frau Katharina nahm verwundert das Licht, und ging zu öffnen; Martl lief ihr voraus. Nun war die Thüre auf; aber wie fuhr Frau Katharina zurück, als der Fremde vor ihr stand, derselbe, der vor ein paar Stunden ihr Nachbar im Wagen gewesen, und sie und die Ihrigen um den Christbaum gebracht hatte! Ein Ausruf der Ueberraschung, ja des Schreckens drang über ihre Lippen, — sie wich unwillkürlich einige Schritte zurück. Martl jedoch trat beherzt zu dem Fremden, bot ihm eine Kußhand, und fragte mit kindlicher Unschuld: „Gelt, du bringst das Christkindlein? Du bist freilich lange ausgeblieben; aber weil du nur da bist!"

Eben kam Paul, der den Angstruf seiner Frau vernommen hatte, aus der Stube. „Paul, Paul!" rief Katharina, und faßte ihn beim Arme, „das ist der Mann, der mir heute das Päcklein zu Schanden gesessen hat!"

Wie ward ihr aber, als Paul nach seinem Käpplein griff, und, ohne auf sie zu hören, mit einer tiefen Verbeugung stammelte: „Ist es möglich? Euer Gnaden sind's? Was — —"

„Ja, Paul, ich bin's mit Leib und Seele!“ rief der Kapitän lachend. „Nicht wahr, ein etwas später Besuch? — Nichts für ungut! Ich muß heute noch kommen, denn morgen ist der Christabend schon vorbei — und ich habe in Betreff desselben noch eine große Schuld abzutragen.“

Paul bat nun den Kapitän, einzutreten. Die Thüre hatte der kleine Martl für das Christkindlein bereits weit aufgemacht, und faßte dabei, auf daß Es ihm ja nicht auskomme, den Kapitän am Ende des Mantels. Der aber hob rasch den Knaben auf seine Arme, und trat mit ihm in die Stube. Mit einem flüchtigen Blicke die Einrichtung überschauend, hatte er alsobald die bittere Armuth ihrer Bewohner, aber auch den Frieden und die Reinlichkeit, die hier so wohlthuend herrschten, erkannt.

„Katharina,“ flüsterte Paul, „das ist ja mein Herr, der Kapitän aus Holland!“ und man kann denken, in welche Verlegenheit jetzt die arme Frau gerieth. In noch ärgerer Verlegenheit befand sich Paul, dem es jetzt heiß über den Rücken lief, gedachte er der Ausdrücke, mit welchen er diesen Abend gegen den „Fremden“ losgezogen hatte.

Aber der gutmüthige Kapitän riß sie bald aus aller Sorge. „Ich bin der böse Mann,“ sprach er zu Katharinen gewendet, „der Euch heute etwas unsanft im Wagen behandelt und Euch das Päcklein beschädigt hat, worin Ihr die Christgaben für Eure Kinder verwahrt hattet. Es ist mir aufrichtig leid, liebe Frau, und ich bitt' Euch d'rum um Verzeihung. Erinnert Euch, es war Nacht fast, und man konnte Nichts mehr unterscheiden; wie leicht ist da ein Unglück geschehen!“

„Lieber Gott,“ stammelte Frau Katharina verwirrt, „ich, ich sollte um Verzeihung bitten, daß ich mich durch ein so kleines Mißgeschick so sehr in Aufwallung bringen ließ!“

„Ein kleines Mißgeschick? Ich meine, es ist für ein Mutterherz ein großes, wenn die Kinder an diesem Abende ohne Christbaum sich zu Bette legen müssen. — Durch meine Schuld sind Euere Kinder ohne Christbaum; es ist also nur billig, daß ich den angerichteten Schaden wieder gutmache, und für die Christbescheerung sorge.“

Wie horchten Ignaz und Christine bei diesen Worten auf, wie leuchteten ihre Augen, wie rötheten sich ihre Wangen! In fröhlicher Erwartung drängten sie sich um den Kapitän, während Frau Katharina und Paul kaum Worte fanden zur Entschuldigung und zur Bezeigung ihrer freudigen Ueberraschung.

„Ja, deßhalb bin ich eigentlich gekommen,“ fuhr der Kapitän fort, „und habe einen kleinen Christbaum mitgebracht. Er befindet sich in meinem Wagen. Paul, helft mir ihn heraufbringen!“

Als Paul mit dem Kapitän hinaus war, hatte Frau Katharina die größte Mühe, die Kinder, die gerne mitgegangen wären, in der Stube zurückzuhalten. Wie jubelten sie dann auf, als Paul und der Kapitän, schwer beladen mit den Schätzen des Christbaums, wieder kamen. Ein Ruf der innigsten Freude, der seligsten Ueberraschung ertönte von den Lippen der Kinder beim Anblicke der reichen Gaben.

„O sieh' die schöne Krippe! — O dieß wunderschöne Christkindlein! — Sieh' nur diese goldenen Engel! — Was, gar eine Mühle mit einem See? — Ah, wie die Fische springen! — Seht da die Hirten, die Lämmer! — O, o, jetzt kommen die heiligen drei Könige! Da sind die Mohren, die Kameele, die Pferde! — Wie glänzt da Alles von Gold und Edelstein!“ So tönte es bei jeder Gabe lauter, freudiger; und erst, als der Kapitän ihnen die prächtig eingebundenen Bücher mit den schönen Bildern brachte,

als der Vater mit den Kleidern ankam — wer möchte da ihre Verwunderung, ihren Jubel schildern? — Anfänglich konnten sie es gar nicht glauben, daß so viele und so schöne Sachen ihr Eigenthum seyen, und es bedurfte dazu der wiederholten Versicherungen des Kapitäns: „Dieß Alles hätte ihnen das Christkindlein geschickt und geschenkt, und Es würde noch mehr bringen, wenn sie Ihm durch Fleiß und Gehorsam Freude machen würden." Nun stieg aber auch der Kinder Freude bis zum Entzücken; nimmer auf Erden, im Himmel selber glaubten sie jetzt mit Vater und Mutter zu seyn.

Und in der That, fast wäre es selbst Paul und seinem Weibe so vorgekommen; sie glaubten zu träumen, als sie diese Schätze vor sich sahen, und solche ihr Eigenthum nennen durften. Katharina wandte ihr Auge, von Thränen des Dankes umflort, auf den wackern Holländer, dessen Antlitz die reinste Herzensgüte wiederspiegelte; sie wollte sprechen, und konnte keine Worte finden.

„Nicht wahr," hob der Kapitän jetzt freundlich an, „der Schaden ist so ziemlich gutgemacht? Und ich meine zuletzt, es war gar kein Unglück, daß Ihr heute im Wagen mit mir zusammenkamet."

„Gott hat Euch uns gesendet, edler, großmüthiger Herr," stammelte Frau Katharina, „ich glaub' es wenigstens nicht anders, und tausendmal und lebenslang segne ich den Augenblick, wo Euer Gnaden den Wagen bestiegen."

„Und nicht wahr, Paul," fragte lächelnd der Kapitän, „auch Ihr werdet auf den gewaltthätigen Fremden keinen Zorn mehr haben?"

„O Euer Gnaden, ich bitte tausendmal um Verzeihung! Wie sehr reut mich meine Hitze! Könntet Ihr doch in mein Herz blicken! Ich kann von nun an Euer Gnaden nur segnen, und zu meinen größten Wohlthätern zählen."

„Schon gut, Paul, schon gut!" erwiederte der Holländer. „Ich kenne Euch und weiß, daß Euer Herz grundgut ist. Deßhalb Nichts mehr von dieser Sache. — Nun, die Kinder haben also ihren Christbaum; jetzt müßt Ihr auch den Eurigen in Empfang nehmen."

Verwundert blickten Paul und Katharina auf den Kapitän, dieser aber nickte heiter: „Es ist so — Euer Christbaum liegt in der Kiste des Wagens draußen, holt ihn nur herauf!"

Paul und Katharina eilten zum Wagen, und als sie die Kiste öffneten, gewahrten sie mit freudigem Schrecken, welch' köstlichen Inhalt sie barg. Paul sprang zum Kapitän herauf und rief: „Euer Gnaden, in der Kiste liegen eine Menge der schönsten und rarsten Sachen; was dürfen wir denn davon nehmen?"

„Alles dürft Ihr nehmen, Alles gehört Euch," versicherte lächelnd der Holländer; „laßt nur Nichts darin!"

„Katharina, Katharina!" rief Paul, eiligst wieder zum Wagen laufend, „denke dir, Alles ist uns geschenkt!"

In schweren Päcken trugen sie nun die Geschenke des Kapitäns in die Stube; fast fanden sie hier keinen Platz mehr, sie auszubreiten. Noch immer konnte Frau Katharina nicht glauben, daß all' dieser Reichthum ihr Eigenthum sey. Der Holländer lachte herzlich, als sie ihn fast bei jedem Stücke zweifelnd fragte, ob das auch zum Christbaum gehöre.

Als sie jetzt die Gaben, die für sie und ihren Mann bestimmten und die der Kinder, betrachtete, da hob sie laut zu weinen an und rief: „O Paul, wo haben wir dieß verdient? Es ist ein unverdienter Segen Gottes!" Und sie eilte zum Kapitän, ihm voll inniger Dankbarkeit die Hände zu küssen. Dasselbe that Paul. Aber mit mildem Ernste wehrte

ihnen der Kapitän, indem er gen Himmel wies und sprach: „Heute gehört aller Dank, alle Ehre dem Gnadenkinde, das zu unserer Erlösung in die Welt kam.“

Da falteten Paul und Katharina betend die Hände, Martl küßte mit kindlicher Inbrunst sein Jesukindlein, während Ignaz sich an die Mutter schmiegte, ihr mit verklärtem Antlitze sein Kripplein weisend, Christine aber sang plötzlich mit ihrer zarten, frischen Stimme:

„Gelobet seyst Du, Jesus Christ!
Daß Du als Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, rein und klar,
Deß freuet sich der Engel Schaar.

Des ew'gen Vaters einzig' Kind
Demüthig liegt bei Ochs und Rind;
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ew'ge Gut.

Den all' der Weltkreis nie beschloß,
Der liegt Marien hier im Schooß.
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein.

Da scheint das ew'ge Licht herein
Und gibt der Welt all' neuen Schein,
Es leuchtet mitten in der Nacht:
Das Licht hat uns das Kind gebracht.

Auf Erden ist Er kommen arm,
Damit Er unser sich erbarm',
Uns dort im Himmel mache reich,
Und Seinen lieben Engeln gleich.

Das hat Er Alles uns gethan;
Wie große Liebe zeigt das an!
Deß freu' sich alle Christenheit,
Und dank' es Ihm in Ewigkeit!

Nun bitten wir Dich inniglich,
Daß Du uns wollest gnädiglich
Beisteh'n im letzten Kampf und Streit,
Und machen stets zum Tod bereit!“

„Amen," sagte der Kapitän, „und darnach schenke Er uns das Himmelreich!" und Alle stimmten in diesen Wunsch ein.

Achtes Kapitel.

Das Christkindlein kommt auch zu dem kranken Johannes. Weitere Begebenheiten. Schluß.

Martl vergaß in seinem Jubel keineswegs seinen Johannes, sondern erzählte jetzt dem Kapitän von dessen Leide, und bat um die Erlaubniß, dem kranken Freunde Einiges von den Christgaben mittheilen zu dürfen.

Der gute Holländer hatte mit sichtbarer Theilnahme zugehört, und sprach alsdann: „Recht, liebes Kind; man muß in seiner Freude der Betrübten nicht vergessen. Gib ihm von deinem Christbaume was du willst. Grüß' ihn in meinem Namen, und bring' ihm das als ein Christgeschenk!" Bei diesen Worten legte er einen Dukaten auf den Tisch, und entfernte sich jetzt, begleitet von den Segenswünschen Derjenigen, die heute seine Güte und Freigebigkeit so glücklich gemacht hatte.

„Nun," rief der kleine Martl, „hab' ich nicht Recht gehabt? gelt, das Christkindlein ist doch gekommen?"

„Und wie!" sprach Frau Katharina tief gerührt, und Thränen perlten ihr über die Wangen.

„Wie traurig begann der Morgen, und wie gesegnet ist nicht der Abend!" setzte Paul hinzu.

Die Mutter aber wandte den Blick zum Himmel, zum Vater der Lichter, von dem alle guten Gaben kommen, und ihre Hände falteten sich unwillkürlich zum Gebet. Als der kleine Martl dieß sah, kniete er plötzlich nieder und hob mit seiner zarten Stimme das Vater unser zu beten

an. Und an seiner Seite bogen die Eltern mit Ignaz und Christine die Kniee, und sandten aus dem Grunde ihres Herzens ihr Lob- und Dankgebet zum Herrn:

„Zu dem Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist."

Daß hiebei auch des edlen Holländers gedacht wurde, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Nach vollendetem Gebet ging es neuerdings an ein Durchmustern, Beschauen und Bewundern der reichen Christgaben, die so sehr alle Erwartung, alle, auch die kühnsten Wünsche und Hoffnungen ihrer Herzen, überstiegen, und deren hoher Werth, deren Zweckmäßigkeit und Fülle immer mehr sich herausstellte. Frau Katharina bereitete nun aus einem Theil der Lebensmittel, die der Kapitän nebenbei noch mitgebracht hatte, ein kleines Mahl, das, ohne die Fasten zu verletzen, namentlich Paul sehr willkommen war. Ignaz und Christine beschäftigten sich inzwischen, ihre Krippen recht hübsch aufzustellen, und beleuchteten sie dann mit den vielen darin gefundenen bunten Wachslichtchen, was ungemein lieblich sich machte, und dem Ganzen erst das rechte weihnächtliche Aussehen gab. Martl aber folgte dem Drange seines Herzens, und eilte, von seinen Gaben mitschleppend was er tragen konnte, zu Johannes.

Frau Margarete hatte dem Söhnlein eben nicht viel mehr zum Christgeschenke bieten können, als den Kindern ihrer Nachbarn in Aussicht gestanden war. Ein paar leicht vergoldete Aepfel und Nüsse, dazu ein Bildlein, die Geburt Jesu darstellend — das war Alles, was ihre Armuth zu spenden vermochte. Doch auch diese kleine Gabe hatte Johannes mit Freude und Dank empfangen; hatte sie ja die Mutter gegeben, und ihre Liebe zu ihm, das wußte er und erfuhr es alle Tage, war so groß und innig! Nachdem er sich dann eine Zeit lang an diesem Christ-

geschenke erfreut und mit der Mutter das Abendgebet zum neugebornen Heilande verrichtet hatte, schlief er sanft ein, in der Hand das Bildlein haltend.

So lag er da, als Martl, schwer bepackt, in die Stube trat, und der staunenden Frau Margarete erzählte, wie überreich das liebe Christkindlein ihn bedacht habe, und wie er mit Johannes (er zeigte auf das Mitgebrachte) nun theilen wolle.

„Das Alles," fuhr er leise fort, und warf einen gar liebreichen Blick auf den schlafenden Freund, „das Alles habe ich dem Johannes mitgebracht. Hab' es ja versprochen, ihm von meinem Christbaume zu geben! Und glaubt es mir, Frau Margarete, ich habe das Christkindlein recht für den Johannes gebeten, und Es hat auch noch extra etwas recht Schönes und Rares für ihn hergegeben — das glänzt wie Sonnenschein! Es hat's die Mutter, und die wird es gleich bringen."

Frau Margaretens Staunen erreichte den höchsten Grad. Sie wußte anfänglich gar nicht, was sie denken sollte; aber das sah sie wohl ein, daß Katharina und Paul aus ihren eigenen Mitteln unmöglich so viele, so werthvolle Gaben den Kindern kaufen konnten, — daß irgend ein edler, reicher Gutthäter sie ihnen in das Haus gebracht haben mußte. Martl aber rief ihr leise zu, ihm doch bei Aufrichtung des Christbaums für Johannes behülflich zu seyn, aber bei Leibe keinen Lärm zu machen, damit sein kranker Freund nicht vor der Zeit erwache.

Die Mutter rückte das Tischlein zurecht. Darauf breitete nun Martl sein Kripplein aus mit den Hirten und Schafen, stellte daneben die Mühle mit dem spiegelhellen See und den lustigen Fischlein, und umzog das Ganze mit einem Kranze von goldnen Nüssen und Aepfeln und buntfarbigen Süßigkeiten. Dazwischen aber brachte

er so viele Lichtlein an, als nur irgend auf dem kleinen Raume Platz hatten. Der Christbaum nahm sich freilich so ganz hübsch aus, und freudig klatschte Martl in die Händlein, Frau Margareten leise zurufend: „Wie wird Johannes schauen, wenn er aufwacht!“

Da klopfte es. Frau Katharina war's, welche der guten Nachbarin von ihrem unverhofften Glücke die Kunde, und damit zugleich auch den Dukaten, die Gabe des edelmüthigen Holländers, bringen wollte. Da drang ein lauter Ruf der Freude und höchster Ueberraschung über die Lippen der armen, jetzt so reichen Wittwe — und Johannes, durch ihn erweckt, öffnete verwundert die Augen. Dann richtete er sich rasch im Bettlein auf und rief: „Ja, was ist das? Mutter, Mutter!“

Frau Margarete konnte vor innerer Rührung nicht gleich antworten. Da trat Martl zum Freunde und sprach: „Johannes, freue dich, das Christkindlein ist gekommen; sieh', was Es dir gebracht hat!“

Die weitere Schilderung der jetzt folgenden Scene möchte überflüssig seyn. Wir bemerken nur, daß an diesem Abende es wohl nirgends seligere Herzen gab, als in dem Häuslein, wo die Familie des Lohnbedienten und die der Schusterswittwe wohnten. Erst um Mitternacht schloß der Schlummer die Augen der Glücklichen.

Des andern Morgens nach dem Frühgottesdienste eilte Paul, wie sonst, zu seinem Herrn in das Gasthaus. Aber der Kapitän schlief noch, ganz gegen seine Gewohnheit; denn er war allermeist, als ein alter Seemann, um den ersten Hahnenruf schon in der Höhe. Freilich diese Nacht ruhte er nicht blos länger, er ruhte auch süßer als sonst; denn er schlummerte auf einem gar weichen Kissen, auf der gestern geübten Gutthat, und die Schutzengel der

durch ihn beglückten Kinder hatten ihn still und sanft in den Schlummer gewiegt.

Als er endlich erwachte, wunderte er sich selbst nicht wenig über die gesegnete Nacht. Er schellte. Paul kam, um seine Befehle zu vernehmen, und nochmals zu danken. Der Kapitän hörte ihn freundlich an, und erkundigte sich wiederholt um seine Verhältnisse, um seine gegenwärtige Lage, um seine Zukunft.

In diesem Augenblick vernahm man ein leises Pochen an der Thüre. Auf das „Herein!" des Kapitäns traten Frau Katharina ein, Martl auf dem Arme, Ignaz und Christine an der Seite. Sie trugen sämmtlich die Kleider, welche gestern das Christkindlein ihnen gebracht, — und sie paßten ihnen prächtig, so gut, als hätte der Schneider solche angemessen gehabt. Frau Katharina sprach mit nassen Augen und mit bewegter Stimme ihrem edlen Gutthäter nochmals den Dank ihres Herzens aus, welchen sie vor lauter Freude und Ueberraschung gestern nicht recht abgestattet zu haben meinte. Die Kinder küßten ihm die wohlthätigen Hände, Martl aber schlang, von der Mutter Arm herab, seine Aermlein dem Kapitän um den Hals, und liebkosete ihn in kindlich treuherziger Weise. Der Kapitän fand großes Gefallen an dem frischen, fröhlichen Knäblein, das ihn nur zu sehr an seinen Liebling, sein vor drei Jahren verstorbenes Söhnlein, erinnerte. Besonderes Interesse und große Verwunderung bezeigte er, als Martl ihm den Traum erzählte.

Zum andernmal klopfte es jetzt. Es war Frau Margarete, welche in ihrem und des kranken Söhnleins Namen danken wollte. Der Kapitän befragte auch sie um ihre Verhältnisse, äußerte mit herzlichen Worten seine Theilnahme, und verhieß weitere und ausgiebige Hülfe, damit Johannes bald gründlich geheilt werden könne.

Der Kapitän unterhielt sich nun noch längere Zeit in freundlichster Weise mit den beiden Frauen, und zeigte sich überall als einen Mann von großem Verstande, gereiftester Erfahrung und dem besten Herzen. Als die Mütter sich dann mit den Kindern entfernten, mußte Paul auf Bedeuten des Kapitäns noch bleiben.

„Paul,“ hob letzterer jetzt an, „ich habe Eure Lage erwogen, und es sind mir Euretwegen allerlei Gedanken gekommen. Euer gegenwärtiges Geschäft nährt Euch schlecht; und dabei seyd Ihr den ganzen Tag von Eurer Familie weg, das ist auch ein Uebelstand. Ihr solltet ein anderes Brod suchen.“

„Mit Freuden, Euer Gnaden; aber welches?“

„Ich meine, Ihr solltet ein Lohnkutscher werden, weil Ihr, als ehemaliger Kavallerist, gut mit Pferden umgehen könnt. Oder kauft Euch eine kleine Krämerei; das wäre noch besser, ruhiger und auch einträglicher.“

„Ja, Euer Gnaden, so etwas wäre schon längst mein Wunsch; aber wie soll ich blutarmer Kamerad ein solches Geschäft anfangen? Da brauchte ich ja mehr Hunderte von Gulden, als ich sonst Kreuzer habe!“

„Hört, Paul, ich will's mit Euch einmal probiren; mir kommt es auf ein paar tausend Gulden nicht an, wenn es gilt, einem wackern Manne aus der Noth zu helfen. Besinnt Euch über meine Vorschläge, und sagt mir dann, zu was Ihr Lust habt. Bis Neujahr bleibe ich noch hier.“

Paul wußte nicht, wie ihm geschah; er war auf dem Gipfel der Freude. Der sehnlichste Wunsch seines Herzens sollte jetzt plötzlich in Erfüllung gehen. Eilends lief er nach Hause, seiner guten Katharina die Freudenbotschaft zu melden. Das war, er fühlte es, das war das wahre Christgeschenk, vom Himmel ihm selber gesandt. Nach reis-

licher Berathung mit seinem Weibe entschied sich Paul für eine kleine Krämerei in der Vorstadt. Dem Holländer war dieß ganz recht; er gab Paul nicht blos das benöthigte Geld zum Ankauf, sondern auch noch weitere 1000 Gulden zur Einrichtung. Paul war auf diese Weise ein gemachter Mann. Auch für die Mutter des kleinen Johannes sorgte der menschenfreundliche Kapitän; er sicherte ihr eine jährliche Unterstützung von 200 Gulden zu, und sie konnte solche in monatlichen Raten bei einem Kaufmanne der Stadt erheben. So war auch die wackere Wittfrau jeder Sorge ledig.

Zur bestimmten Zeit, ein paar Tage nach Neujahr, reiste der Kapitän in seine Heimath zurück. Der Abschied zwischen ihm und Denjenigen, die er so reich begabt hatte, war rührend, und in Aller Augen standen Thränen. Paul und Katharina sicherten ihrem edlen Wohlthäter lebenslängliche wärmste Dankbarkeit zu.

„Ei," meinte der Kapitän, „danken, danken? Jetzt ist noch nicht die Zeit dazu. Aber es könnte doch einmal seyn, daß ich von Euch einen Dank begehrte."

„Das würde uns glücklich machen," rief Frau Katharina; „Alles, was wir haben, ist ja von Euch, ist Euer Eigenthum."

„Gebieten Euer Gnaden," betheuerte Paul lebhaft; „unser Gut und Blut gehört Euch!"

„Nun, Paul, wie gesagt, es ist noch nicht an der Zeit. Mit Gut und Geld bin ich allerdings gesegnet, und doch seyd Ihr in einem Stücke reicher als ich. . . . Aber davon wollen wir reden, wenn ich in drei Jahren wiederkomme und nachschaue, wie es Euch geht. Bis dahin sey der Herr mit Euch! Hauset gut, zieht Eure Kinder christlich auf, und seht mir vor Allem auf Den!"

Er wies auf den kleinen Martl, welchen er in kur-

zer Zeit sehr lieb gewonnen hatte. Er nahm ihn jetzt auf seine Arme, herzte ihn, und empfing mit sichtbarer Freude dessen unschuldsvolle Liebkosungen.

„Nun, Martin," fragte er plötzlich den Kleinen, „ich gehe morgen fort; magst du nicht mit?"

„Ja," sagte dieser, und blickte nach den Eltern, „wenn Vater und Mutter mitgehen!"

Der Kapitän lachte. „Du hast Recht; es wäre wahrhaft grausam, dich jetzt schon von deinen Eltern zu reißen!"

Nochmals schüttelte der Holländer Paul und den Seinigen die Hand, gab ihnen seine Adresse und die Erlaubniß, sich in allen Anliegen an ihn wenden zu dürfen, und reisete dann, von ihren Thränen und Segenswünschen begleitet, ab. —

Bald darauf bezog Paul sein Häuschen in der Vorstadt. Es bot dasselbe noch eine Wohnung für eine kleine stille Familie; diese trug er der guten Nachbarin, Frau Margareten, an, und freudig packte dieselbe ein und zog mit. So waren sie wieder mit einander vereint, und dessen hatten zumal Martl und Johannes die größte Freude. Der Segen Gottes war bei Paul und den Seinigen; denn sie beteten und arbeiteten. Er betrieb mit Glück und Geschick seine Krämerei, so, daß er, der früher so arm gewesen, nun selbst den Armen Gutes zu thun vermochte. Ueber solch' unverhofften Wandel hatten namentlich der Vetter und die Base zu Pinnau die herzlichste Freude, und sie kamen gar oft auf Besuch.

Auch Frau Margareten ging es gut. Durch des Kapitäns Edelmuth hatte sie die Mittel, ihrem kranken Sohne alle Pflege und Hülfe verschaffen zu können, und binnen Jahresfrist war dann auch der Fuß vollkommen geheilt. Jetzt hatte freilich die gute Frau die Sorge, die Unterstützung des Kapitäns, von der sie bisher vornehmlich ge-

lebt, zu verlieren; allein der wackere Mann, gewohnt, Nichts halb zu thun, beließ ihr dieselbe zur weitern Ausbildung des Johannes. Durch solchen Edelmuth mußten die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen den Kapitän noch höher emporlodern im Herzen seiner Freunde; in Segen ward täglich seiner in Paul's Hause gedacht, und für sein Wohlergehen stiegen die heißesten Gebete Aller zum Himmel auf. Und wie hätten sie wohl einen Christabend feiern können, ohne ihn, den hochherzigen Gründer ihres Glücks, zum fröhlichen Feste zu laden? —

So war der dritte Christabend herangekommen. Paul und Katharina hatten als liebende Eltern Alles aufgeboten, den Christbaum bestens zu zieren. Und in der That, die Kinder waren auch dießmal desselben nicht unwerth. Ignaz war im vergangenen Jahre gar der Erste in der Schule geworden; Christine hatte die Mutter zum Christgeschenke mit einer warmen Winterhaube überrascht, die sie ganz in der Stille selber gearbeitet; und Martl konnte einen Preis aufweisen, zum Zeugnisse, daß er sich wacker gehalten. So standen Paul und die Seinen mit Frau Margareten und Johannes, — jetzt in Einer Schule mit Martl und Preisesträger wie er, — um den schönen, mit den verschiedenartigsten Gaben geschmückten Christbaum herum, und gaben sich herzlichen Gesprächen und der seligsten Freude hin. Und wie hätten sie dabei wohl der wonnevollen Ueberraschung nicht gedenken sollen, die der Christabend ihnen vor drei Jahren bereitet hatte? Des Kapitäns Name ward von Allen genannt und gesegnet.

„Lieber Gott," hob Paul an, „die drei Jahre sind schon vorbei, und noch ist er nicht gekommen!"

„Aber jetzt ist er da und will sich mit Euch freuen!" rief eine bekannte kräftige Stimme, und der Kapitän trat in die Stube. Da hätte man das Entzücken von Alt und

Jung sehen sollen! Alles stürmte zugleich auf ihn ein, und gerührt begrüßte der Kapitän die geliebten Freunde. . .

Auch dießmal hatte er ein reiches Füllhorn der lieblichsten Gaben mitgebracht, das seinen Segen auch über die Wittwe und ihr Söhnlein ergoß. Doch das Schönste und Beste von Allem bekam Martl, an dem der Holländer sein besonderes Wohlgefallen zu finden schien. Es war auch in der That ein herziger Knabe, frisch und gesund an Leib und Seele, von den freundlichsten, einnehmendsten Zügen, und dabei aufgeweckten Geistes. —

Der Kapitän blieb acht Tage. Als beim Abschiede Paul und Katharina mit ihren Kindern erschienen, und wiederholt den innigsten Dank für seine nie ermüdende Güte aussprachen, antwortete er freundlich: „Ich freue mich Eueres Glückes und danke Gott, daß er uns zusammenführte. Habt Ihr noch einen Wunsch, Paul?"

„Keinen andern, als den, daß wir unsern tiefinnigen Dank Euch möchten in der That beweisen können!"

„Nun, Paul, das könnt Ihr; Ihr könnt mir wirklich Etwas zum Danke thun!"

„O sprecht, Herr Kapitän; mit Gut und Blut stehen wir zu Euern Diensten."

„Ich sagte Euch das Letztemal schon, daß Ihr in einem Punkte reicher seyd, als ich. Ihr habt Kinder; ich und Magdalene, mein Weib, haben keines. Darum laßt mir Euern jüngsten Sohn, den Martl, gebt mir ihn mit nach Holland. Mein Weib ist ganz damit einverstanden. Ich verpfände Euch mein Wort, wir werden das Unsrige gewissenhaft thun, ihn gut zu erziehen. Kann er sich an uns gewöhnen, und ist er, wie ich nicht zweifle, auch fernerhin ein braver Knabe; so behalten wir ihn ganz, und Ihr braucht nimmermehr für ihn zu sorgen. Er soll dann unser Kind sein!"

Man kann denken, daß Paul und Katharina ihrem Wohlthäter die Erfüllung seiner Bitte nicht verweigerten, obwohl es sie eben nicht leicht ankam, ein so gut geartetes Kind von sich zu lassen. Doch sie hatten noch zwei Kinder, und der Kapitän hatte keines! Anderseits konnte es ja auch der Wille Gottes seyn, daß Martl in fremdem Lande zu Glück und Ansehen komme, und sie hofften, daß er auch in der Ferne, auch im Hause des Kapitäns, ihr Sohn und der liebende Bruder seiner Geschwister bleiben werde.

So kam Martl nach Holland. Auf seinen Armen trug ihn der Kapitän in den Wagen. Gar oft hatten Ignaz und Christine gesprochen: „Alles von Martl's Traum ist in Erfüllung gegangen, nur Das nicht, daß der große, dicke Mann ihn fortgetragen hat.“ Jetzt hatte sich auch dieses erfüllt!

2.

Vieles Plaudern stiftet öfters Unheil.

Erzählung für den Kinderkreis.

„Therese, soll denn das Plappern heute gar nicht enden?“ so sagte gar oft im Tage Frau Mahlmann zu ihrer Tochter, die kein größeres Vergnügen kannte, als sich selbst sprechen zu hören. Wenn Geschwister und Mägde sie oft nicht mehr anhören konnten und ihr aus dem Wege gingen, so stellte sie sich in einem abgelegenen Zimmer vor den Spiegel, und sprach mit ihrem Bilde, als ob sie ein anderes Mädchen vor sich hätte. Sie ersann ganze Geschichten, die sie dann für Erlebtes oder Gehörtes ausgab, und wußte die Sache so wahrscheinlich zu machen, daß Niemand die-

selbe bezweifelte, der Therese nicht näher kannte. Sie konnte auch gar Nichts verschweigen; und je älter sie ward, desto größer wurde diese Untugend in ihr, die den Eltern die lebhaftesten Besorgnisse erregte.

„Wohin wird dich das Laster der Schwatzhaftigkeit und Geschwätzigkeit noch führen, Therese!" sprach einmal die Mutter, die eben wieder dadurch sehr in Verlegenheit gebracht worden war. „Nicht allein, daß du dir selbst schadest, dich um die reinen, schuldlosen Freuden der Geselligkeit bringst, da Jedermann deine Gegenwart fürchten muß, sondern . . ."

„Meine Gegenwart fürchten? O nein, liebe Mutter — verzeihe, daß ich dir das verneine. Im Gegentheil, wenn ich irgendwo hinkomme, so ergeht gleich die Frage an mich: „Therese, weißt du nichts Neues? Erzähle doch!" Und Alle versichern mir, ich sey so unterhaltend!"

„Das geschieht in deinem Kinderkreise, meine Tochter; doch bei Erwachsenen kannst du unmöglich gefallen — du wirst gefürchtet, deßhalb gemieden werden, und später gewiß bereuen, daß du den Warnungen deiner Eltern so wenig Gehör gabst!"

„Aber, liebe Mutter, hörtest du denn nicht gestern selbst die Frau Einnehmerin sagen, ich sei ein recht kluges Mädchen, sie habe mir mit Verwunderung zugehört?"

„Mit Verwunderung — ganz recht; ob aber mit Bewunderung, das ist die Frage! Die Frau Einnehmerin kann sich außerordentlich verwundert haben, daß ein zehnjähriges Mädchen so viel Unsinn daherschwätzen kann; oder war es kein Unsinn, als du versichertest, du könntest in einem Tage ein Kleid fertigen und habest es schon gethan, wobei du dich auf mich beriefest? Die alte Margarete hat sich deiner geschämt, als sie zuhörte, und mich machte es sehr betrübt, als sie es mir erzählte. Wer immer

schwätzt, muß nothwendigerweise auch lügen, und verliert mithin Treu' und Glauben."

So predigte die Mutter jeden Tag, doch immer vergebens; stets gab es wieder neue Ursache zu Klagen.

Frau Mahlmann hatte Vermögen, und ihr größtes Vergnügen war es, Armen, namentlich Hausarmen, Gutes zu thun. Sie wünschte, daß ihre Kinder auch die Freuden des Wohlthuns kennen lernen möchten, und nahm oder schickte sie gerne zu den armen Familien mit hin.

Da war nun ein adeliges, aber sehr armes Fräulein, schon siebzig Jahre alt, das jedoch die Schwachheit so vieler Menschen hatte, nicht unbemittelt scheinen zu wollen. Diese aß alle Donnerstage bei Theresens Eltern; einst aber erkrankte sie, und nun sendete ihr die gute Frau Mahlmann wöchentlich mehrere Male durch Therese das Essen in's Haus. Therese war eben wieder mit dieser Sendung betraut und an der dritten Treppe, — denn das arme Fräulein wohnte drei Treppen hoch, — als die Thüre des zweiten Stockes sich öffnete und eine Frau heraustrat.

„Ei, potz tausend, Mamsellchen, treffe ich Sie heute schon wieder hier? Sie sind ja der Prophet Habakuk im alten Testamente, der den Leuten zu essen brachte!"

„Ja, mein Gott, was will man machen? Man kann doch die Armen nicht verhungern lassen! Sehen Sie, wenn die Mutter nicht wäre, wo nähme wohl Fräulein Mayer zu essen her? — Es ist recht hart für sie; unter uns gesagt, sie hat Nichts, rein Nichts! Wir kochen ihr schon lange; wenn sie gesund ist, hat sie täglich den Mittagstisch bei uns."

„Was Sie da sagen! So arm wäre Fräulein Mayer? Aber sie hat ja eine Präbende!"

„Ach, warum nicht gar! Ja, in guter Leute Geld-

säcken! Das sagt sie nur so, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen; sie trägt die abgelegten Kleider einer Verwandten, und hat nur, was ihr von guten Leuten geschenkt wird. Sehen Sie nur das gute Essen, das wir ihr geben!" Mit diesen Worten deckte sie den Korb ab, und ließ die Frau beliebige Einsicht nehmen. „Aber ich muß es nun vollends hinauftragen, sonst wird es ganz kalt!" Und so legte sie den Deckel wieder darüber, und stieg die Treppe vollends hinan.

Fräulein Mayer war an diesem Tage eben wieder zum ersten Male so weit, daß sie das Zimmer verlassen konnte, und stand zufällig oben an der Treppe, die ganze Unterhaltung hörend. Tief gedemüthiget und weinend schlich sie in ihre Schlafkammer, den Kopf in die Kissen bergend, als Therese hereintrat.

„Nehmen Sie das Essen wieder mit nach Hause, mein Kind!" sprach sie. „Ich bin heute nicht im Stande, einen Bissen davon zu genießen; ich lasse der lieben Mutter herzlich danken!"

Therese, die nicht ahnte, daß das Fräulein außer Bette gewesen war, nahm die Speisen wieder mit, und berichtete der Mutter, Fräulein Mayer scheine sehr krank zu seyn, sie könne keinen Bissen genießen.

„Sieh' doch heute Nachmittag lieber selbst nach, Mutter!" sagte der Vater. „Es sollte mir äußerst leid thun, wenn sie kränker würde."

Theresens Mutter besuchte die alte Dame, und traf sie zu Bette und sehr schwach. Schon nach einigen Fragen erzählte die Gute das ganze Gespräch, das sie mit angehört hatte, gestand auch, daß sie deßhalb unmöglich das Essen habe annehmen können, obwohl sie außer dem Frühstücke noch Nichts genossen habe und daher äußerst schwach sey.

Frau Mahlmann war auf's Höchste über ihre

Tochter erbittert. Sie weinte mit dem alten Fräulein, bat sie wegen dieses Vorfalls um Verzeihung, beschwor sie, ihr zu erlauben, doch heute noch selbst das Essen bringen zu dürfen, und verhieß, Theresen exemplarisch zu strafen.

Sie eilte heim, machte das zurückgebrachte Essen heiß, und trug es selbst der Kranken hin.

Es war schon dunkel, als Frau Mahlmann wieder nach Hause kam. Der Vater war bereits vom Amte zurück, und ging in der Wohnstube, die Cigarre rauchend, auf und ab. Die Mutter setzte sich jetzt in die Sophaecke, die Kinder standen bei ihr. Da fing sie an:

„Heute wurde ein Kind von seiner Mutter zu einer kranken Freundin mit etwas Speise geschickt. Auf der Treppe begegnet das Mädchen einer Frau, mit der sie sich in ein Gespräch einläßt, und in diesem Redewechsel lügt es so unverschämt über die alte Freundin, daß diese, die vom Treppengeländer oben zugehört, vor Scham und Schmerz neuerdings erkrankt. Ich frage dich, Vater, welche Strafe gehört dem Kinde?“

„Das ist gewiß Therese gewesen,“ flüsterte Otto der kleinen Eugenie zu; „die hat Mutter zu Fräulein Mayer mit Speise gesendet!“

Theresen aber ward es bald kalt, bald schwül, als der Vater nach einigem Besinnen erwiederte: „Das ist nicht so gleich beantwortet; denn das ist ja eine ganz abscheuliche Handlung! Ist es an und für sich schon Unrecht, über einen Menschen Unwahrheiten zu verbreiten; so ist es noch größere Sünde, einem Armen dergleichen anzuthun, und dreimal schlecht, einem Freunde so zu begegnen. Kennst du das Kind, das so handelte, Mutter?“

„Therese that es!“ sagte einfach die Mutter.

Nun fing das Mädchen zu weinen an, schob die Hauptschuld auf die Frau, die sie ausgefragt habe, und ver-

sicherte, es nicht böse gemeint zu haben. Vieles sei ja doch wahr; sie habe ja selbst einmal gesehen, daß das Fräulein einen Hut zum Präsent bekommen habe; und sie habe noch nie gehört, daß Fräulein Mayer eine Präbende habe u. s. w.

„Erstens," sprach der Vater, „geht Therese morgen mit der Mutter zum Fräulein, und bittet um Verzeihung; steigt dann die Treppe abwärts, geht in den zweiten Stock, nimmt dort alles Gesagte zurück, fügt ausdrücklich bei, daß sie dem Laster der Lüge und Geschwätzigkeit ergeben, und setzt dann noch hinzu, daß Fräulein Mayer nur alle acht Tage bei ihren Eltern einmal speiset; daß ihr allerdings alle Tage der Tisch zu Gebote stünde, wenn sie es nur annehmen wollte; denn der Vater war ein armer Schüler, der es nur den Verwendungen des Fräuleins verdankt, daß er studiren konnte, und nun eine Familie zu ernähren vermag; der aber ein unglücklicher Familienvater ist, denn er hat ein Kind, das ihm Kummer und Jammer bereitet, und sein Haupt vor den Jahren grau machen wird. Deine Mutter wird die Güte haben, aus Liebe zu mir diesen für sie gewiß schweren Gang zu machen. Und nun fort mit dir aus meinen Augen, in das Kinderzimmer hinauf; das Weitere wird folgen!"

Schluchzend und fast außer sich, machte sich Therese zum Hinausgehen bereit, und trat auf den Vater zu, ihm, wie gewöhnlich, die Hand zu küssen und gute Nacht zu sagen. Doch der Vater zog die Hand zurück, indem er sagte: „Nur gute Kinder dürfen den Eltern die Hand reichen!" und diese Weigerung schmerzte Therese bitter. Sie eilte in das Kinderzimmer, warf sich auf's Bette und weinte, bis sie der Schlaf überfiel.

Obwohl sie des andern Tages sich auf's Bitten legte, gänzliche Besserung versprach, auch recht gerne das Fräulein

um Verzeihung bitten wollte, nur möchte ihr der Vater die Beschämung bei der fremden Frau im zweiten Stocke schenken, so blieb es doch bei des Vaters Entscheidung, und die Mutter ging mit ihr, um sich von der Vollziehung der Strafe zu überzeugen und nachzuhelfen, wo allenfalls Therese nicht aufrichtig genug ihre Lügen aufdeckte. Im zweiten Stocke konnte sie vor Schluchzen kaum sprechen, und die Mutter erzählte statt ihrer. Die gerührte Frau sprach: „Sie können dem lieben Vater im Himmel nicht genug danken, mein Kind, daß er Ihnen Eltern gegeben hat, die schon gleich das erste Mal die schweren Fehler schwer bestrafen. Sie wissen noch nicht, wie unglücklich viele Menschen diese Untugend schon gemacht hat.“

Drei Wochen lang durfte Therese nie in's Wohnzimmer, wenn der Vater darin war; er wollte sie nicht sehen. Das that dem sonst guten Mädchen, das den Vater innig liebte, unendlich wehe; sie verlor ihre Munterkeit, und schlich traurig zurück, wenn sie des Vaters fröhliches Scherzen mit den Geschwistern vernahm.

Endlich gelang es den vereinten Bitten der Familie und des Fräuleins, die Verzeihung des Vaters für sie zu erhalten; aber es ward ihr strenge eingeschärft, ihre Zunge im Zaume zu halten.

Diese Lektion that Theresens Redseligkeit auch für lange Zeit Einhalt; und wenn ja wieder einige Seitensprünge zu befürchten waren, so durfte die Mutter nur sagen: „Therese, denke an den zweiten Stock!“ und gleich wurde sie schweigsamer. Allein nach und nach schien doch das alte Gebrechen wieder auftauchen zu wollen, bis es endlich die Ursache einer That ward, die zu unheilvoll hätte werden können, als daß sie nicht hätte einen bleibenden Eindruck auf das Mädchen machen müssen.

Theresens Eltern bewohnten ein hübsches Garten-

häuschen vor dem Stadtthore, an dem die Landstraße vorüberführte. Außer einem Fabrikarbeiter, der mit seiner Frau und ihrer von der Gicht gelähmten Mutter das Erdgeschoß bewohnte, war Niemand im Hause. Nun traf es sich, daß Herr Mahlmann von einem sehr nahen Verwandten zur Hochzeit eingeladen wurde; und da er diesen sehr lieb hatte, so nahm er auf eine Woche Urlaub und reiste nach Laubheim ab, nachdem er beim Abschiede den Kindern noch schnellen Gehorsam gegen die Mutter anempfohlen und besonders Theresen eingeschärft hatte, ihre Zunge zu beherrschen.

Noch am nämlichen Abende, als die Schulstunden beendet waren, und die Kinder des Herrn Mahlmann sich im Garten genug herumgetummelt hatten, setzten sie sich vor die Hausthüre, um die Vorübergehenden zu betrachten und sich auf diese Weise die Zeit zu kürzen. Nicht weit von ihnen hatten zwei Personen Platz auf einem Steinhaufen genommen, die auszuruhen schienen; es war ein Mann und ein Weib. Ersterer trug ein Bündel, die Letztere einen Armkorb. Sie sprachen Nichts, schienen auf die Kinder nicht zu achten, und stützten sich, wie recht müde Wanderer, den Kopf mit den Händen.

„Heute hat uns der Herr Lehrer eine schöne Geschichte erzählt," hub Otto an; „von einem armen Knaben, der ein reicher Mann wurde und seine Eltern dann zu sich nahm, die nun nicht mehr zu arbeiten brauchten. Es ist doch recht schön, wenn man reich ist; da darf man sich's nicht so sauer werden lassen, wie Papa, der den ganzen Tag im Bureau sitzen und rechnen und schwitzen muß, und Abends oft so verdrießlich nach Hause kommt, wenn die Rechnung nicht zutrifft, und er Alles nochmals rechnen muß. O, wenn ich doch einmal reich würde! Dann würde

ich Papa, Mama und euch Alle zu mir nehmen, und Papa dürfte gar Nichts mehr rechnen."

„Ja," entgegnete Therese; „das wäre ganz schön, freilich! Aber wenn wir auch nicht sehr reich sind, so sind wir doch auch nicht arm. Denke nur an Mama's Spiegel, der im grünen Zimmer auf der Kommode steht; weißt du?"

Bei diesen Worten schienen die beiden Wanderer aufmerksam zu werden, und als Therese merkte, daß sie Zuhörer bekam, wurde sie redseliger. „Der Spiegel," plauderte sie, „sieht zwar wie ein einfacher Toilettespiegel aus; aber das ist nur zum Schein; es ist eigentlich eine Kassette, wie Mama sagt. O da liegen viele silberne Löffel darin, und feine, feine Papiere — Banknoten, glaube ich, nennt man's. Und unsere Pathengeschenke, die liegen auch darin; meine Thaler haben die Muttergottes mit dem Jesuskinde, die deinen haben viele Wappen in einem Kranze, Otto, und auf der andern Seite ist eine Stadt; und Eugenie hat gelbe Vögelchen bekommen — Dukaten! O ja, wir sind doch schon reich! Weißt du nicht, daß Papa beim Abschiede zur Mama sagte: „Pauline, im Falle einer Feuersgefahr, wovor uns Gott gnädig behüten wolle, sorge zuerst für die Kinder, dann für die Kassette!" Und während Therese so sprach, blickte sie immer ganz wohlgefällig auf die zwei Leute hin, als wollte sie sagen: „Nicht wahr, ich bin ein kluges Mädchen?"

Eben rief die Mutter die Kinder zum Nachtessen, und diese sprangen in's Haus, ohne sich mehr um die Fremden zu bekümmern, und bemerkten daher auch die Zeichen nicht, die sich diese zunickten.

„Marianne," sprach der Mann, „der Handel ist werth, daß wir heute noch hier bleiben. Laß uns die Bewohner des Hauses kennen lernen; die gelben Vögelchen

und die feinen Papiere wären wohl mitzunehmen.“ Sie blieben Beide ein Weilchen noch sitzen, aber es kam Niemand mehr heraus.

„Hast du aufgemerkt, Marianne? Das geschwätzige Kind sagte, der Vater habe beim Abschiede vor Feuersgefahr gewarnt; wahrscheinlich ist also dieser fort, mithin ein Mann weniger im Hause! Nimm einmal das Körbchen mit dem Karmelitergeist und dem kölnischen Wasser, biete den Leuten zum Verkaufe an, und kundschafte die Wohnung aus! Das Häuschen ist nicht groß, das grüne Zimmer muß bald zu finden seyn; probire nur ein wenig an den Thüren. Wir müssen auf alle Fälle die Kassette zu erhalten trachten, sie ist gar zu einladend!“

Die Person that, wie der Mann sie hieß. Sie ging zuerst in's Erdgeschoß hinein. Da traf sie die gelähmte Frau im Bette; dieser bot sie von ihrer Waare zum Kaufe an. „Ach,“ erwiederte diese, „wenn Sie ein wenig warten will, bis mein Schwiegersohn aus der Fabrik heimkommt, so kauft er Ihr vielleicht Bartseife ab; meine Tochter ist in der Stadt, die kommt so bald nicht wieder, und ich bin gelähmt und kann mich nicht rühren.“

„So, holt Ihr Schwiegersohn in einer Fabrik Etwas?“ fragte lauernd die Hausirerin.

„Nein; er ist Arbeiter in derselben, und kommt deßhalb immer erst nach sechs Uhr heim.“

„Nun gut, so will ich indessen in den obern Stock hinaufgehen. Es wohnt doch noch Jemand im Hause?“

„O ja, der Kreiskassier Mahlmann mit seiner Familie. Er ist zwar nicht hier, aber die Frau; diese kauft gewiß Karmelitergeist; den kann Jedes brauchen.“

So plauderte die Frau, ein würdiges Seitenstück zu Theresen. — Die Verkäuferin ging langsam und um sich schauend die Treppe hinauf. Sie sah in die Küche;

in dieser befand sich Niemand. Nun öffnete sie eine andere Thüre, die in das Wohnzimmer führte; da saßen die Kinder mit der Mutter beim Abendtische.

„Keinen Karmelitergeist, kein kölnisches Wasser, gnädige Frau?“ fragte die Listige.

„Kölnisches Wasser? Nachgemachtes wahrscheinlich!“ meinte Frau Mahlmann. „Die Hausirer haben kein anderes.“

„O nein, gnädige Frau. Wir beziehen's direkte aus Köln; da haben Sie nur die Güte zu probiren!“ Dieses sprechend öffnete sie ein Fläschchen, welches das Muster enthielt. Die Mutter rieb ein paar Tropfen zwischen den Händen, und sagte dann: „Es ist doch kein ächtes; da will ich Ihr ein anderes bringen; warte Sie!“

Bei diesen Worten stand sie auf und ging in ein anderes Zimmer, dessen Thüre sie offen ließ. Es war die grüne Stube, und an der gegenüberstehenden Wand stand auf der Kommode die Kassette! Das war schnell gesehen. — Frau Mahlmann kehrte mit kölnischem Wasser wieder: „Da, rieche Sie zu diesem hier; da ist Neroli darunter! Nun glaubt Sie doch, daß das Ihrige nur ein zusammengeschmiertes ist?“

„Ich sehe wohl, die gnädige Frau ist eine sehr verständige Frau! Wir haben auch ächtes; dieses ist nur für gemeine Leute. Wenn Sie erlauben, schicke ich morgen meinen Mann damit her; wir haben genau das nämliche. Ist sonst Niemand mehr im Hause, der davon kaufen könnte?“

„Niemand, außer Fabrikarbeiters zu ebener Erde; aber wenn der Mann nicht zu Hause ist, so kaufen die Weibsleute Nichts.“

Die Hausirerin empfahl sich, da sie nun vollkommen wußte, was sie wissen wollte. Sie erzählte dem Manne,

daß außer den beiden Familien keine Seele im Hause wohne, daß der Fabrikarbeiter den ganzen Tag nicht zu Hause sey, und daß sie das grüne Zimmer und auch den Toilettespiegel gesehen habe, dem sie aber in ihrem Leben den werthvollen Inhalt nicht angesehen hätte, wenn ihn das Mädchen nicht verrathen. Morgen solle er der Frau im obern Stocke das kölnische Wasser hinaustragen, und nun wollten sie sich über die Ausführung des Diebstahls weiter berathen.

Sie bestimmten die Stunde zwischen acht und neun Uhr Morgens dazu. Um diese Zeit, rechneten sie, sind die Kinder in der Schule, die Magd und die Frau des Erdgeschosses auf dem Markte, der Arbeiter in der Fabrik. Und sie gingen zur bezeichneten Stunde auch wirklich nach ihrer Beute aus.

Wieder stand die Frau vor dem Bette der Kranken im Erdgeschoß, jedoch dießmal von ihrem Manne begleitet.

„Ist heute der Schwiegersohn wieder nicht zu Hause?" fragte die Krämerin.

„Wißt Ihr denn nicht, daß die Arbeitsleute schon um sechs Uhr Morgens auf dem Platze seyn müssen? — Ich bin heute eben wieder allein; meine Tochter ist auf dem Markte."

Nun wußten sie, daß sie von unten Nichts zu fürchten hatten. Als der Mann mit festem Schritte die Treppe hinanstieg, um die schleichenden Schritte seines Weibes zu decken, stand das grüne Zimmer offen, das eben hinausgeputzt worden war. Schnell trat die Diebin in das Zimmer, und blieb hinter der Thüre desselben so lange stehen, bis ihr Begleiter in das Wohnzimmer getreten war. Während man nun dort mit ihm feilschte, ergriff sie die Kassette, stellte sie in ihren Korb, und war im Nu damit die Treppe hinab. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks. Nachdem einige Gläser kölnisches Wasser und einige Stücke

feine Seife gekauft waren, ging auch der Mann fort, dem Frau Mahlmann noch über die Treppe nachsah, weil sie einige verdächtige Kopfbewegungen, als ob er horchen wollte, bemerkt hatte. Daß ihn sein Weib begleitet hatte, ahnete die arme Frau nicht.

Die Kinder kamen aus der Schule, und sprangen im Hause herum. „Mutter, warum hast du den Spiegel von der Kommode genommen?“ fragte Therese. „Den Spiegel?“ rief Madame Mahlmann erschreckt, und eilte in das grüne Zimmer; da sieht sie die leere Stelle, auf der er noch vor Kurzem gestanden hatte. „O alle lieben Heiligen,“ rief sie in höchster Angst, „wo ist der Spiegel? Er war ja noch vor einer Viertelstunde da!“ Nun erst wurde der Werth desselben bekannt. Nie hieß er die Kassette, um keinen andern Begriff als den eines gewöhnlichen Toilettengegenstandes zu erwecken; auch die Mägde hielten ihn für ganz werthlos, da die obere kleine Lade die Kämme, Haarnadeln und dgl. enthielt, unten aber derselbe durch eine heimliche Vorrichtung ganz fest verschlossen war. Nur die Kinder hatten zuweilen gesehen, wie die Eltern das heimliche Fach öffneten, — und so hatte nun Therese durch ihre Geschwätzigkeit den eigentlichen Zweck des Spiegels verrathen, gegen welche die Mutter auch ein paarmal den Ausdruck „Kassette“ gebraucht hatte.

Im ersten Augenblicke standen Alle starr; doch bald kam Leben in die Frau. Sie eilte in das Erdgeschoß hinab, um sich zu erkundigen, wer etwa in das Haus gekommen seyn könnte. Die Kranke erzählte von der Hausirerin, die aber wieder zum Hause hinaus sei, während sie erst lange nachher habe den Mann herabkommen hören. Nun wußte man sicher, wer die Kassette hatte, und Frau Mahlmann eilte schnell auf die Polizei, den Diebstahl anzuzeigen. Zugleich setzte sie durch einen eigenen Boten ihren

Gatten von dem Vorgefallenen in Kenntniß. Dieser mußte nun genau angeben, was sich in der Kassette befunden hatte. Da ergab es sich, daß Herrn Mahlmann's Schwester diesem ihr ganzes Vermögen, in Obligationen bestehend, anvertraut hatte, welche auch in der Kassette waren. „Nicht allein ich bin meiner werthvollsten Sachen beraubt; auch meine Schwester ist nun arm geworden!" jammerte Herr Mahlmann. Die zwei Frauen wußten die Diebe nach ihrer Persönlichkeit ziemlich genau zu bezeichnen, und die Polizei ordnete die eifrigste Spähe an. Bald fanden auch Gendarmen die Kassette zerschlagen in einem Graben an der Landstraße, natürlich ihres werthvollen Inhaltes ledig. — Alle Blätter nahmen die Anzeige über den Diebstahl auf, und endlich ward man der Weibsperson in einem fernen Landstädtchen habhaft, wo sie eben das Silberzeug und die Schatzthaler an einen Juden losschlagen wollte. Dieser, der die Beschreibung der gestohlenen Gegenstände in den öffentlichen Blättern gelesen hatte, hielt die Frau bei sich auf, als ob er mit ihr nicht Handels einig werden könne, und schickte heimlich nach der Polizei, die sie und ihren in der Nähe lauernden Spießgesellen sofort in Empfang nahm. Sie wurden in's Verhör genommen, und hier erzählte die Diebin den ganzen Hergang der Geschichte, wobei es sich dann aufklärte, daß Theresens Geschwätzigkeit Anlaß zu dem Diebstahle gegeben hatte, den sie, wie die beiden Diebe versicherten, ja sonst gewiß nicht hätten begehen können. Jetzt erst erinnerte sich Therese an das Gespräch vor der Hausthüre; obwohl sie in dem Alten und seinem Weibe, den Verkäufern des kölnischen Wassers, die zwei Fremden wieder erkannt hatte, so hatte sie doch bis jetzt noch keinen Augenblick daran gedacht, daß die Beraubung ihrer Eltern die Frucht ihrer rücksichtslosen Plauderhaftigkeit seyn könnte. Indeß

erhielt Herr Mahlmann Alles, bis auf einige Banknoten zurück, welche die Diebe schon ausgegeben hatten, und die er gerne verschmerzte.

Dießmal aber hatte der Vater nicht nöthig, Theresen zu strafen; denn sie fiel, als sie sich nennen hörte, vor Schrecken in eine gefährliche Krankheit, von welcher sie sich als ein durchaus gebessertes Mädchen wieder erhob.

Geschwätzigkeit
Erweckt nur Leid!

3.

Aus dem Leben Stoffel's, des Lohnkutschers.

I.

Im Dorfe Allenberg, einer Ortschaft im Unterlande, lebte noch zu Anfang des vorigen Jahrzehents ein alter Mann, genannt Stoffel von der Kutsche. Diesen Namen führte er, weil er den größten Theil seines Lebens auf und in der Kutsche als Knecht eines Lohnkutschers zugebracht hatte. Er war ein gar wackerer Mann, der alte Stoffel, verständig, seelengut, fromm und aufrichtig. Wie's ihm um's Herz war, so sprach er, und wo er helfen konnte, da half er mit Freuden, war's Tag oder Nacht. Er hatte nicht viel zum Besten, aber Niemanden fiel er zur Last, und theilte im Stillen gar oft seinen Bissen mit dem Hungrigen. Natürlich hatte Stoffel im Laufe der Jahre auch viel Interessantes erfahren und mitgemacht, und gerne horchten Alle zu, wenn er des Abends im Wirthshause zum goldenen Stern etwas von seinen Erlebnissen erzählte.

Einst, an einem Oktoberabende, saß er auch im goldenen

Stern, seine Pfeife schmauchend, den Rücken an den warmen Ofen gelehnt, vor sich sein Krüglein gutes Bier; ihm zur Seite hatte die gewöhnliche Gesellschaft Platz genommen. Balthes, der wackere Schmied des Ortes, Philipp, der Weißbauer, Stephan, der Schuster, und Mathias, der Müller. Bald waren sie im lebhaftesten Gespräch; an Stoff fehlte es wahrlich nicht. Die erst eingebrachte Ernte, der drohende Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und Frankreich, die Getreidepreise, die Ereignisse zu Hause und im Dorfe — das alles ward in einfacher und schlichter, aber verständiger, gemüthlicher Weise von ihnen besprochen. Da trat plötzlich ein Fremder in's Zimmer. Er trug auf dem lockigen Kopfe ein schmuckes Hütlein, in der Hand einen Stock mit elfenbeinernem Knopfe, am Rücken ein leichtes Ränzchen, und schien ein Student zu seyn. Ohne weiteren Gruß warf er rasch Hut und Ränzlein auf eine Bank, und fragte dann den Wirth, ob er hier übernachten könnte?

„Ja, Herr, das könnt Ihr," erwiederte der Wirth.

Der Student verlangte nun zuvor Zimmer und Bett zu sehen. Den Wirth schien dieses Verlangen einigermaßen zu befremden; doch willfahrte er, und führte den Studenten hinauf. Nach kurzer Zeit kam er ohne den Gast zurück, jedoch in sichtbar übler Laune.

„Nun, Michel," fragte Frau Lisabeth, die Wirthin, „bleibt der Herr?"

„Ja, aber mir wär's lieber, er ginge," war des Wirthes Antwort.

„Warum denn? hat ihm das Zimmer nicht gefallen? steht doch ein gutes Bett darin, und die Möbeln sind ganz neu!" meinte Lisabeth.

„Das Zimmer wär' ihm schon recht gewesen," fuhr Michel fort; „aber der kleine Altar beim Fenster und die vielen Heiligenbilder, die gefielen ihm nicht. „Herr, wir

sind Katholiken, und halten noch auf die Heiligen Etwas,“ sagte ich ihm geradewegs, worauf er erwiederte: „Katholik sey er auch, aber es sei ein Unterschied zwischen Katholik und Katholik,“ und dabei schaute er mich mit spöttischem Lächeln an. Mußte an mich halten und bedenken, daß ich der Wirth und er der Gast sey, sonst hätt' ich es ihm anders gegeben. Darum sagte ich blos: „Ihr habt Recht, Herr; ich bleib' aber bei meinem alten katholischen Glauben, und will darin auch sterben.“ Das Beste ist, daß er nur die Nacht hier bleibt. Richte ihm Etwas zum Essen, Lisabeth!“

Die Wirthin ging in die Küche. Jetzt kam der Fremde wieder, setzte sich an einen Seitentisch, und warf einen gleichgültigen Blick auf die Gesellschaft, leise ein Lied vor sich hinträllernd. Diese ihrerseits ließ sich durch seine Anwesenheit nicht im Mindesten stören, und das Gespräch spann sich lebhaft und gemüthlich fort. Nur als die Wirthin für den Gast das Essen brachte, trat eine Pause ein. Vielleicht glaubten die guten Leute des Orts, der Fremde würde, wie es in dieser Gegend noch überall Sitte war, ein kurzes Tischgebet verrichten. Doch der junge Bursche hielt dieß nicht für nöthig, sondern griff alsogleich wacker zu. Dem alten Stoffel wollte dieß durchaus nicht gefallen, und schon hatte er eine gesalzene Bemerkung auf der Zunge; aber er zwang seinen Unwillen hinab, nur die stärkeren Dampfwolken seiner Pfeife verriethen die Wallung seines Gemüthes. — Das Gespräch wandte sich jetzt auf einen Bauern des Dorfes, den siebzigjährigen Veit, der bedenklich krank lag. Die Einen meinten, er käme doch noch auf, die Andern bezweifelten es; aber Alle wünschten es herzlichst.

Horch', da tönte es wie ein Glöcklein in der Nähe — und in demselben Augenblicke verstummte das Gespräch, und die Leute erhoben sich plötzlich allzumal.

„Da wird ein Kranker profitirt," rief der Wirth, „wer wird es wohl seyn?"

„Wer anders, als der Veit?" meinte Stoffel. „Der, ihr wißt es, der wartet nicht, bis ihm der Tod auf der Zunge sitzt!" Er griff nach seinem Käpplein und ging, das heiligste Sakrament anbetend zu geleiten und für den Schwerkranken Gottes Barmherzigkeit anzurufen. Alle am Tische folgten ihm, nur Einer blieb zurück — es war der Wirth, der nicht leicht abkommen konnte; statt seiner ging Lisabeth. Er selber wandte sich mit gefalteten Händen zu dem großen, recht brav aus Holz geschnitzten Bilde des Heilandes, und sandte ein kurzes Gebet für den Todkranken zum Herrn.

Das Alles schien den Fremden nicht im Geringsten zu bekümmern; er blieb ruhig sitzen, aß und trank fort, und sang leise vor sich hin. Der Wirth warf ihm einen ernsten Blick zu; als Antwort klopfte der Bursche trotzig mit dem Deckel des leeren Kruges, zum Zeichen, daß er denselben wieder gefüllt haben möchte. Der Wirth aber stand plötzlich auf, und eilte hinaus; denn das Glöcklein tönte wieder, die Nähe des menschgewordenen Sohnes Gottes verkündigend, und lud Alle ein, Ihm, dem Herrn des Himmels und der Erde, die Ehre zu geben. Jetzt erhob sich auch der Fremde, und öffnete das Fenster; er sah beim Scheine der Lichter den Priester, das Ciborium zur Kirche tragend und den Herrn preisend, begleitet trotz des schlechten Wetters von den meisten Einwohnern des Dorfes, selbst von Kindern und Greisen. An der Kirche angelangt, gab er dann den Segen, und weithin scholl der Ruf des gläubigen Volkes: „Hochgelobt und gebenedeit sey das allerheiligste Sakrament des Altares!"

Der Student schloß das Fenster, und nahm seinen Platz wieder ein. Ungestüm und lauter als zuvor lärmte

er mit dem Deckel, bis die Wirthin erschien und sprach: „Nichts für ungut, Herr; wenn wir den Heiland so nahe haben, lassen wir Alles liegen und stehen, und eilen Ihm nach. Wer da sitzen bleibt, der gilt bei uns für einen schlechten Christen."

Dem Fremden schwoll bei diesen Worten die Zornader, und er wollte derb ihr antworten. Da trat der Wirth mit dem alten Stoffel ein und rief: „Lisabeth, laß Alles stehen, und lauf' hinauf in's blaue Kämmerlein! Dort am Fenster steht das Fläschlein mit dem Enziangeiste; das bringe dem Veit so schnell du kannst, es ist eine Stärkung für Herz und Magen."

Lisabeth gab des Fremden Krug dem Wirthe, und sprang fort. Letzterer aber beeilte sich durchaus nicht mit dem Füllen. Es kamen jetzt von den früheren Gästen der Müller und der Schuster wieder, und begehrten einen frischen Trunk. Ihnen brachte der Wirth zuerst; der Fremde war der Letzte, dem er aufwartete. Der Wirth setzte sich, unbekümmert um das zornige Gesicht seines Gastes, zu der früheren Gesellschaft, und bald begann das Gespräch lebhaft und gemüthlich auf's Neue. Namentlich wandte sich dasselbe auf den kranken Veit. Einige waren Zeugen gewesen, wie er das heiligste Sakrament empfangen, und sie priesen laut und gerührt seine Andacht bei dieser heiligen Handlung.

„Bei Veit," bemerkte Mathias der Müller, „ist das um so mehr zu loben, als er lange beim Militär war, und die Erfahrung lehrt, daß die Soldaten in den meisten Fällen mehr oder weniger am Glauben Schaden leiden."

„Und doch," entgegnete Stoffel, „doch gibt es auch unter den Soldaten noch gar viele gute Christen. Den Tod zum beständigen Nachbar haben, Strapazen, Hunger und Durst, Wunden und Krankheiten aller Art als

tägliche Kost — das lehrt schon, den Herrn gläubig anzurufen. Der Tod ist ein gar finsterer, häßlicher Kamerad, und wird erst schön, wenn man an die Auferstehung und das ewige Leben denkt. Und das beständige Fasten, das Hunger- und Nothleiden kann man nur dann erträglich finden, wenn man an die guten Bißlein denkt, die Gott den treuen Streitern jenseits an der himmlischen Tafel auffetzt. Den Veit kenn' ich von Jugend auf, und da kann ich sagen, daß er als Soldat in der ersten Zeit durchaus nicht als guter Christ gelebt, und statt der Kirche viel lieber das Wirthshaus besucht hat. Aber er wurde Gottlob bekehrt — er hat Etwas gehört und gesehen, was ihm alsobald, wie einst dem Saulus, das Herz wendete. Ein steinernes Herz hätt' auch Einer haben müssen, wenn er dadurch nicht gerührt worden wäre!"

„Ei, Stoffel, was sagst du da?" riefen die Tischgenossen neugierig, „was muß wohl das seyn? Erzähl' es uns doch, wenn du's weißt!"

„Freilich weiß ich's," betheuerte Stoffel; „bin ja dabei gewesen bei der merkwürdigen traurigen Geschichte. Ich will's euch erzählen, wenn es anders," er warf einen scharfen Blick auf den Fremden, „der Herr dort erlaubt."

„Meinethalben erzählt, was Euch einfällt," erwiederte der Bursche unwirsch; „was scheer' ich mich um Euer Gerede?"

„Und doch, Herr, möcht' ich Euch bitten, in etwas aufzumerken," fuhr der alte Kutscher ruhig und in einem Tone eigener Art fort; „ich hätte fast Lust, Euch am Ende der Geschichte zu fragen, wie sie Euch gefallen?"

„Ich sag' Euch im Voraus, daß ich auf Euer Gerede nicht aufmerke," rief ärgerlich der Fremde, und dampfte mit seiner Pfeife, als sollten seine Nachbarn sämmtlich ersticken. „Frau Wirthin, richtet mein Bett, und bringt Licht und Pantoffeln!"

Lisabeth that, wie der Gast befohlen, aber er ging dann doch nicht; denn Stoffel hatte inzwischen seine Erzählung begonnen, und wider Willen fast — so schien es — hörte ihm der Fremde zu. . .

„Ich war etwa zwanzig Jahre alt," erzählte Stoffel, „als ich zu einem Lohnkutscher nach Erfurt kam. Hier war eine Universität, und es gab der Studenten genug; wegen der damaligen kriegerischen Zeiten lag aber viel Militär in der Stadt. Eines Tages, es war im Juli, bald nach Maria Heimsuchung, kam ein Student zu meinem Herrn und begehrte ein Reitpferd. Der Herr konnte ihm aber keines mehr geben; denn die Studenten feierten ein großes Fest in Roda, einem vielbesuchten Vergnügungsorte in der Umgebung von Erfurt, und hatten dazu alle Reitpferde schon in Beschlag genommen. Nur Ein Gaul, ein Wagenpferd, stand noch im Stalle, zu dem entschloß sich dann endlich auch der Student. Er bedung sich dazu nur eine hübsche Chaise und einen lustigen Kutscher aus, und zahlte dem Herrn sogleich, was er verlangte.

„Stoffel, den Herrn fährst du," sagte mein Dienstherr; „heut' blüht dein Weizen!"

Meine Mitknechte waren mir fast neidisch; sie meinten, es müsse da wohl ein sehr splendides Trinkgeld absetzen; ich meinte es selber. Aber es kam ganz anders; hört nur weiter!

Nach Ein Uhr — das war die festgesetzte Stunde — fuhr ich mit dem schönsten Wägelein zur Wohnung des Studenten; der schaute schon wartend aus dem Fenster, und kam sogleich herab. Noch seh' ich ihn, wie er einstieg! Es war eine lange, hagere Figur, das blasse Gesicht voll Bart; lange Haare hingen ihm über die Stirne, ließen jedoch eine breite Schmarre oberhalb des rechten Auges bloß; lange Stiefeln mit silbernen Sporen reichten ihm bis über die Kniee. Er trug eine gelblederne Hose und eine Art von

Husarencollet; an der Seite führte er einen gewaltigen Pallasch, in der Hand eine Reitgerte, im Munde eine mächtige Pfeife von Meerschaum. Ein wüstes Fluchwort stieß er aus, als ich den Schlag des Wägeleins nicht gleich zubrachte, und befahl mir dann, das Pferd nicht zu schonen; er möchte einen Kameraden einholen, der bereits vorausgefahren.

Ich that mein Möglichstes, und ließ meinen Gaul tüchtig laufen; doch dem Herrn in der Chaise ging es viel zu langsam, und er schalt und trieb in Einem fort, daß ich fast verdrießlich ward. Zu Tode wollt' und konnt' ich das Thier doch nicht hetzen, und so ließ ich es denn auch wieder einmal etwas ausschnaufen. Darüber gerieth nun der Studiosus in heftigen Zorn, und schalt und fluchte auf solch' arge Weise, wie ich es noch nie gehört hatte; die Titel, die ich bekam, mag ich gar nicht sagen. Ich schob Alles geduldig ein, und dachte nur: „Kamerad, du sollst mir's schon bezahlen; dein Schimpfen kommt auch in die Zeche!"

Aber ich sollte noch Aergeres erleben. Wir mußten durch ein kleines Wäldchen, und hatten etwa die Mitte desselben erreicht; da kam uns ein Geistlicher mit seinem Meßner entgegen, der das Allerheiligste zu einem Kranken trug. Das Gesetz schreibt da vor, beim Fahren stille zu halten, und so dem Allerheiligsten die gebührende Ehrfurcht zu erweisen. So macht' ich's auch, hielt an, und sagte dem Herrn in der Chaise, wer uns da nahe sey. „Auf der Stelle fahr' zu!" schalt der Student. „Die Straße ist breit genug für uns und den Pfaffen. Fahr' zu!"

„Herr," rief ich entsetzt, „Herr, seyd Ihr denn ein Heide? Es ist ja der Sohn Gottes, unser Herr und Heiland, unser künftiger Richter, der uns entgegenkommt!"

Und rasch sprang ich vom Bock herab. Das Pferd

beim Zaume haltend, kniete ich nieder, und rufend: „Gelobt sey das allerheiligste Sakrament des Altares!“ empfing ich den Segen des Priesters. Der Student riß grimmig die goldgestickte Sammthaube vom Kopfe, und schaute, die Augen rollend, blaß und wild darein wie der Tod. Kein Wörtlein zum Lobe des Herrn kam über seine zuckenden Lippen. Der Priester, ich sah's, warf ihm einen ernsten, durchdringenden Blick zu, und war dann bald hinter den Bäumen verschwunden.

Kaum saß ich wieder auf dem Bock, so brach drinnen das Donnerwetter los. Der Student schmähte und fluchte auf die unchristlichste Weise, daß es mir kalt durch Mark und Bein ging. Dann hob er an: „Weißt du, Bursche, daß ich Lust habe, dich für deinen Ungehorsam durchzuprügeln?“

„Kommt nur her,“ war meine Antwort, „wenn Ihr Courage habt! Meint Ihr, ich fürchte Euch? Schaut doch meine Fäuste zuvor an!“ Ich war damals ein starker, kräftiger Bursche, der es leicht mit Zweien aufnehmen konnte. Wie ich ihm nun Ernst zeigte, ließ er die Reitgerte sinken, und sprach dann, in anderer Weise es versuchend: „Bursche, wenn du jetzt tüchtig vorwärts machst, sollst du ein Trinkgeld kriegen, wie du noch nie eines bekommen!“

„Die Hand verbrenne mir, wenn ich von Euch auch nur einen Pfennig Trinkgeld nehme!“ rief ich in die Chaise hinter mir. „Nein, ich habe mein Trinkgeld schon empfangen, und nicht um die ganze Welt gäb' ich's mehr her.“

„Was denn für ein Trinkgeld?“ fragte mich der Student mit Spott und Zorn zugleich. „Wer hat denn dir schon das Trinkgeld gegeben?“

„Der Herr hat mir's gegeben in dem Segen, den mir statt Seiner der Priester ertheilte,“ erwiederte ich; „ein

solcher Segen ist mehr werth, als alles Gold und Silber der Welt."

Der Student schlug ein lautes, wüstes Gelächter auf; aber mir kam es vor, als hätte er sich dazu gezwungen. Dann stopfte er wieder die meerschaumene Pfeife mit dem Türkenkopfe, und lehnte sich in den Wagen zurück. Weder ein Wort noch einen Fluch hörte ich von da an mehr von ihm, und dessen war ich von Herzen froh. Meinen Gaul aber ließ ich jetzt fest auftreten, und so waren wir bald in Roda.

Als ich im Gasthause zum Löwen, wo die Studenten sich versammelt hatten, den Gaul einstallte, da begegnete mir der Veit. Ich kannte ihn, weil er des Abends gar oft in demselben Wirthshause in Erfurt einkehrte, wo ich meine Maß trank. Kurmainzischer Dragoner, hatte er als Fourierschütz einen Offizier des Regiments zu bedienen, und diesen heute auf einem Spazierritte nach Roda begleitet. Es war ein gar lustiger Geselle, der keinen Spaß verdarb, ohne jedoch ausschweifend zu seyn. Als alte Bekannte setzten wir uns sofort zusammen, und ließen uns es trefflich schmecken; zechten wir ja auf Kosten unserer Herren! Wir redeten über allerlei Dinge; unter Anderm erzählte ich dem Veit auch, was mir heut' im Walde mit meinem Passagier begegnet war. Veit schüttelte den Kopf; „sein Herr," meinte er, „sey ganz andern Gemüthes; der sey in Mainz zu Hause; bei einem geistlichen Vetter hätte er eine gar fromme Erziehung erhalten, und keinen Sonn- oder Feiertag fehle er in der Kirche."

Ober uns ging's derweilen immer lustiger zu; da ward gesungen, gespielt und getanzt, daß alle Wände zitterten, und es schien, als wollte das Wirthshaus auseinandergehen. Auf einmal hörten wir einen schweren Fall, und dann einen furchtbaren Lärm, ein wildes Geschrei, und ein Klirren wie von Säbeln oder Degen. In dem-

selben Augenblicke rief ein Offizier in unser Schenkzimmer herein: „Veit, sattle auf der Stelle!“ und mein Kamerad lief hinaus, seinem Herrn nach, und in wenig Augenblicken sah ich sie davonsprengen, als hätten die Rosse Flügel. Das Geschrei im obern Stock aber ward immer ärger. Die Studenten rannten wie Wahnsinnige herum, Trepp' auf, Trepp' ab, und fuchtelten mit den blanken Schlägern hin und her, als wollten sie Alles umbringen.

Am tollsten trieb es der Studiosus, den ich gefahren; immer schrie er: „Wo ist der Schelm, der mich niedergeworfen? wo ist der . . . . .? — Her vor meine Klinge, wenn du Courage hast!“ Dabei hieb er wüthend nach allen Seiten, und tobte fort, bis er endlich in seiner Betrunkenheit zusammenstürzte. Da legten ihn Einige der Studenten auf ein Kanapee, und hier schlief er bis zum Morgen. Gerne wär' ich allein nach Hause gefahren; allein die Studenten gaben es nicht zu, und versprachen, bei meinem Herrn Alles zu verantworten. So fuhr ich erst des andern Tages mit dem Wildling heim; ich erschrak, wie ich ihn wieder sah — so wüste, so grimmig und verzerrt schaute er d'rein, als wie ein böser Geist! Ein Studiosus ähnlichen Gelichters hatte sich zu ihm in den Wagen gesetzt, und bald merkte ich aus ihrem Gespräche, was sie vorhatten. Gestern nämlich hatten einige der Studenten muthwillig mit Veit's Herrn Händel gesucht, und ihm arge Grobheiten gemacht, so daß er zuletzt die Geduld verlor, den Herrn, den ich fuhr, als den Rädelsführer, mit einem derben Faustschlag niederstreckte, und mit bloßem Säbel sich durch die andern Studenten Bahn machte. Die Beiden in dem Wägelein wollten den Offizier, obgleich sie ihn so muthwillig gereizt hatten, nun zu einem Duelle fordern. — Wie dankte ich Gott, als ich durch das Thor zu Erfurt hereinfuhr, und wenige Augenblicke darnach

den schlimmen Studiosus bei seiner Wohnung abgesetzt hatte. Und nun wollt' ich augenblicklich weiter, nach Hause.

„Halt', Bursche," rief jetzt der Studiosus, „da hast du dein Trinkgeld!" Und er warf mir bei diesen Worten einen Kronenthaler hin, daß die Steine auf der Straße davon erklangen.

Ich hob den Thaler still auf, und gab ihn einem Knaben, der eben daherkam, mit den Worten: „Da, Christel, bring' ihn deiner Mutter! Soll dir ein Röcklein davon machen lassen."

Der Student sah's, und stampfte zornig mit dem Fuße. „Bursche, ist dir ein Kronenthaler als Trinkgeld von Erfurt nach Roda zu wenig?" schrie er.

„Nein, Herr! Aber ich brauche von Euch gar kein Trinkgeld — ich hab's Euch schon gesagt; und ich nehme von Euch keines, und wenn's auch noch so groß ist, Herr!"

Der Studiosus lachte spöttisch, griff in seinen Beutel, und warf mir ein großes Goldstück, einen Doppeldukaten, vor die Füße. „Bursche, den läßt du gewiß nicht liegen!" rief er.

„Nein, Herr," sprach ich und hob den Doppeldukaten auf; „aber ich geb' ihn mit Euerer Erlaubniß diesem Herrn da — der kann ihn besser brauchen." Es war der Armenarzt vom Petersberge, der gerade vorüberging. Nicht ohne Erstaunen nahm er aus meiner Hand das Goldstück, und warf auf den Studiosen einen fragenden Blick.

Der Studiosus aber biß voll Zorn die Zähne zusammen, und fluchte, daß es gräulich zu hören war. „Wir fahren nimmer mit einander, du Bursche," schalt er, „eher soll mich —!" Das Ende seines abscheulichen Fluches hört' ich nimmer; denn rasch trieb ich den Gaul an, um nur recht bald aus der Nähe dieses Unholds zu kommen. Aber mit einander fuhren wir doch wieder und zwar

bald, freilich auf eine ganz andere Weise, als der Studiosus gedacht haben mochte."

Da horchten die Gäste auf; selbst der Fremde, welcher scheinbar theilnahmlos, den Kopf lässig in die Hand gestützt, dagesessen, schaute erwartend auf den alten Stoffel, der einen Zug aus seinem Kruge that und dann fortfuhr:

„Es mochten etwa zehn Tage vergangen seyn, seit das soeben Erzählte sich ereignet hatte. Ich war gerade beschäftigt, im Stalle meine Rappen zu füttern, als mein Herr in größter Eile hereinkam und sprach: „Stoffel, geschwind eingespannt; nimm den Glaswagen! Aber mache vorwärts, tummle dich, was du kannst; der Herr, den du fahren sollst, wartet schon bei mir in der Stube!"

In fünf Minuten hatt' ich eingespannt. Der Herr, der einstieg, war ein Studiosus, und ich erinnerte mich gleich, ihn damals in Roda mit gesehen zu haben. Nur schaute er dießmal nicht mehr so frisch und wohlgemuth, sondern blaß und recht bedrückt darein. „Herr, wohin soll ich fahren?" fragte ich.

„In das Holz bei Roda," antwortete er. „Aber um Gottes willen, laß deine Pferde laufen, was sie laufen können; du bekommst ein dreifaches Trinkgeld, ja, ein zehnfaches, wenn wir nicht zu spät kommen!"

Beim Thore mußt' ich halten; da stieg ein anderer Herr ein: es war ein Professor der Universität und der erste Wundarzt in der Stadt. . . Aus den Reden der Herren merkte ich nun, daß es ein Duell abgesetzt und einer der Duellanten eine gefährliche Wunde empfangen hatte. Da kamen mir ganz eigene Gedanken, und unwillkürlich fiel mir der rohe, ungläubige Student ein, den ich vor Kurzem gefahren. Auch der Professor trieb zur möglichsten Eile, und so ließ ich denn die Pferde mit Windes-

schnelle dahinbrausen. Bin wohl in meinem ganzen Leben nicht so scharf gefahren, als damals!

Als wir in das Wäldlein kamen, sah' ich von Ferne schon drei bis vier Menschen stehen um Jemanden, der auf dem Boden lag; unweit davon befand sich ein Wagen. In wenigen Sekunden hielt ich bei jenen Leuten, und meine zwei Herren stiegen eiligst aus. Lieber Himmel, was sah ich da! Der Mann, der auf dem Boden lag, blutete aus einer Wunde an der rechten Seite, und wand sich vor Schmerz; Todesbläße bedeckte sein Gesicht, und der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne. Dadurch waren seine Züge so entstellt, daß ich ihn fast nicht erkannt hätte, — und doch, es war der schlimme Student, der hier in der größten Noth, ja im Sterben lag!

Der Professor eilte auf ihn zu, und untersuchte seine Wunde; dann verband er solche mit Hülfe seines Begleiters. Die Studenten blickten den Professor fragend an.

„Es ist keine Hoffnung," sprach er leise, die Achsel zuckend; „die Kugel hat die Leber getroffen."

„Kann mir noch geholfen werden, Herr Professor?" fragte jetzt mit schwacher Stimme der Verwundete.

„Hier kann Gott allein helfen," war dessen Antwort, „und ich rathe Ihnen, sich deßhalb auch an Gott zu wenden und für Ihre Seele zu sorgen."

Da stieß der Studiosus einen fürchterlichen Jammerschrei aus. Er rollte die Augen, und warf die Arme hin und her wie ein Verzweifelnder.

„Adolf, vertrau' auf Gott!" tröstete einer der Studenten. „Er wird dich nicht verlassen!"

„Aber ich hab' Ihn verlassen!" seufzte der Armselige. „Seit zehn Jahren hab' ich Nichts mehr von Ihm wissen wollen!"

„Sollen wir dir einen Geistlichen holen,“ meinte ein Anderer, „damit er dich profitire?“

„Wie kann mehr ein Geistlicher zu mir kommen? Hab' ja erst vor acht Tagen einen frech verhöhnt, und er trug doch — „Er verhüllte schaudernd sein Gesicht mit beiden Händen. — „Ja, hier war's, — an dieser Stelle, — o ich Verruchter! — Hier war es, wo ich das Heiligste verspottete,“ murmelte er dumpf vor sich hin. „Nein, das wird mir nicht verziehen — ich bin verloren für Zeit und Ewigkeit, mein Antheil ist die Hölle!“

Voll Entsetzen schaute einer der Studenten den andern an; Niemand verstand, was der Sterbende mit den Worten sagen wollte: „Hier war es, wo ich das Heiligste verspottete!“ Freilich, ich, der ich Augenzeuge jener Scene gewesen, ich verstand es gar wohl, was der Student meinte. Gerade an der Stelle, wo er vor zehn Tagen dem Allerheiligsten begegnet war, und dasselbe so schmachvoll behandelt hatte, — an dieser Stelle lag er nun blutend, in namenloser Leibes- und Seelenqual, sterbend! Der Glaube, den er im Sündenleben leichtfertig von sich geworfen, war ihm jetzt, in der Sterbestunde, wiedergekommen, aber nicht zum Troste und zur Erleichterung, sondern zur Strafe und zur Mehrung seiner Pein.

Da sah ich, daß es ein Gericht Gottes gibt, und ein eisiger Schauer fuhr mir durch Mark und Bein. Ich sah, wie schrecklich der Herr Jene züchtiget, die an dem heiligsten Sakramente, wo er leibhaft als Gott und Mensch zugegen ist, freveln und Ihm die Ehre und den Dank nicht geben, der Ihm doch hier vor Allem gebührt. Freunde, da machte ich gute Vorsätze!“

Stoffel hielt hier in tiefer Bewegung eine Zeit lang inne, und fuhr über die Augen, als wollte er jenes Bild

des Jammers und des Schreckens von ihnen hinwegwischen. Seine Erzählung hatte sämmtliche Zuhörer, gleich ihm, mächtig erschüttert. Als sie dann nach dem Fremden sahen, war derselbe verschwunden. Der alte Stoffel aber nickte bedeutsam vor sich hin mit dem weißen Haupte, und sprach: „Wie's scheint, hat's bei dem jungen Burschen gewirkt; er wird nicht so bald vergessen, was er da heute gehört hat!" Er kam nun zum Schlusse seiner Geschichte.

„Die Studenten hatten um ihren unglücklichen Kameraden einen Kreis gebildet. Rath- und thatlos standen sie da. Ich betete im Stillen ein Vaterunser für die arme Seele. Der dem Verscheiden Nahe krümmte sich in fürchterlichem Schmerz, und schrie plötzlich: „Was staunt ihr mich Alle so an? Wollt ihr mich sterben lassen wie einen Hund? Wenn ich auch gelebt habe wie ein Hund, so will ich doch nicht so sterben. Macht und schickt nach einem Geistlichen — zehn Jahre hab' ich nimmer recht gebeichtet!"

Rasch stieg einer der Studenten in meinen Wagen, und befahl mir, schleunigst nach dem nächsten Pfarrdorfe zu fahren, es hieß Memmshausen. Der Pfarrer war daheim, und fuhr augenblicklich mit uns, das Allerheiligste bei sich im Speisebeutel tragend. Ich kannte ihn wohl: es war derselbe Geistliche, dem ich und der Todwunde unlängst im Hölzlein bei Roda begegnet waren. Auch er erinnerte sich dessen noch ganz gut, und der traurige Hergang erschütterte ihn tief. — Wie mächtig ich aber auch meine Pferde antrieb — der Unglückliche war schon eine Leiche, als wir bei ihm ankamen. Da lag er kalt und starr, die Augen aufwärts gerichtet — eine Hand war in den Sand gewühlt, die andere auf die Todeswunde gepreßt, — an der Stelle lag er, wo er gefrevelt hatte. Nimmermehr war er der Gnade des heiligsten Sakramentes theilhaftig geworden.

Der Pfarrer kniete nieder, vor sich das Allerheiligste haltend, und rief die Gnade Jesu an, damit der Verstorbene, nachdem er hienieden der Gerechtigkeit Gottes sein junges Leben zum Opfer gebracht, doch drüben Erbarmung fände. Da ward manches Auge naß, manches verhärtete Herz wieder weich, und Alle erkannten, daß der Herr Seiner nicht spotten lasse.

Der Wagen des Verstorbenen — ein Einspänner — fuhr nun den Pfarrer nach Hause. In meinen Wagen aber, der geschlossen war, brachte man die Leiche, und so fuhren wir wieder mit einander, trotz der Betheuerungen des Verstorbenen, es würde dieß nie mehr geschehen. Freilich, er war jetzt eine Leiche, lebendig nur ich. Der Mensch denkt's, aber Gott lenkt's!

Am Abend dieses Tages hatt' ich eben keine Lust, wie sonst in's Wirthshaus zu gehen; mich trieb es in die Kirche, wollte da für den Erschossenen ein Vater unser beten. Bald nach mir kam auch der Veit, betete gleichfalls, und ging hierauf in die Sakristei. Aus ihr wieder heraustretend, sah er mich und wartete dann, bis ich mit meinem Gebete zu Ende war und nach Hause ging. Da erzählte er mir, er hätte auf Befehl seines Herrn eine heilige Messe für einen Verstorbenen auf morgen bestellt.

„Aber," hob er plötzlich an, „ich will dir auch sagen, wer der Todte ist: du hast ihn vor einigen Stunden herein in die Stadt gefahren. — Mein Herr ist's, der heute im Duell deinen Passagier getödtet hat. Doch gewiß, ganz wider Willen hat er ihn erschossen. Das ganze Regiment weiß es und unser Herrgott am Besten, daß mein Herr die gute Stunde selber ist und verträglich, wie nur ein Dragonerrittmeister seyn kann. Aber zu Roda, da machten's ihm die Studenten einmal zu arg — da mußte

er sich seiner Haut wehren, und so schlug er den Gröbsten, deinen Passagier, nieder. Du weißt ja, wie's zuging! Mein Herr hätte die ganze Geschichte nun gut seyn lassen, denn er ist den Duellen spinnefeind, so tapfer er sonst vor dem Feinde ist. Es wär' ihm lieber gewesen, wenn sich der ganze Handel im Frieden hätte beilegen lassen; aber die Studenten wollten durchaus das Duell und meinem Herrn an's Leben. Da mußte er sich denn wehren, so gut als er konnte — das Andere haben die Studenten auf dem Gewissen!"

Nun erzählte ich dem Veit nochmals ganz ausführlich, wie sich der Passagier auf der Fahrt nach Roda benommen, und meinte, sein schlimmes Ende sey jedenfalls eine Folge davon, daß er im Leben Religion und Kirche verachtet, — und ich kann's in Wahrheit sagen, der Veit nahm sich's zu Herzen, hielt von da an mehr auf Beten und Kirchenbesuch, und die darauffolgende Ostern sah ich ihn recht andächtig zum Tische des Herrn gehen."

Stoffel schwieg. Seine Erzählung hatte sichtbar auf die Anwesenden den tiefsten Eindruck gemacht, und sie sprachen noch lange darüber. Daß sich auch der Fremde davon getroffen gefühlt zeigte dessen rasches Verlassen des Zimmers. Des andern Tags in aller Frühe zahlte er seine Zeche, und ging mit freundlichem Gruße fort, und die Wirthin, die ihm das Geleite gab, sah es wohl, wie ihr Gast in die Kirche trat und dann erst die Reise fortsetzte.

II.

Den Sommer darauf saß der alte Stoffel im Wirthsgarten von Allenberg, vor sich einen Krug des besten Bieres und ein ganzes Traktament von Würsten, Küchlein und Braten. War ja heute die Nachkirchweih im Dorfe, und er an diesem Tage allezeit der Gast des Wirthes, der dann Nichts sparte, ihn recht festlich zu bewirthen.

Und lebhaft ging es überall her. Droben in der großen Wirthsstube tanzten die Bursche und Mädchen, bald singend, bald springend in ihrer Lust; drunten im Garten schoben die ältern Bauern Kegel, oder vergnügten sich mit Karten, — kurz, Jeder suchte sich seine Freude auf seine besondere Weise. Stoffel schaute vergnügt auf das frohe Gewühl, und hatte Arbeit genug, bald die ihm gespendeten Grüße zu erwiedern, bald die ausgebrachten Gesundheiten entgegenzubringen, oder auf gutmüthige Scherz- und Witzworte gehörig Antwort zu geben. Gegen Abend zu legte sich der allgemeine Jubel in Etwas, und es ward stiller. Manche, des Tanzens oder Spielens müde, suchten die Kühlung im Garten; Andere, die bis jetzt zu Hause gearbeitet, kamen erst und wollten bei einem frischen Trunk sich laben. So ward es allgemach ziemlich voll im Garten, und es hatte sich um den alten Stoffel eine Gesellschaft von Alt und Jung, Groß und Klein gesammelt. Und nun hieß es von allen Seiten: „Stoffel, jetzt erzähle 'was; heut' ist die Kirchweihe!"

„Ei, wenn mir nur etwas recht Schönes einfiele!" meinte der Alte. „Wenn man seit zwanzig Jahren in Einem fort erzählt, so geht Einem zuletzt das Trumm aus."

„So besinne dich nur," sagte die Kellnerin, und stellte ihm einen frischen Krug Bier vor, „es fällt dir dann schon 'was ein!"

„Du kommst nicht aus, Stoffel," rief ihm jetzt eine junge freundliche Dirne zu, deren geröthete Wangen und feuchte Stirne verriethen, daß sie eben vom Tanzplatze kam. „Du bist mir noch eine Erzählung schuldig. Hast du mir nicht vor längerer Zeit eine Geschichte versprochen? Weißt, es war bei dem Barthel auf der Grube, wo wir am Ostermontag bei einander saßen und ich dir ein rothes Ei schenkte. Da sagtest du, du wollest mir auch Etwas geben,

und was ich denn möchte? Und ich sagte, ich verlange für mein Osterei eine Geschichte, und du versprachest mir eine, und bist mir sie bis heute schuldig geblieben!"

„Kann's nicht läugnen," meinte der alte Stoffel lächelnd; „ich habe dir eine Geschichte versprochen, Nandl!"

„Versprechen macht Halten," fuhr die Dirne fort; „von Ostern bis jetzt ist's hübsch lang, und du hast Zeit genug gehabt, dich auf eine Geschichte zu besinnen. — Stoffel, jetzt erzähle, jetzt ist gerade die rechte Zeit; und vergiß nicht, du hast auch gesagt: du wollest eine Geschichte erzählen für mich allein!"

Bei diesen Worten lachte die Dirne mit ausgelassener Fröhlichkeit, und viele der Umstehenden lachten mit ihr. Der alte Stoffel aber machte ein ernsthaftes Gesicht, und sprach, die überlustige Dirne bedeutsam ansehend: „Ja, Nandl, mir fällt jetzt gerade eine Geschichte ein, und die ist akkurat für dich! Ob sie dir gefällt, weiß ich nicht; aber ich will sie dir erzählen."

Da nickten Alle freundlich dem Stoffel zu, und rückten enger zusammen, damit auch die Andern Platz fänden und hören könnten. Die Nandl aber setzte sich so nah' als möglich zu ihm, und sah ihm erwartend auf den Mund, des Willens, recht aufzumerken und ihm auf jedes Wort, womit er etwa auf sie sticheln sollte, derb hinauszugeben. Sie war das einzige Kind eines reichen Bauern, der meist krank lag, und bildete sich auf ihr Geld und ihre Leibesgestalt nicht wenig ein. Immerfort stieg sie prächtig einher, und fehlte auf keiner Kirchweihe oder Hochzeit. Das in Kurzem die Dirne, welcher der alte Stoffel seine Geschichte erzählen wollte. Und er hob an:

„Ihr wißt, daß ich in der Welt ziemlich herumgekommen bin, und es draußen bald gut, bald schlecht gehabt habe. Einer meiner besten Plätze war der in Landsberg.

Mein Herr — er hieß Peter Bandl — führte einen kleinen Kramladen, und betrieb daneben die Lohnkutscherei. Es war ein Mann, der wenig sprach, und strengstens auf Zucht und Ordnung hielt, jedoch sein Gesinde gut behandelte, und nicht mehr von ihm verlangte, als es leisten konnte. Sein Weib, die Frau Walburg, hatte ein gar freundliches, theilnehmendes Gemüth, gab uns gute Kost, herzliche Worte, und ließ uns, ohne daß der Herr es wußte, manch' schönes Geschenk und Trinkgeld zukommen. Beide sahen sehr darauf, daß wir alle Sonn- und Feiertage die Kirche besuchten. Gar manches Fuhrwerk, das hübschen Gewinn gebracht hätte, ward von ihnen abgewiesen, weil ihre Knechte dabei um den Segen des Gottesdienstes gekommen wären. Was mir an meinem Herrn noch ganz besonders gefiel, war, daß er so sehr menschlich und christlich mit seinem Vieh, namentlich mit den Pferden umging. Die Thiere mußten wir auf's Beste füttern, die Stallung immer rein und luftig halten, und es war uns auf das Strengste verboten, sie zu übertreiben oder hart zu behandeln. Dem müden Gaul gönnte er seine Ruhe, und mochte kommen wer da wollte, er ließ nur dann einspannen, wenn seine Thiere ausgeruht und gefressen hatten. Weil er kinderlos war, hatte er einen Vetter bei sich — einen stolzen jungen Burschen, der Alles im Hause schon für sein ansah. Den ertappte er einst, wie er die Pferde ohne Noth schlug. Am andern Tag mußte der Vetter schon das Ränzlein schnüren und wandern, und vom Wiederkommen war keine Rede. Bei solch' einem wackern Herrn blieb Jeder gerne.

Ich war etwa ein halbes Jahr bei ihm, und es ging auf Michaeli. Da sprach er eines Morgens zu mir: „Richte die grüne Chaise" — das war unser Staatswagen — „und füttere die Schimmel gleich. Du kriegst

heute einen guten Tag, Stoffel, mußt auf eine Hochzeit nach Blonhofen fahren!" Natürlich war ich nicht faul. In Zeit von zwanzig Minuten standen Roß und Wagen bereit. Frau Walburg brachte mir einen stattlichen Strauß, den ich mir auf den Hut steckte, und warf noch ein Kränzlein in den Wagen, wie es so in jener Gegend Sitte ist. Jetzt kamen auch die Hochzeitgäste, die ich fahren sollte: ein Wachsfabrikant, eine Bräumeisterin und eine Hutmachersfrau. Schon wollt' ich den Schlag zumachen, da rief eine frische, kräftige Stimme: „Halt, Stoffel, halt, ich möchte auch noch mit!"

„Das ist ja die Stucker-Kathel," lachte Frau Walburg; „gehst du auch mit auf die Hochzeit? Ja freilich, wenn du nicht dabei wärest, ja, da wär's gefehlt! Bist du aber geladen, Kathel?"

„Ei, was braucht's da geladen zu seyn," meinte die Kathel; „ich bin mit dem Hochzeiter weitläufig verwandt, und ungeladene Gäste, Frau Walburg, sagt das Sprüchwort, sind oft die liebsten. Bin auch schon lange nicht mehr auf einer Hochzeit gewesen, und möchte mich wieder einmal lustig machen."

„Es ist wahr, du armer Narr," sprach meine Dienstfrau scherzend; „es sind schon vierzehn Tage, daß du auf der letzten Hochzeit warst, und immer zu Hause hocken — wer kann das aushalten?"

Die Umstehenden lachten laut. Kathel aber, ihren Zorn hinabschluckend und zum bösen Spiel eine gute Miene machend, drohte der Frau Walburg mit dem Finger: „Dürftet Ihr nur, Ihr machtet es um kein Haar besser als ich. Aber Herr Peter schiebt Euch den Riegel vor. Besser Neider, als Mitleider!"

Da ward meine Dienstfrau plötzlich ernst, und sagte warnend, wie im prophetischen Geiste: „Kathel, ich

wünsche dir keine Mitleider; aber ich fürchte immer, sie werden dir mit der Zeit schon kommen!"

Ich weiß nicht, ob Kathel diese Worte noch hörte, denn sie stieg gerade in den Wagen; aber dieß weiß ich genau, daß Frau Walburg die Wahrheit sprach, und daß nach wenig Jahren die Guten ein Mitleid mit der Kathel hatten, die Bösen aber ihrer spotteten und sie verachteten."

„Was sagt Ihr, Stoffel, so ist es gekommen?" rief einer der Bauern. „Die arme Kathel!"

„So ist's gekommen, weil's hat nicht anders kommen können," meinte der Stoffel. „Was man aussäet, das erntet man, sagt ein altes Sprüchwort."

„Was aber war denn die Kathel für eine Person?" fragte Nandl.

Stoffel schaute die Fragerin einige Augenblicke an, und antwortete dann: „Die Kathel hatte gerade solch' eine Gestalt und ein so rothes, volles Gesicht, wie du, und that sich darauf nicht wenig zu Gute. Ihre Eltern waren schon seit mehreren Jahren todt, und Kathel lebte nun für sich. Was ihr Vermögen anbelangte, wußte Niemand etwas Gewisses: die Einen sagten, sie hätte ziemlich Geld, die Andern hingegen, es wäre so viel nicht. Aber daher-stieg sie wie ein Schloßfräulein. Ihr Gewand war meist von Seide; auf dem Kopfe trug sie immerfort eine goldene Riegelhaube, an den Fingern wenigstens ein halb Dutzend Ringe. Ging sie in die Kirche, so hatte sie ein schwer silber-beschlagenes Gebetbuch in der Hand, und nie opferte sie wie die Andern einen Pfennig, sondern Kreuzer und gar oft Groschen. Ueberall that sie groß und spielte die Freigebige. Wo's lustig herging, auf Jahrmärkten, Kindstaufen, Tanz-plätzen, Hochzeiten und Kirchweihen, da fehlte die Kathel nie, und sie war dann im Umgange mit den Burschen viel freier, als es einer sittsamen Jungfrau geziemte. Der

Pfarrer schüttelte gar oft den Kopf über die hoffärtige Dirne; er bat und warnte; es ließen's auch ihre Verwandten nicht an den eindringlichsten Ermahnungen und Vorstellungen fehlen — aber Kathel schlug Alles in den Wind, lebte lustig und wohlauf, und wenn sie einen Gedanken hatte, so war's der, bald eine reiche und vornehme Frau zu werden, und dieß, meinte das eitle Ding, könne ihr gar nicht fehlen."

Der Nandl schoß sichtbar das Blut in die Wangen; sie schaute etwas betroffen auf den Erzähler, der ruhig ihren Blick aushielt und dann fortfuhr:

„So war die Kathel, und du kannst nun schon entscheiden, ob sie zu den weisen oder zu den thörichten Jungfrauen gehörte, Nandl; auch kannst du beiläufig dir schon einbilden, was für ein Ende ein solches üppiges Leben haben mußte. Doch einstweilen genug von der Kathel; ich will weiter erzählen.

Nachdem es die Nacht zuvor stark geregnet, hatte bei unserer Abfahrt das Wetter sich etwas aufgehellt; doch schon nach einer halben Stunde fing es wieder zu regnen an. Da begegnete uns bei einem Berge, über den wir fahren mußten, ein junges Mädchen, und begrüßte uns freundlich: „Gelobt sei Jesus Christus!" Ich kannte das Dirnlein wohl: es hatte unlängst Vater und Mutter verloren, und war arm, aber brav und fleißig, kaum sechzehn Jahre alt, und noch ein ganz unschuldiges Kind. Sie wohnte nicht weit von da bei einer alten, griesgrämigen, tauben Base, die ihr des Tages Püffe und Scheltworte genug, aber desto weniger zu essen gab. Balbina, so hieß das Waislein, hatte ein Körbchen am Arme, in der rechten Hand einen großen Blumenstrauß, und über den Kopf hatte sie des Regens halber ein großes weißes Tuch geschlagen. Ich erwiederte ihren Gruß mit aller Freund-

lichkeit, und stieg nun, des Berges wegen, vom Bocke und ging neben ihr her.

„Du gehst gewiß auch auf die Hochzeit, Balbina?“ fragte ich und wies auf ihren Strauß.

„Auf die Hochzeit nicht, aber zu der Hochzeiterin; der hab' ich von ihrer Base, der Kürschnerin am Eck, einen Gruß und den schönen Strauß da zu bringen.“

„Ei, da wirst schon zur Hochzeit geladen, Balbina,“ meinte ich, „da ist kein Zweifel. Nun, mich freut's, daß du auch einmal einen guten Tag bekommst!“

„O lieber Gott, wo kämen wohl ich und die guten Tage zusammen!“ rief sie und schaute mich recht ernst und betrübt an. Da sah ich erst, daß ihre Augen verweint waren, ja noch voll Thränen standen. Ich empfand tiefes Mitleid, und fragte, warum sie denn weine?

„Warum sollt' ich nicht weinen?“ klagte das arme Kind. „Sind mir doch Vater und Mutter gestorben, und jetzt muß ich in die Fremde hinaus, und weiß ich nicht wo aus und wo an!“

„Was ist das, Balbina? Bist du nimmer bei deiner Base, der alten Dorothee?“

„Ach, die hat mich schon gestern ausgeschafft, und heute mir mit den gröbsten Worten die Thüre gewiesen. Daß es so gegangen ist, daran sind die Katzen schuld. Diese hat sie allezeit lieber gehabt, als mich. Zuerst bekamen sie ihr Essen, dann ich das meine — und Gott weiß es, gar oft hätt' ich mit den Katzen das Essen getauscht! — Gestern nun schenkte mir eine gutherzige Nachbarin ein Häfelein Milch. Was hab' ich für eine Freude daran gehabt! „Nun kriegst du doch auch wieder,“ sprach ich zu mir selbst, „nach langer Zeit ein gutes Süpplein.“ Weil ich aber fürchtete, es könnten mir die Katzen der Base darüberkommen, versteckte ich das Häfelein hinter

einen Kasten auf dem Boden, und meinte, es sey da ganz sicher. Aber die Katzen kamen doch dazu, und ließen's sich gerade am besten schmecken, wie ich die Stiege hinauf kam, um mir die Milch zu holen. Denke dir, Stoffel, meinen Schrecken! Im Zorn ergriff ich ein Scheit Holz, das gerade vor mir lag, warf es, was freilich nicht recht war, nach den Katzen, und traf die eine so derb, daß sie zu heulen anfing und hinablief in die Stube, wo zu allem Unglück die Frau Base am Spinnrocken saß. Jetzt gab's einen Lärm, daß die Nachbarn zusammenliefen. Die ärgsten Schimpfwörter gab sie mir, warf mir Undank und Hartherzigkeit vor, und befahl auf der Stelle ihr Haus zu verlassen. Voll Angst und Schreck kroch ich in mein Dachkämmerlein hinauf, und betete und weinte und hoffte, die Base würde bis zum andern Tag keinen Zorn mehr haben. Wie ich aber da zitternd zu ihr kam und ihr einen guten Morgen bot, warf sie mir mein Bischen Gewand vor die Füße, schimpfte mich ärger noch als vorher, und sagte dann, mir die Thüre weisend: „Packe dich fort, und komme nimmer! Wer mit meinen Katzen nicht hausen kann, mit dem kann ich auch nicht hausen." Da nahm ich meine Habseligkeiten, sagte der Frau Base Vergelt's Gott für alles Genossene, und ging in die Kirche, um mich dem Herrn und der liebreichen Mutter Maria zu empfehlen. Dann schlich ich in der Stille fort. Am Thore traf ich auf die Kürschnerin. Diese, da sie hörte ich wolle nach Blonhofen, behändigte mir für die Hochzeiterin den schönen Strauß da, aber außerdem konnte sie mir eben Nichts geben, als ein paar theilnehmende Worte."

Das hatte Balbina mir unter stillem Schluchzen erzählt, und mein Mitleid mit der Armen ward immer größer.

„Aber was willst du denn anfangen?" fragte ich. „Hast du denn in der Nähe gar keine Freunde oder Bekannte, die sich deiner annehmen?"

„Meine Verwandten sind weit hinter Murnau zu Hause," sagte das Waislein; „jetzt geh' ich nach Blonhofen, dort mein' ich mit Gottes Hülfe einen Dienst zu bekommen. Hat ja meine Mutter auch zehn Jahre in diesem Orte gedient, und es ist ihr nicht schlecht gegangen; sie hat mir oft von den dortigen braven Leuten erzählt!"

Während dieses Gesprächs hatten wir die Spitze des Berges fast erreicht; aber das Wetter war recht schlimm geworden, und es goß in Strömen herab. Mich dauerte Balbina, die keinen Regenschirm hatte und in Kurzem bis auf die Haut durchnäßt seyn mußte, wenn sie noch länger dem Regen ausgesetzt blieb; ich bat deßhalb meine Passagiere, sich doch der armen Dirne zu erbarmen und ihr ein Plätzlein im Wagen zu gönnen, an Raum fehle es ja nicht. Es war ihnen Allen recht, bis auf die hoffärtige Kathel. Diese hatte Angst, es möchten ihre schönen neuen Kleider durch die neue Reisegefährtin beschmutzt werden, und wollte durchaus von einem Platzmachen nichts wissen. Das that Balbinen sehr wehe, aber sie sagte Nichts, bot mir die Hand, und wünschte Allen im Wagen eine glückliche Reise. „Nein, Balbina, du fährst mit uns; setze dich her zu mir auf den Bock," rief ich und half ihr hinauf, „hier haben wir Beide Platz!" Da dankte sie mir mit einem freundlichen „Vergelt's Gott." Nach kurzer Zeit kamen wir, wenn auch etwas naß, doch wohlbehalten nach Blonhofen, und hielten vor dem Wirthshause zum Hirschen, wo die Hochzeit gefeiert ward. Die Kathel war die Erste, die aus dem Wagen sprang, und das Herz im Leibe lachte ihr, als sie von den Musikanten mit hellem Trompetenklang empfangen ward. Dann verfügte sie sich in das Zimmer, welches für die Hochzeitgäste bestimmt war, und brachte mit vielen gezierten Worten dem Brautpaare ihren Glückwunsch dar. Balbina aber suchte sich

ein Plätzlein, wo sie sich umkleiden konnte, und ging dann in die Kirche, da man schon läutete.

Von der Hochzeit will ich Nichts weiter sagen, als daß sie überaus prächtig war. Ausgesuchte Speisen und Getränke gab es in Hülle und Fülle. Auch an andern Lustbarkeiten und Spielen war kein Mangel. Am lustigsten und üppigsten, wie gewöhnlich, zeigte sich die Kathel, ja derart ausgelassen, daß es fast Anstoß erregte.

Das schnurgerade Gegenstück von der eitlen Dirne war Balbina. Diese hatte, wie sie es versprochen, der Hochzeiterin den Strauß der Kürschnerin überreicht, und dafür einen freundlichen Dank und die Einladung zum Mittagsessen erhalten. Bescheiden, wie sie war, ging sie aber nicht in den Saal, wo die Hochzeitstafel zugerichtet war, sondern in die Küche, und nahm dort mit Dem vorlieb, was man ihr vorsetzte. Nach Tisch half sie der Köchin und den Mägden bei der Arbeit, und diese waren froh, eine so flinke und gutwillige Helferin an ihr zu bekommen. An Lockung und Versuchung zur Lustbarkeit und zum Tanze fehlte es nun freilich nicht. Des Nachmittags kamen die Bursche des Ortes und der Umgebung, und holten die Mägde aus der Küche zum Tanzplatz hinauf; auch Balbina, über ihre Jahre groß und von gar liebem, freundlichen Antlitze, ward öfters zum Tanze aufgefordert; aber sie schlug es jedesmal aus mit den Worten: „Ich kann das Tanzen nicht recht, und wenn ich es auch könnte, so dürfte ich nicht: ich gehe ja noch in die Feiertagsschule!" Die Bursche und die Mägde lachten und spotteten darüber allerdings nicht wenig; doch Balbina kümmerte sich darum nicht im Mindesten, sondern arbeitete unverdrossen fort, und that Alles, was man ihr schaffte. Dessen hatte die Köchin, eine schon ältliche, gutmüthige Person, eine große Freude; sie lobte die brave,

fleißige Doppelwaise, brachte ihr eine Schale Kaffee, und offerirte ihr dann für die Nacht ein Bett in ihrer eigenen Schlafkammer. Das nahm Balbina gerne an; hatte sie ja schon mit einiger Sorge daran gedacht, wo sie wohl die Nacht zubringen würde. Sie dankte der guten Köchin mit herzlichen Worten und sprach: „Ich will Euch dafür recht fleißig arbeiten; sagt nur, was ich weiter thun soll?"

„Du hast dich geplagt genug," meinte die Köchin; „aber einen Gefallen könntest du mir noch thun. Dieß Fleischhäcklein dort und die zwei Transchirmesser sind fast stumpf geworden, und wollen nimmer schneiden. Sey so gut, und trag' sie auf die Schleife und laß sie schärfen. Unser Schleifstein ist seit zwei Tagen zerbrochen. Warte aber darauf und bleibe mir nicht lange aus; denn ich habe die Messer zu nöthig!" Sie wies Balbinen von Ferne die Schleife, die außerhalb des Ortes war, und das Mädchen machte sich auch sogleich mit Häcklein und Messern dahin auf den Weg.

Ganz kurze Zeit darnach führte ich meinen Handgaul zum Schmied, um ein neues Hufeisen ihm aufnageln zu lassen. Die Schmiede und die Schleife liegen beide an dem Bächlein, das durch's Dorf fließt, etwa einen Büchsenschuß von einander entfernt, die Schleife oberhalb der Schmiede. Sie war ein stattliches Haus mit einem Garten. Vor der Thüre derselben stand ein Bänklein, und darauf sah' ich von der Schmiede aus Balbinen sitzen und auf das Schärfen der mitgebrachten Sachen warten. Sie hatte von dem Bänklein die Aussicht auf eine große Wiese, auf der Knaben und Mädchen heiter und fröhlich mit einander spielten; denn das Regnen hatte schon des Vormittags, bald nach unserer Ankunft, aufgehört, der Himmel sich gar lieblich aufgeklärt, und erquicklich und mild schien die Sonne.

Balbina erhielt jetzt ihr Häcklein und die Messer,

und wollte damit sofort heimkehren. Aber das Gespiel der Kinder gefiel dem unschuldigen Dirnlein gar so sehr; sie blieb zuschauend noch einige Augenblicke stehen . . . Da erhob sich plötzlich ein arger Lärm, ein angstvolles Geschrei hörte ich, — und ein großer Hund, den Schweif eingezogen, den Kopf zur Erde gesenkt, sprang einher, von Zeit zu Zeit ein häßliches, heiseres Gebell ausstoßend. Zwei oder drei Männer verfolgten ihn und schrieen: „Kinder, rettet euch, der Hund ist wüthend! Lauft, lauft, um Gottes willen, lauft so schnell ihr könnt!"

In der That, es war keine Zeit zu verlieren; denn der wüthende Hund rannte mit rasender Schnelle gerade auf die Wiese zu, wo harmlos die Kinder spielten. Bei diesem Geschrei, beim Anblick des Hundes, der jetzt schon die Wiese erreicht hatte, ward Balbina, die gute Seele, von einer tödtlichen Angst ergriffen; nicht an sich dachte sie, aber an die Kleinen, die schutzlos dastanden und so zu sagen buchstäblich dem Tode in den Rachen blickten. Sie rief den Kindern zu, sie trieb sie an, so schnell als möglich sich zu entfernen. Diese ahnten die Gefahr, wenn sie auch dieselbe in ihrer ganzen Größe nicht fassen konnten, und liefen eilends nach allen Himmelsgegenden auseinander. Aber ein Knäblein kam nicht voran. War ihm der Schreck' in die Glieder gefahren, oder sonst Etwas ihm zugestoßen — statt zu laufen, blieb er stehen und hob angstvoll zu jammern an: „Der Hund kommt! Der schwarze Hund will mich beißen!"

Und der Hund rannte geradezu auf ihn los. Wie seine Augen funkelten; wie ihm die Zunge glühend roth heraushing, und die Zähne klapperten! Entsetzt schlug ich die Hände über den Kopf zusammen, und lief, was ich laufen konnte, dem Knäblein zu Hülfe, obwohl ich fürchten mußte, daß ich zu spät kommen würde.

Aber der barmherzige Gott hatte sichtbar in anderer Weise für Rettung gesorgt. In demselben Augenblicke, wo das wüthende Thier das Knäblein packen wollte, trat ihm muthig Balbina entgegen. Mit dem Rufe: „Jesus, mein Jesus, erbarme dich unser! Mutter Maria, bitte für uns!“ stellte sich das Mädchen vor das wehrlose Kind, drohend das Häcklein schwingend. Jetzt sprang der Hund mit einem durchdringenden Gebell auf Balbina los, doch diese hieb ihn dergestalt mit der Hacke über den Kopf, daß er zurücktaumelte. Doch auf's Neue raffte er sich auf, und wie eine Schlange sich bäumend, sprang er auf Balbina zu in die Höhe. Da schlug sie zum andern Male mit der Hacke gegen ihn, worauf er winselnd und heulend umkehrte, aber nach wenigen Schritten todt zusammenbrach.

Der ganze schreckliche Auftritt hat nicht halb so lange gedauert, als ich zum Erzählen gebraucht. Wie nun Balbina den wüthenden Hund todt vor sich liegen sah, kniete sie nieder, faltete die Hände, und hob zu beten an. Dasselbe that auch der Knabe. Zitternd, noch immer voll Angst auf den todten Hund blickend, schmiegte er sich an seine Retterin. Diese umschlang ihn mit ihren Armen und sprach: „O mein Kind, danke dem Vater im Himmel und der lieben Mutter Maria, daß sie uns vor dem Schrecklichsten errettet haben. Die Gefahr war größer, als du glaubst!“

„Der Hund thut uns Nichts mehr?“ fragte noch immer in Schrecken der Knabe. „Es ist der Hund vom Barthelwirth, den hab' ich immer gefürchtet!“

Jetzt war ich herangekommen, und fast zu gleicher Zeit mit mir die Männer, welche das wüthende Thier verfolgt hatten.

„Du hast dich tapfer gehalten, Balbina,“ rief ich ihr zu; „Respekt vor dir — das hätt' ich dir nicht zugetraut!“

„Der Herr hat uns geholfen!" sprach sie unter Thränen lächelnd, und bot mir die Hand. „Ich konnte ja das arme Kind vor meinen Augen nicht zu Grunde gehen lassen! Aber Büblein, jetzt muß ich dich nach Hause führen; sag' mir, wie du heißest und wo du wohnst?"

„Ich bin der Peterl," antwortete der Knabe; „dort bei jenem Garten steht das Häuslein der Großmutter, dort bin ich daheim."

Jetzt kannten ihn auch die Männer: „Wir wissen schon, du gehörst der alten Bärbl, der Wäscherin?"

Ich erbot mich nun, Balbina's Häcklein und Messer nach dem Wirthshause zu bringen, damit sie den Knaben nach Hause führen könnte. Balbina dankte mir für dieses Anerbieten und sprach: „Das Häcklein werden sie heute nimmer brauchen können, aber die Messer. Sag' in der Küche Alles, wie es sich begeben, daß sie nicht glauben, ich hätte die Schuld an dem Schaden."

Die alte Bärbl war aber nicht zu Hause, sondern mit ihrem Schubkarren in den Wald gefahren, um Holz zu brechen. Da übergab sie den Peterl einer gutmüthigen Nachbarin, und ging nun in den Markt zurück, wo sich blitzesschnell die Kunde von der kühnen That des wackern Mädchens verbreitet hatte. Als sie in das Gasthaus kam, ward sie mit lautem Preise ihres Muthes und ihrer Unerschrockenheit empfangen. Sie aber, die demüthige Seele, gab Gott die Ehre und sprach: „Das hat der barmherzige Vater im Himmel gethan; wenn Er nicht geholfen hätte, so wären ich und der Knabe zu Grunde gegangen."

Im Gasthause wollte Alles Balbina sehen. Die Hochzeitsgäste schickten in die Küche hinab, und sie mußte in den großen Saal kommen, und zwischen der Braut und dem Bräutigam Platz nehmen. Alles beeiferte sich, ihr Lob und Beifall zu spenden, so daß das gute Kind zuletzt

gar nicht wußte, wie ihm geschah. Als die Gäste hörten, daß Balbina einen Platz suche, wollte sie ein Jedes haben; man riß sich fast um sie, bis die Wirthin erklärte: „Balbina müsse vorläufig acht Tage bei ihr bleiben; dann könne sie sich aussprechen, ob sie länger bleiben oder in einem andern Hause ein Unterkommen suchen wolle.“

Lieber Gott, was war das für ein wunderbarer Wechsel der Dinge! Ausgestoßen, arm, verachtet, der Noth voll war heute Morgen Balbina von Landsberg fortgegangen — und jetzt saß sie da gelobt, geehrt, Braten, Torten und Wein vor sich, und hatte die Wahl unter den besten Häusern!

Nachdem sich Balbinens Schicksal so ungemein günstig gestaltet hatte, konnte es nicht fehlen, daß hie und da auch Neid und Mißgunst rege wurden. Manche Dirne schaute scheel auf sie, die von allen Seiten so erhoben ward, und meinte, man übertreibe es. Und was Neidvögel im Stillen dachten, scheute sich die Stucker-Kathel nicht, offen auszusprechen.

„Nicht wahr, Balbina,“ sagte sie mit einem höhnischen Lächeln, „in der Küche drunten hast du dir das gute Bier schmecken lassen? Ja, wenn man ein Mäßlein davon im Leibe hat, da kriegt man Courage und fürchtet keinen Hund. Außerdem hättest du's schon bleiben lassen. Du schaust nicht her, wie eine starkmüthige Judith!“

Balbina litt schweigend den Schimpf, und sagte blos: „Was ich getrunken habe, kann Euch die Kellnerin sagen, wenn Ihr's wissen wollt.“

Aber die schlimme Kathel hätte wohl noch spitziger die Rede weitergeführt, wäre sie nicht unterbrochen worden. Die Großmutter des Peterl, die alte Bärbl, trat eben ein, und fragte nach dem muthigen Dirnlein, welches ihren Enkel vom Bisse des wüthenden Hundes errettet.

Ich kam in diesem Augenblick in den Saal. Noch seh' ich die alte Bärbl mit ihren schneeweißen Haaren, welche das dunkelbraune Kopftuch kaum zur Hälfte verdeckte, mit dem magern, eingefallenen, jetzt durch Eile und Gemüthsbewegung etwas gerötheten Gesichte, auf Balbinen zueilen, sie bei den Händen fassen und weinend ihr für die Rettung des Peterl danken. Dann wollte sie ihr heimlich ein Papierlein mit einem Geldstück — es war ein alter Frauenthaler — in die Hand drücken, was aber Balbina beharrlich zurückschob, trotz alles Drängens der Bärbl.

„Nun so vergelt' es dir Gott tausendmal, und Seine Hand wehre von dir alle Feinde deines Leibes und deiner Seele so kräftig ab, wie du heute meinen Peterl wider den Anfall des wüthenden Hundes beschütztest. Tausend Segen über dich! Ich will's meinem Sebastian schreiben, daß er es weiß, wem er das Leben seines Söhnleins zu danken hat. Lieber Gott, was würde er sagen, wenn dem Peterl so 'was begegnet wäre!"

Ich weiß nicht, was den Gästen besser gefiel: die Dankbarkeit der Alten, oder die Uneigennützigkeit und Demuth Balbinens, welche jeden Dank ablehnte und immer nur rief: „Was habt Ihr denn? Ich habe Nichts gethan, gar Nichts. Gott der Herr hat geholfen — Ihm also, Ihm allein gebührt die Ehre und der Dank!"

Nun lud man die alte Wäscherin ein, sich neben Balbinen zu setzen, und auf den Schrecken zu ihrer Stärkung Etwas zu essen und zu trinken. Und schnell brachte man ihr Braten und Bier. Aber Bärbl, ein wahres Muster einer guten treuen Großmutter, hatte, wie erschöpft sie auch war, an andere Dinge zu denken, als an Essen und Trinken. Ihre Gedanken waren bei dem Peterl, den der Schrecken etwas angegriffen und den sie deßhalb zu Bette

gebracht hatte. Und so nahm sie von allen angebotenen Speisen, die sonst für sie die erwünschtesten Leckerbissen gewesen wären, nur ein wenig Braten, und that nur einen Trunk auf die Gesundheit des Brautpaares, und dann eiligst noch einen auf die Gesundheit Balbinens, der Retterin.

„Nicht wahr," bat sie, „Ihr geht nicht fort, ohne meinen Peterl nochmals zu besuchen?" Und die Alte hatte eine große Freude, als ihr es Balbina versprach, und die Wirthin beifügte, daß das Mädchen noch länger und vielleicht ganz hier bleiben werde. Sie begleitete diese Worte mit einem freundlichen Blick auf Balbina, die der alten Bärbl die Hand zum Abschiede bot und ihr an den Enkel einen Gruß aufgab.

Die Wirthin erzählte nun Balbinen, daß Bärbl einen einzigen Sohn, den Sebastian, besitze, welcher als Soldat in einer weit von Blonhofen entfernten Stadt in Garnison liege. Er habe es bereits durch sein wackeres Benehmen bis zum Feldwebel gebracht, leider aber das Unglück gehabt, vor drei Jahren sein Weib durch den Tod zu verlieren. Die alte Bärbl habe dann den Peterl, das mutterlose Waislein, zu sich genommen, was um so besser gewesen, als Sebastian bald nach dem Tode seiner Frau bei Ausbruch des Krieges wiederum in's Feld ziehen mußte. Der Peterl sey ein gar gutes, liebes Büblein, und man wisse nicht, wer es lieber habe, die Großmutter oder der Vater.

Balbina blieb noch einige Zeit bei den Hochzeitgästen, und ging dann in die Küche hinab, um hier abermals auszuhelfen. Jetzt nahm die Braut einen blanken Teller, und sammelte für das brave arme Mädchen. Alle Gäste gaben mit Freuden, gaben selbst reichlich — nur die hoffärtige Kathel weigerte sich anfänglich, und warf dann Schanden halber einen Groschen auf den Teller. Freilich,

die Kathel brauchte ihr Geld zu ganz andern Dingen, als zur Unterstützung der Armen und Waisen . . . Es kam eine schöne Summe zusammen, und voll Freude trug sie die Braut in Begleitung des Bräutigams in die Küche hinab. Da war Balbina eben beschäftigt, das Kaffeegeschirr zu reinigen. Sie war auf's Höchste überrascht, als ihr die Braut den Teller voll Zwanzigern, halben und ganzen Gulden darbot und sprach: „Unsere Gäste lassen dich schön grüßen, und schicken dir ein kleines Andenken. Hier nimm, kaufe dir 'was darum, oder thu' dir sonst etwas Gutes damit."

Da traten Balbinen heiße Thränen in die Augen. „Gott lohn' es den Gutthätern droben," rief sie tief bewegt; „tausendmal vergelt' Er es ihnen. Aber Sünde wäre es, nähm' ich dieß Geld, statt es den Armen zu lassen. — Nein, ich bin nicht arm, ich hab' ein paar gesunde Arme, und Kopf und Herz am rechten Fleck! Ich kann arbeiten, und ich will arbeiten. D'rum wär's eine Schande, nähm' ich dieß Geld den Armen weg und Denen, die nicht mehr arbeiten können und daher gerechten Anspruch auf den Beistand ihrer Mitmenschen haben. Nichts will ich nehmen, als diesen Groschen da. Gewiß, den hat eine gutherzige, aber selber nicht reiche Seele mir geschenkt. Der Herr möge sie segnen, diese gute Seele! Ich wünschte Nichts sehnlicher, als daß ich ihr und allen meinen Gutthätern vergelten könnte. — Noch einmal, das andere Geld kann ich nicht annehmen — tragt's zurück und sagt Allen Dank für solche Liebe und Güte!"

Und sie nahm den Groschen, den Groschen der Kathel. Es war der einzige in der ganzen Sammlung; denn Niemand hatte weniger als einen Zwanziger gegeben.

Das Erstaunen des Brautpaares wie aller Anwesenden war nicht gering. Alle verwunderten sich über solch'

wahrhaft edle Gesinnung eines armen, blutjungen Dirnleins. Das hatte Niemand erwartet!

Die Braut drang neuerdings in Balbina, das Sammelgeld anzunehmen, und schüttete es zuletzt auf die Anricht mit den Worten: „Balbina, ich mag es nimmer mit hinaufnehmen! Was würden sie wohl droben sagen? Dieß Geld gehört dir, und du kannst damit anfangen, was du willst, Balbina!"

Da leuchteten plötzlich die Augen Balbinens in hellem Glanze, und sie rief: „Liebe, gutthätige Frau, also gehört dieß Geld wirklich mir? kann ich wirklich damit anfangen, was ich will?"

„Ei freilich, Balbina," war die Antwort; „das Geld gehört dir, und du kannst damit schalten und walten, wie du willst!"

„Nun, liebe Frau," hob jetzt Balbina an, „so will ich das Geld Diesen da schenken!"

Und sie wies auf ein paar alte Leute von ärmlichem Aussehen, einen Mann und eine Frau, die unbeachtet in einem Winkel der Küche auf einem Bänklein saßen und von der Suppe genossen, welche, der Sitte gemäß, an diesem Tage für die Armen der Gegend bereitet worden war.

„Seht, liebe Frau," fuhr Balbina mit inniger Empfindung fort, „diese armen alten Leute sind vor Kurzem abgebrannt, und haben all' ihr Hab und Gut verloren. Jetzt müssen sie von Ort zu Ort ziehen, und von fremder Milde leben. O das ist hart, alt und arm seyn und in der Fremde sein Brod suchen müssen! Diesen will ich das Geld geben, und nicht wahr, liebe, gutthätige Frau, Euch ist's recht und den guten Gästen droben auch?"

Da überkam alle Gegenwärtigen eine tiefe Rührung. Die Braut warf einen Blick auf die Alten, einen zweiten auf Balbinen, griff dann hastig in die Tasche, und legte

alles Geld, das sie drinnen fand, zu dem andern auf die Anricht. „Balbina," sprach sie fast schluchzend, „mach' es so!" und eilte dann hinauf zu den Gästen in den Saal.

Balbina aber nahm das Geld, und brachte es den zwei Alten. Das war eine Freude! Anfangs wollten sie es gar nicht glauben, daß alles dieß Geld ihnen gehöre. Erst die wiederholten Versicherungen Balbinens überzeugten sie, daß es mit der Schenkung Ernst sey. Ach, sie weinten nun süße Thränen der Freude, und wie herzlich dankten sie der guten Balbina!

„Frau, jetzt ist alle Noth vorbei," jubelte der Mann, „jetzt ist uns geholfen!"

„Für den Winter wenigstens dürfen wir keine Sorge mehr haben," meinte die Frau und blickte dankend auf Balbina.

„Und auch für das Frühjahr nicht," sprach die Wirthin, die, eben aus dem Hochzeitssaale kommend, eintrat, einen Teller voll Geld in der Hand, den sie fröhlich den Alten darbot. Diese schauten verwundert bald auf den Teller, bald auf die Wirthin.

„Ja, ja, nehmt nur das Geld," sprach letztere freundlich; „es gehört Euch. Meine Gäste droben hatten den guten Gedanken, nochmals zu sammeln, und wollten sich von dieser kleinen schlimmen Person," sie blickte bei diesen Worten lächelnd auf Balbina, „nicht zu Schanden machen lassen."

Ihr könnt euch leicht die Freude der armen Abgebrannten denken, aber sie war doch nicht größer, als jene Balbinens; die sah so fröhlich und glücklich d'rein, als wäre sie eine Prinzessin geworden!

So verfloß uns Allen der Tag blitzesschnell, und weit früher, als wir gedacht hatten, kam der Abend heran. Meine Passagiere sprachen nun von der Heimfahrt; aber

davon wollte die Stucker-Kathel noch Nichts wissen, der gefiel es jetzt erst recht. Sie hatte sich an einen jungen Burschen gehängt, der, leichtsinnig und üppig gleich ihr, sie den Abend nimmer losließ; und so sagte sie immer: „Stoffel, es hat noch Zeit; in einer halben Stunde! Trink' derweil eine Maß auf meine Rechnung!“ Zuletzt verloren die andern Passagiere doch die Geduld, und wollten der eitlen Dirne halber nicht erst um Mitternacht abfahren. Auf ihr Geheiß spannte ich gegen acht Uhr ein. Der Wachsfabrikant und die beiden Frauen mußten aber noch lange warten, bis es der Kathel gefiel, den Tanzplatz zu verlassen, und von ihrem Burschen geleitet zu dem Wagen zu kommen. Hier stand Balbina, von den Passagieren freundlich Abschied nehmend und sie bittend, in ihrem Namen der Base für alles Gute nochmals zu danken. Die stieß die rohe Kathel mit zornigen Worten bei Seite, und stieg nun ein, brummend und zankend über die Eile und daß sie gerade jetzt fort müsse, wo es am lustigsten und schönsten sey. Und die ganze Fahrt hörte sie nicht auf, ihre üble Laune an den gutmüthigen Reisegefährten auszulassen, so, daß diese Gott dankten, als sie nach ein paar Stunden wieder in Landsberg waren.

„Mit der Kathel fahr' ich mein' Lebtage nimmer,“ sagte Eines zum Andern beim Aussteigen; „tausendmal lieber zu Fuß, und sollt' es Spieße regnen!“ Ich machte im Stillen dasselbe Gelübde, — so weit es nämlich ein Lohnkutscherknecht machen kann, — mußte aber später doch noch einmal mit der Stucker-Kathel fahren. Freilich, das war eine ganz andere Fahrt, als die Hochzeitfahrt nach Blonhofen. Davon aber im andern Theile. Inzwischen mein' ich wohl, einen frischen Trunk verdient zu haben!“

Nandl die Kellnerin sprang fort, und kam alsobald mit einer frischen Maß zurück.

„Nun, Nandl," fragte der alte Stoffel, „sag' einmal, wie dir meine Geschichte gefällt?"

„Das will ich dir sagen, wenn du damit fertig bist," antwortete die Dirne; „einstweilen sag' ich nur: daß mir die Stucker-Kathel gar nicht gefallen hat."

„Aber die Balbina doch?"

„Die schon mehr; aber ganz recht hat sie mir doch auch nicht gefallen."

„Aber warum, Nandl?"

„Die Balbina gibt's viel zu nobel, und schenkt gleich Alles her. Nein, da hätt' ich die Sache schon klüger gemacht! Ich hätte den Abbrändlern ein paar Vierundzwanziger geschenkt, aber das Andere für mich behalten. Die Balbina ist ja selber arm gewesen, blutarm; sicherlich hat sie die unüberlegte Freigebigkeit bald gereut!" meinte die Nandl.

„Die Abbrändler waren eben doch noch ärmer, waren dazu alt und kraftlos und erwerbsunfähig, während Balbina jung und stark, und willig zur Arbeit war," entgegnete Stoffel. „Gereut hat es die Balbina nie, das Sammelgeld den Abbrändlern geschenkt zu haben; denn jeder Kreuzer ward ihr in der Folge tausendfach vergolten, und sie hat erfahren, daß Almosengeben nicht arm, sondern reich macht."

Da schaute ihn die Nandl verwundert an, und Spannung und Neugierde malte sich in den Zügen der Zuhörer; mehr als eine Stimme mahnte den wackern Alten, nicht lange zu zögern, sondern weiter zu erzählen, wie es der braven Balbina und der leichtsinnigen Kathel ergangen.

Stoffel that einen frischen Trunk, und fuhr dann also fort:

III.

„Zuerst ein klein Bislein von mir und meinen Begebenheiten.

Bald nach der so eben beschriebenen Hochzeit gab mein Herr die Lohnkutscherei auf und behielt blos seine Oekonomie. So ward ich ihm überflüssig; aber auch da zeigte er seine Rechtschaffenheit und Herzensgüte. Nicht nur zahlte er mir einen ganzen Jahreslohn aus, obwohl er nur den eines Vierteljahres schuldig war, sondern er gab sich auch alle Mühe, mir wieder einen passenden Platz zu verschaffen, und behielt mich inzwischen bei sich. Endlich gelang es ihm, mir ein gutes Plätzlein bei einem Verwandten in Sollenstein, einem Markte, 40 Stunden von Landsberg entfernt, zu verschaffen. Ich ging hart weg von meinem alten Herrn, und auch ihm schien der Abschied schwer zu werden. Er drückte mir beim Scheiden noch zwei Frauenthaler in die Hand, und gab mir noch manche gute Lehre, Etwas, das ein junger Bursche, wie ich, noch mehr als Geld brauchen konnte. Frau Walburg hatte ganz in der Stille drei neue Hemden und ein schwarzseidenes Halstuch in mein Bündelein gesteckt, und reichte mir wie eine Mutter das Weihwasser und die Hand, als ich ihr für alle Gutthaten dankte und mich ihrem Andenken und Gebete empfahl. Da kam es mir recht heiß in die Augen; noch ein paar Worte stammelte ich, und dann lief ich was ich laufen konnte, damit Niemand mich weinen sähe.

Ich hatte über meinen neuen Herrn eben nicht zu klagen, er und ebenso seine Frau waren gutmüthige Leute; allein so herzlich ging's in ihrem Hause nicht her, wie zu Landsberg. Das Lohnkutschergeschäft betrieb mein Herr lebhaft, ich hatte Arbeit genug. Und so verflossen mir fünf Jahre wie fünf Wochen.

Es war ungefähr um Michaeli, als der Herr etwas verdrießlich zu mir sagte: „Stoffel, richte den Leiterwagen her!“ Jetzt wußte ich schon, welche Passagiere ich zu fahren hatte, und dachte bei mir: „O weh, da gibt's ein schönes Trinkgeld, Stoffel!“ Den Leiterwagen mußte ich nämlich allezeit nehmen, wenn es Bettler oder Vagabunden oder sonst Passagiere für den Schub zu transportiren gab. Ich that, wie der Herr mir geheißen, und fuhr zum Rathhaüse, wo bereits der Wagen hielt, dessen Ladung ich weiter befördern sollte. Meine Passagiere waren: ein alter Mann in zerlumpter Kleidung, der arg nach Branntwein roch, ein junger Bursche, erst 15 — 16 Jahre alt, der seinem Lehrherrn entlaufen war und sehr trübselig dareinschaute, und ein junges, recht ärmlich gekleidetes Weib mit einem kleinen Kinde, das zu Zeiten erbärmlich schrie. Mir kam es vor, als ob das Weib bei meinem Anblick etwas zusammenzucke. Ich wollte ihr mitleidig wie den Andern auf den Wagen hinaufhelfen; aber sie ließ es nicht zu, sondern schwang sich hastig mit dem Kinde selber hinauf, und drückte dann dessen Gesicht gegen das ihrige, als wollte sie sich damit zudecken. „Ist ganz recht, wenn du dich schämst,“ dachte ich bei mir; „aber ich meine immer, ich hätte dich schon einmal gesehen!“ Allein ein Kutscher bekümmert sich in der Regel nicht viel um seine Passagiere; so stieg ich denn auf den Bock, und fuhr mit den Meinigen des Weges weiter.

Ich hätte aber nicht wenig Noth mit den Leuten. Der Alte, noch halb betrunken, schrie immerfort nach Schnapps, und sang und zankte abwechselnd. Der Lehrling machte mehrmals Versuche, zu entfliehen; das Kind des Weibes dagegen schien krank, es ächzte und jammerte. Zudem ward das Wetter immer schlechter, und der Regen hatte bald uns Alle durchnäßt. Ich dankte Gott, als ich ein

Dörflein erreichte, wo wir nun in einem armseligen Wirthshause unsere Zuflucht suchten. Der Alte schrie gleich nach Branntwein, bekam aber nichts als eine sauere Milch; der Lehrling nahm mit einem Butterbrod vorlieb, und das Weib setzte sich mit dem Kinde in eine Ecke, und suchte es zu trocknen und that ihm auf alle Weise schön. Aber das Kind weinte und die Mutter mit ihm. Da ging es mir zu Herzen, und ich ließ ihr auf meine Kosten eine Suppe bringen.

„Laßt's Euch schmecken, Frau," hob ich an, „und gebt auch Euerm Kinde davon; etwas Warmes wird Euch bei dieser Kälte und Nässe gut thun, und Eurem Kinde noch mehr!"

Da flog plötzlich eine glühende Röthe über ihr abgehärmtes Gesicht; dann sah sie mich scheu und mit einem kläglichen Blicke an, und sprach: „Vergelt's Euch Gott tausendmal!"

Gesicht und Sprache kamen mir immer bekannter vor; diese Person mußte ich schon irgendwo gesehen haben! Ich trat näher und erwiederte:

„Gott gesegn' es Euch. Aber ich glaube, wir sind schon einmal mit einander gefahren, Frau; ist es nicht so?"

„Frau? Frau? O Gott!" seufzte sie kläglich. „Ja, Stoffel, was soll ich's läugnen? — du hast's in diesem Augenblick gezeigt, daß du ein mitleidiges Herz hast, — du wirst nicht, wie die Andern, über die unglückliche Stucker-Kathel lachen und spotten!"

„Die Stucker-Kathel!" rief in höchster Ueberraschung die Kellnerin, und gar manche der Zuhörerinnen mit ihr. „Wer hätte das gedacht?"

„Jetzt freilich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: es war die Stucker-Kathel! Aber, wie du, Nandl, rief ich aus: „Wer hätte dieß gedacht!" War

diese bleiche, abgemagerte Gestalt in dem ärmlichen Anzuge, mit dem verwaschenen Kopftüchlein, den abgerissenen Schuhen wirklich die Kathel — die Kathel mit den vollen rothen Wangen, den frischen Augen, die von Gesundheit und Jugendkraft strotzte? war dieß die Kathel mit den schweren goldenen Ringen an den Ohren wie an den Fingern, die um den Hals eine prachtvolle Kette, am Mieder ein reiches Geschnüre trug, und nie anders daherstieg als in Seide und in feinstem Zeuge? — Es brauchte einige Zeit, bis ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte. Da bot ich ihr dann die Hand und sprach: „Kathel, Gott grüß' Euch! Wahr ist's, ich hätt' Euch nimmer erkannt, wiewohl Ihr mir gleich bekannt vorgekommen seyd. Aber in fünf Jahren kann man sich auch schon ändern! Ich glaube wenigstens, es ist so lange her, daß wir uns nimmer gesehen haben. Ich meine, das letztemal war's auf der Hochzeit zu Blonhofen? Denkt Ihr, Kathel, noch an den Tag?"

„Ja," seufzte sie, und fuhr zusammen wie von Fieberfrost geschüttelt, „ich denk' an ihn, — ich denk' an ihn, um ihn zu verwünschen aus tiefster Seele. O könnt' ich diesen Tag mit blutigen Thränen aus meinem Leben auslöschen!" Dabei hob die Arme zu schluchzen und zu weinen an, daß eine Thräne die andere schlug.

Mir ging ihr Jammer durch die Seele; aber ich mußte der Sache auf den Grund kommen, und fragte deßhalb: „Aber Kathel, warum wollt' Ihr diesen Tag verwünschen und auslöschen?"

„Ach, Stoffel, es ist der Tag meines Unglückes! An diesem Tage, auf der Hochzeit von Blonhofen, lernt' ich Den kennen, der mich in's Elend stürzte und allen Jammer, alle Schande über mich brachte!" Sie weinte noch heftiger, und sah auf ihr Kind mit verwirrten Blicken.

Jetzt begann mir ein Licht, leider ein gar trauriges, aufzugehen. Es fiel mir nämlich bei, wie Kathel auf jener Hochzeit sich vorzüglich mit einem jungen Burschen abgegeben, fast allein mit ihm getanzt, und später dann den Umgang mit ihm fortgesetzt hatte. Auch Dessen erinnerte ich mich, daß die Frau Walburg sich öfters recht mißfällig über diese Bekanntschaft geäußert, und der Kathel einen bösen Ausgang derselben prophezeit hatte; denn Lorenz, so hieß der Bursche, sey leichtfertigen Gemüths, dabei verschwenderisch und lügenhaft. Aber, wie ich schon erzählt, ich war bald darauf von Landsberg weggekommen, und hatte in der Ferne auf die ganze Geschichte vergessen, bis mir das Zusammentreffen mit der Kathel sie wieder in's Gedächtniß rief.

Der Kathel mußte es ungemein wohl thun, daß sie wieder einmal auf einen Menschen traf, der ihr aufrichtige Theilnahme bezeigte und ein herzliches Mitleid mit ihrem Elende hatte. Und es ging ihr das Herz auf; sie trocknete die Thränen, und begann, ohne daß ich es verlangt hatte, mir die Geschichte ihres Unglückes zu erzählen.

Aber es ist nicht nothwendig, daß ich sie euch wiedererzähle, ihr Mädchen und Bursche! Lieber Gott, es ist ja eine alltägliche Geschichte, daß eitle, leichtsinnige, gefallsüchtige Mädchen durch thörichte, sündhafte Bekanntschaften auf Abwege gerathen, und Unschuld und Ehr' und guten Namen, ja selbst Gesundheit, Leben und die ewige Seligkeit einbüßen! So ist's auch der Kathel ergangen. Ein altes Sprüchwort sagt: „Hochmuth kommt vor dem Fall." Das hat sich ganz genau an der Kathel erfüllt. Sie dachte nur immer an Putz und Hoffart, an Lustbarkeiten und wo sie sich zeigen könnte, und vergaß dabei des Gebetes und der demüthigen Armuth der lieben Mutter Maria. Darum ward die Unglückliche bald auch die Beute

des listigen, schmeichlerischen Burschen Lorenz, den ich euch bereits geschildert habe, und der sie dann im Elende und in der Schande sitzen ließ.

Das erzählte mir die Aermste, und hob auf's Neue zu weinen an. Ich versuchte sie so gut als möglich zu trösten, und fragte dann, wie es denn komme, daß ich sie so weit von ihrer Heimath und in solcher Noth und Armuth träfe; sie wäre doch sonst bei so guten Mitteln gewesen?

„Ach," seufzte sie, „ich hatte wohl ein schönes Vermögen; aber meine Hoffart und Putzsucht zehrte einen hübschen Theil davon auf, um den andern betrog mich der Lorenz. Er lockte mir viel Geld ab unter dem Vorwande, daß er ein Anwesen kaufen wolle, damit wir heirathen könnten. So mußt' ich ihm vor drei Jahren auf einmal 1000 Gulden geben, die er brauche, um den Ankauf des Gutes, das im Salzburgischen liege, vollends richtig zu machen. Aber seitdem hörte und sah ich Nichts mehr von ihm; er war, so erfuhr ich von glaubwürdigen Leuten, mit dem Gelde tiefer nach Oesterreich hinein. Ich wollte fast von Sinnen kommen bei dieser Nachricht. Das Gericht schrieb nach Salzburg, und dort wußten sie von dem Elenden nicht das Mindeste. Es war klar, daß er mich in allen Stücken betrogen hatte. Da verließ ich mit meinem Kinde, des Jammers voll, Landsberg und wanderte nach Erlbach, der Heimath meiner Mutter, wo mich eine gutherzige Base aufnahm. Ein Jahr verlebte ich hier, da starb die Base und hinterließ mir einiges Vermögen, so daß ich, wenn ich sparsam war, ohne Noth davon leben konnte. Plötzlich bekam ich wider alles Erwarten von Lorenz einen Brief, des Inhaltes, daß er in Traunkirchen nahe an der ungarischen Grenze ein Gut gekauft und sich ansässig gemacht habe. Jetzt könne er, was er seit Jahren

sehnlichst gewünscht, endlich sein Wort halten und mich wieder zu Ehren bringen. Schon hätte er alle Anstalten zur Hochzeit getroffen, und daß er die Wahrheit spräche, könnt' ich aus beiliegendem gerichtlichen Zeugnisse ersehen. Darum sollt' ich so bald als möglich mit dem Kinde nach Traunkirchen kommen, und wenn es irgend seyn könnte, einiges Geld mitbringen, denn noch hätte er eine, wiewohl kleine, Schuld auf seinem Anwesen.

Da macht' ich Alles, was ich hatte, zu Geld, und rüstete mich zur Wanderschaft. Auf's Neue schlug ich alle Warnungen in den Wind. Umsonst sprachen die Nachbarn zu mir: „Kathel, der Lorenz hat erfahren, daß du wieder Geld hast. Dieß will er dir auch noch ablocken; darum hat er dir so schmeichlerisch geschrieben. Trau' ihm nicht; es ist das Letzte, was du hast. Kathel, denk' an dein Elend, an das Elend deines Kindes, wenn du auch um dieß noch kommen solltest!" Aber eben des Kindes wegen, damit es doch zu einem ehrlichen Namen und zu seinem Vater käme, wollt' ich das Aeußerste wagen, und trat, freilich etwas bangen Herzens, die weite und beschwerliche Reise an. Eine böse Ahnung plagte mich, und gar oft rief in mir eine warnende Stimme: „Kehre um, er meint's doch nur falsch! Dein Geld will er, nicht dich!" Wäre das Kind nicht bei mir gewesen, ich glaube ich wäre umgekehrt; aber des Kindes wegen wollt' ich jedes Opfer bringen.

Als ich nach Traunkirchen kam, bezeigte Lorenz eine große, ja fast übermäßige Freude. Mit Thränen in den Augen legt' ich ihm das Kind in die Arme und bat ihn, er möge ihm ein rechter Vater seyn und uns Beide wieder zu Ehren bringen. Das versprach er hoch und theuer, und ich in meiner Verblendung glaubte es. Dann fragte er mich, ob ich doch einiges Geld zusammengebracht hätte,

und sprang vor Freude in die Höhe, als ich das Säcklein mit 1500 Gulden in Gold und Papier auf den Tisch setzte. „Jetzt ist kein Hinderniß mehr," sprach er; „in vierzehn Tagen stehen wir vor dem Altare!"

Lorenz hatte wirklich ein kleines Anwesen gekauft, das er mit Hülfe einer Magd bisher bewirthschaftete. Da es nicht schicklich war, daß ich bei ihm wohnte, so miethete er mich bei einer alten Wittwe ein; dort sollte ich bleiben bis zur Hochzeit. Das war eine gute Frau, und für den Lorenz sehr eingenommen; desto weniger gefiel mir die Magd, die bei ihm diente: sie hatte etwas Falsches und Katzenfreundliches an sich. Ich konnte kein Vertrauen zu ihr fassen, und nahm mir vor, sobald ich die Frau des Lorenz wäre, um eine andere mich umzusehen. Aber es ging anders, ganz anders, als ich dachte!

Einige Tage nach meiner Ankunft forderte Lorenz von mir eine große Summe Geld. Aber durch Schaden war ich klug geworden, und gab nimmer so leicht als früher; ich wollte Nichts eher herausgeben, als bis mit unserer Heirath Alles in Ordnung wäre. Darüber bezeigte mir Lorenz seinen Verdruß und sprach: „Du hast noch immer Mißtrauen gegen mich, das thut mir weh; denn ich mein' es ehrlich und redlich mit dir. Das sollst du heute noch sehen. Wir fahren Nachmittags zum Gerichte, lassen unsere Heirath dort protokolliren, und zahlen zugleich die 1000 Gulden, die noch für das Anwesen restiren. Mache also nur das Geld zurecht!"

Da hatte ich eine große Freude, und bat ihm das Mißtrauen ab. Nachmittags fuhren wir, Lorenz und ich, auch wirklich fort; das Kind blieb zu Hause. Lorenz hatte ein einspänniges Fuhrwerk, und kutschirte selber. Der Weg führte durch einen dichten, finstern Wald. Mich befiel eine schlimme Ahnung. „Lorenz," sprach ich voll

Angst, als wir bereits zwei Stunden gefahren und der Wald noch immer kein Ende nehmen wollte, „Lorenz, ich fürchte, hier ist es nicht geheuer; wenn wir nur schon wieder im Freien wären!“

Lorenz suchte mich zu beruhigen; aber er selber schaute ängstlich und scheu umher. Da fiel plötzlich ein Schuß, und mit dem Schrei: „Ich bin getroffen!“ sank Lorenz zusammen und stürzte vom Wägelein herab. Im nämlichen Augenblick aber sprang ein Mann mit einem großen Barte und geschwärztem Antlitz aus dem Walde auf uns zu, und, die gespannte Pistole in der Hand, gebot er mir, auszusteigen. Ich gehorchte zitternd. Da band er mich, ohne ein Wort zu sprechen, an den nächsten Baum, öffnete den Kasten des Wagens, nahm das Säcklein mit den 1000 Gulden heraus, und eilte dann raschen Schrittes in den Wald zurück. Vor Schreck' und Angst war ich wie verwirrt; doch kümmerte ich mich weniger um mich, als um Lorenz, der wie todt beim Wagen dalag. Leider konnte ich ihm nicht beispringen, und so rief ich denn alle Heiligen im Himmel zu seinem Schutze an. Eines tröstete mich in Etwas: daß ich kein Blut an ihm gewahrte!

Jetzt öffnete Lorenz auf einmal die Augen, richtete sich ein wenig empor, und sah mich an. Da war es mir, als sey ich selber zu neuem Leben erwacht. Ich fragte nun, wo er denn getroffen sey? Er zeigte auf die rechte Seite, und that so kläglich, daß ich wieder weinte. „Ach,“ rief ich, „wär' ich nur nicht angebunden, wie gerne wollt' ich dir helfen! Hätt' ich ein Messer, dann könnte ich freilich leicht den Strick zerschneiden.“

Da warf er mir sein Taschenmesser zu, und weil ich die Hände frei hatte, konnte ich leicht mich meiner Bande entledigen. Gott lobend sprang ich auf Lorenz zu, der mir ächzend die Arme entgegenstreckte, und hob ihn mit

Anstrengung aller meiner Kräfte auf den Wagen; zum Glücke war das Pferd, ein gutes, zuverlässiges Thier, stehen geblieben. Jetzt mußte ich kutschiren. Im langsamen Schritte ging's nach Traunkirchen zurück, wo wir denn mit einbrechender Dunkelheit im kläglichsten Zustande ankamen. Lorenz legte sich sogleich zu Bette.

Jetzt wollte ich vor Allem nach dem Arzte schicken; aber zu meinem größten Erstaunen verbot mir dieß Lorenz auf die strengste Weise. „Er fühle sich besser, und es sey nur ein Streifschuß gewesen ohne alle Gefahr." Da dankte ich Gott und meinte, Lorenz solle nun den Ortsvorstand kommen und durch diesen das Vorgefallene bei Gericht anzeigen lassen. „Das hat noch Zeit, um dieß brauchst du dich nicht zu kümmern," sagte er, „das besorg' ich Alles selbst! Und ich sage dir, erzähle ja Niemanden von dem Anfalle, sondern schweige darüber. Ich will dir später schon sagen, warum?" Und das wiederholte er mit ernster Miene mehrmals.

Ich konnte mir dieß Benehmen nicht erklären. Wie war es uns möglich, wieder zu unserm Gelde zu kommen, wenn wir bei Gericht keine Meldung des Raubes machten? Aber er blieb hartnäckig dabei, ich mußte schweigen. Lorenz betrug sich überhaupt so seltsam, — er war zornig, und doch zugleich voll Angst, — daß ich nicht wußte, was ich davon denken sollte. Unruhe machte es mir auch, daß wir die Magd nicht zu Hause getroffen hatten; sie war, noch ehe wir fortfuhren, auf's Feld zur Arbeit. Es ward Abend, es ward Nacht, und sie kam nicht. Ich hatte deßhalb große Sorge; noch mehr bekümmert aber schien Lorenz zu seyn, der jeden Augenblick fragte, ob Salome, so hieß die Magd, noch nicht zurückgekehrt.

Es kam jetzt ein Nachbar, um zu wachen, und so ging ich denn in meine Wohnung zurück. Ich that

jedoch die ganze Nacht kein Auge zu; der Verlust meines Geldes, — so ziemlich des letzten, das ich besaß, — der erlittene Schrecken und vor Allem das seltsame, rohe Betragen meines, wie ich immer noch glaubte, zukünftigen Mannes lagen mir wie Mühlsteine auf dem Herzen.

Des andern Morgens ging ich wieder zu Lorenz, und beschloß nicht nachzulassen, bis er bei dem Gerichte die Anzeige vom Raubanfalle gemacht hätte. Lorenz war bereits in den Kleidern, und schien sich so vollkommen erholt zu haben, als wenn er nie im Mindesten verwundet gewesen wäre. Wie ich ihm darüber meine Freude und Verwunderung ausdrückte, äußerte er, er sey wirklich von der Kugel des Räubers verwundet worden, allein er hätte ein geheimnißvolles Mittel, das jede Wunde heile, und dieß hätte ihm geholfen. Salome aber war noch immer nicht gekommen; über ihr Ausbleiben war Lorenz höchst betroffen, wie ich deutlich merkte. Dieß kam mir Alles sehr sonderbar vor. Als ich nun neuerdings in ihn drang, doch die Anzeige des Raubes bei Gericht zu machen, fuhr er voll Zorn auf, und drohte, mich augenblicklich zu verlassen, wenn ich nur ein Wörtlein davon entdecken würde. Da hob ich bitterlich zu weinen an und ging nach Hause. Hier schloß ich mich in mein Kämmerlein ein, nahm mein Kind auf meinen Schooß, und betete und weinte, daß eine Thräne die andere schlug.

Wie ich nun so in meinem Jammer dasaß, klopfte es leise an der Thüre; es war die gute Hausfrau, die mir ein Brieflein reichte und sagte, ein Bauernknabe hätte es gebracht. Mit Zittern öffnete ich solches. Wie ward mir, als ich las:

„Ihr seyd gestern im Walde um 1000 Gulden gekom„men. Das ist wohl ein Unglück, aber Ihr werdet da„durch vor dem größten aller Unglücke auf Erden be-

„wahrt, nämlich vor dem, einen grundschlechten Menschen „zum Ehemann zu haben.

„Ein solcher Mensch, ohne Ehre und Gewissen, ist der „Lorenz. Wisset, der gestrige Raubanfall geschah auf „sein Veranstalten. Er wollte sich in den Besitz Eures „Geldes setzen, und dabei zugleich Eurer los werden, indem „er dann zu sagen gedachte: „Jetzt kann ich dich leider doch „nicht nehmen; denn ohne Geld kann ich nicht heirathen. „Geh' wieder nach Hause, ich bin außer Schuld!"

„Ich will Euch noch mehr sagen. Der, welcher Euch „anfiel und das Geld nahm, ist — die Salome. Lo„renz hat mittelst allerlei Versprechungen sie dazu verleitet, „ihr den Anzug, den Bart und die Pistole verschafft. Letztere „war blind geladen, und Lorenz stellte sich nur, als wäre „er getroffen, und fiel nur zum Scheine in Ohnmacht. „Aber wer Andern eine Grube gräbt, fällt zuletzt „selber hinein. Lorenz, der arge Schelm, hat an der „Salome seinen Meister gefunden. Wiewohl sie selbst „keineswegs brav ist, so hatte sie doch einen Zorn und Ab„scheu über die Falschheit und Schlechtigkeit des Lorenz. „Statt heimlich am späten Abend mit dem Gelde zurück„zukehren und es ihm um den Judaslohn von ein paar „Gulden einzuhändigen, ist die Salome mit dem Gelde auf „und davon, will's als ein Darlehen von Euch behalten, „und nach drei Jahren, hat sie das Leben noch, zurückbe„zahlen. Sie braucht das Geld gegenwärtig wirklich sehr „nothwendig, aber nach drei Jahren — ich setze mein Leben „zum Pfand! — sendet sie es Euch wieder nach Eurer Hei„math Landsberg.

„D'rum macht keine Anzeige bei Gericht, es hilft Euch „nichts; denn Salome ist in einer Verborgenheit, wo sie „Niemand findet. Zürnt ihr auch nicht, sie hat besser „an Euch gehandelt, als es den Anschein hat. Gott segne

„Euch, aber den Lorenz, den heuchlerischen Schurken, „strafe Er!“

Da schlug ich entsetzt die Hände über dem Kop fezusammen. Jetzt war das Maß meines Elendes voll: ich war auf die schändlichste Weise neuerdings betrogen und verhöhnt. Die schrecklichsten Gedanken kamen über mich, Verzweiflung wollte mich fassen. Im Begriff, zum Gerichte zu laufen, nahm ich das Kind — da kommt Lorenz zur Thüre herein. Er gewahrt meine Verwirrung, sieht dann den Brief, und reißt ihn mir trotz meines Sträubens aus der Hand. Nachdem er flüchtig gelesen, stürzte er mit einem gräßlichen Fluche zur Stube hinaus — und Niemand hat seit dieser Stunde den Bösewicht mehr gesehen, Keiner mehr von ihm ein Wort gehört. Gott sey ihm gnädig und mir!“ seufzte die unglückliche Kathel, barg den Kopf in die Hände, und saß eine Zeit lang blaß wie eine Leiche da; die Erzählung hatte alle Wunden ihres Herzens wieder aufgerissen, und der bitterste Jammer drückte sich in jedem ihrer Züge aus.

„Das Weitere kannst du leicht errathen,“ fuhr sie dann fort. „Das Gericht stellte eine Untersuchung an, und ich mußte so lange bleiben, bis sie zu Ende war. Nun hieß es: „Fort mit dir in deine Heimath!“ Aber wie denn? Die paar Gulden, welche mir nach dem Raube noch geblieben, waren bald aufgezehrt, und ich und das Kind lebten nur von Dem, was uns gutherzige Menschen gaben. Oft litt ich Hunger, oft die bitterste Noth an Leib und Seele. Da mußt' ich ja von Kräften kommen und siech werden. Ich kann's bald nimmer länger ertragen. Nirgends seh' ich eine Hülfe mehr; mich kann Nichts erretten, als der Tod! Und doch, so groß ist mein Elend, daß ich mich um das Sterben kaum zu bitten getraue. Ach, stürb' ich, was würde wohl aus dem Würmlein da?“

Und jetzt hob die Aermste so zu weinen und zu jammern an, daß ich es nimmer aushalten konnte; ich mußte hinaus, so eng und weh war es mir um's Herz geworden!"

Immer stiller war es inzwischen um den alten Stoffel geworden. Seine schlichte, aber inhaltsschwere Erzählung hatte auf die Zuhörer, namentlich auf die jungen Dirnen Eindruck gemacht; die Nandl war ein gut' Theil bläßer geworden, und schaute ungemein ernsthaft d'rein. Einzelne Ausrufe über die Tücke des Lorenz, wie mitleidige Stimmen über Kathel's Elend ließen sich jetzt hören. Andere meinten, für eine Kirchweihe sey die Geschichte doch etwas zu ernst, der Stoffel möchte später eine lustigere erzählen. Aber dieser bemerkte dagegen mit Recht: „Gerade auf Kirchweihen und bei Lustbarkeiten, wo man so oft des lieben Gottes und der Heiligen vergesse und nur der eitlen Lust gedenke, sey seine Erzählung am rechten Orte, und man möge nicht außer Acht lassen, daß Kathel ihren Fall nächst ihrem Hochmuth dem Besuch von Lustbarkeiten und Tanzplätzen zugeschrieben, und die Stunde verflucht habe, wo sie zum erstenmal den Fuß dahin gesetzt."

Einige baten nun, Stoffel möge doch erzählen, wie es noch der guten, frommen Balbina ergangen sey; das müsse doch eine ganz andere, viel schönere Geschichte geben!

„Gleich werden wir von der braven Balbina 'was hören; wir sind schon auf dem Wege zu ihr!" erwiederte Stoffel mit gutmüthigem Lächeln. „Der Balbina ist's freilich anders gegangen, als der Kathel. Hört nur!

Zwei Stunden hatten wir in dem Wirthshause warten müssen, bis sich Regen und Sturm einigermaßen gelegt, und wir die Weiterfahrt wagen konnten. Der Alte und der Lehrjunge hatten schnell ihren Sitz eingenommen, aber der Kathel mußte ich helfen, daß sie auf den Wagen

kam. Wie eine Leiche sah sie aus, und sie zitterte, als hätte sie ein Fieber. Voll Mitleid gab ich ihr meinen Mantel, den die Wirthin inzwischen am Küchenfeuer getrocknet hatte, und ermunterte sie, guten Muthes zu seyn; ich wolle schon Sorge tragen, daß sie auf der nächsten Station eine warme Suppe und einen Trunk Bier bekäme. Da schaute sie mich dankend an, und dann wieder auf ihr Kind, das sie sorglich in den Mantel hüllte. „Stoffel, der Schutzengel dieses Kindes wird's dir vergelten!" sprach sie mit Innigkeit, und nun hörte man auf der ganzen Fahrt kein Wort mehr von ihr, obgleich sie die beiden andern Passagiere öfters anredeten. Ich sah, daß sie in der Stille betete, wobei öfters große Tropfen ihr aus den Augen rannen.

Wir hatten eine recht mühselige Fahrt, und kamen nur langsam vorwärts. Die Wege, ohnedieß nicht gut, waren durch die Regengüsse gänzlich aufgeweicht, und nicht selten blieben wir stecken. Zu allem Unglück hatte das Wasser, durch den Regen angeschwellt, eine Brücke, welche wir passiren mußten, weggerissen, und es blieb nichts Anderes übrig, als einen Umweg von fast drei Stunden zu machen, um Burg zu erreichen, wo die Passagiere abgegeben werden sollten.

So war es, statt Mittag, fast Abend, als wir nach Burg kamen. Das ist ein hübscher Markt, und ich hielt gleich bei dem ersten Wirthshause, der freundlichen Inschrift halber, die da lautete:

„Ich grüß' Euch Alle in dem Herrn,
Und will Euch gut bewirthen!
Ich hab' Euch Gäst' von Herzen gern,
Wie ihre Schaf' die Hirten."

Das Wirthshaus führte auch als Schild ein Schaf oder Lamm, und die Inschrift war keine Lüge oder Prah-

lerei, sondern sagte ganz die Wahrheit, wie wir uns vollkommen überzeugten.

An der Thüre stand wartend eine alte Frau mit den gutmüthigsten Zügen, einen etwa acht- bis neunjährigen Knaben an der Hand, begrüßte uns freundlich, und rief sogleich dem Hausknechte. Dann half sie der Kathel herab, führte sie in die Gaststube und fragte theilnehmend, was sie anschaffe.

„Frau," antwortete die Kathel, „ich habe Nichts anzuschaffen, ich bin auf dem Schub; aber um der Liebe Christi willen: bringt mir etwas warme Milch für mein armes Kind!"

Die gute Alte warf einen Blick voll Mitleid auf Mutter und Kind, eilte fort, so gut es ihre alten Füße erlaubten, und kam bald mit einem Topfe Milch wieder. Das Kind verzehrte dieselbe mit einer Art von Heißhunger, was die alte Frau mit herzlicher Freude sah. Dann wandte sie sich zu Kathel und sprach: „Nun, das Kind hat seinen Theil, und es hat ihm geschmeckt. Was mögt denn Ihr?"

„Lieber Himmel," klagte diese, „Nichts, gar Nichts; auch nicht die mindeste Lust hab' ich, Etwas zu essen!"

„Frau, Ihr seht nicht gut her: seyd Ihr krank?"

„Und recht krank dazu, krank an Leib und Seele!"

„Ihr dauert mich. Sagt, was soll ich Euch thun? wollt Ihr zu Bette? Wir haben gute Betten in unserm Hause!"

„In's Bett', ja das wäre mir freilich das Liebste und das Beste! Aber ich kann Euch ja keines zahlen. Richtet, seyd so gut, nur Stroh her — das war mein Bett seit zehn Tagen!"

„Lieber Gott — Stroh, Stroh! Das verhüte Gott, daß im Lamme ein Krankes auf's Stroh muß — wollte

lieber mein eigenes Bett hergeben. Habt nur ein Bischen Geduld, ich will blos mit meiner Tochter, der Wirthin, reden!"

Da trat ich ein, vom Stalle kommend, und setzte mich an den Tisch, wo mein Mäßlein Bier mit Wurst schon bereit stand. Vom Fuhrwerke, das die Passagiere weiterführen sollte, war noch Nichts zu sehen, und es war zweifelhaft, ob es bei dem schlechten Wetter auch heute noch käme. Deßhalb sagte ich zu meinen Leuten, wir würden hier wohl über Nacht bleiben, was ihnen ganz recht war; denn es gefiel ihnen in dem reinlichen Wirthshause bei dem guten Biere gar wohl.

Jetzt kam die Alte wieder, begleitet von einer jungen, munteren Frau, der Wirthin. Nie hatt' ich ein freundlicheres Gesicht gesehen, noch ein herzlicheres Benehmen. Sie grüßte mich mit dem Gruße: „Gelobt sey Jesus Christus! Mich freut's, daß Ihr bei uns eingekehrt seyd. Aber Ihr habt ja eine Kranke, wie mir die Mutter sagt?"

Bei diesen Worten ging sie auf die Kathel zu, welche, ihr Kind auf den Armen, betrübt und kummervoll dasaß. Es begann bereits zu dämmern, und man konnte nicht mehr recht klar sehen; aber doch bemerkte ich, daß die Wirthin bei Kathel's Anblick höchlich überrascht war. Mit gar liebreichen, herzlichen Worten bezeigte sie nun derselben ihr Mitleid, tröstete sie, und forderte sie auf, nur gerade heraus zu sagen, mit was man ihr dienen könnte. Kathel dankte gerührt für diese aufrichtige Theilnahme, und meinte, Ruhe und ein gutes Bett würden ihr am Besten thun.

„Das sollt Ihr haben," antwortete die junge Wirthin. „Aber gerade seh' ich, daß Ihr und das arme Kind ganz durchnäßt seyd. Lieber Gott, da ist's freilich kein Wunder,

wenn Ihr krank werdet. Kommt mit mir, Ihr müßt Euch umkleiden, ich will Euch Kleider geben; hab' auch ein Gewand für Euer Kind. Kommt nur!"

Und sie nahm die Kathel, welche wirklich gar nicht wußte wie ihr geschah, am Arme und führte sie in ein Stübchen im obern Stock. Es dauerte jedoch nicht lange, so kam die junge Wirthin wieder, brachte Licht, und sprach dann zu mir: „Es ist jetzt die Mutter bei der Kranken; ich muß kochen. Sagt mir nur, was ich Euch zurichten soll?"

„Was Ihr wollt — ich nehme mit Allem vorlieb!" erwiederte ich und betrachtete das Gesicht der Wirthin etwas aufmerksamer. Jetzt, beim hellen Kerzenscheine, kamen mir ihre Züge keineswegs unbekannt vor, und auch sie sah mich mit einem Lächeln eigener Art an.

„Ich will Euch schon 'was Ordentliches bringen, Ihr werdet zufrieden seyn!" sprach sie freundlich und eilte fort. Und nach ungefähr einer halben Stunde kam sie wieder, und brachte eine gebratene Ente mit Salat und ein Stück prächtigen Schinken, und dazu noch einen Schoppen rothen Wein. Seit Jahren hatt' ich auf meinen Fahrten kein solch' stattliches Essen gekostet.

„Frau Wirthin," sagte ich, „das ist ein Essen für einen Herrn und nicht für einen Knecht! Für was schaut Ihr mich an?"

„Ich schaue Euch für den Stoffel von Landsberg an," entgegnete sie lächelnd.

„Was, Ihr kennt mich, Frau Wirthin?

„Ei freilich kenn' ich Euch! Sind wir denn nicht vor fünf Jahren mit einander von Landsberg nach Blonhofen auf die Hochzeit gefahren —?"

„So seyd Ihr Balbina!" rief ich in freudiger Ueberraschung.

„Ja, ich bin die Balbina, und jetzt Wirthin von Burg!"

„Aber seyd doch so gut und sagt mir, wie Ihr hiehergekommen? Wie oft hab' ich an Euch gedacht, und heute öfters noch als je!"

„Stoffel, vor Allem eßt! Ich setze mich dann zu Euch, und erzähle in Kurzem, wie's mir gegangen ist!"

Ein junger Bursche, ein Kutscher zumal, vergißt manchmal das Tischgebet. Aber die Frau Wirthin dachte daran und sprach, als ich ohne Weiteres zugreifen wollte, scherzhaft mit dem Finger drohend:

„Beim Trinken und beim Essen
Sollst Gottes nicht vergessen!"

Und nachdem sie mit mir gebetet hatte, setzte sie sich zu mir an den Tisch, und hob dann also an:

IV.

„Stoffel, Ihr wißt, was damals auf der Hochzeit zu Blonhofen vorgefallen ist, und wie mich Gott an diesem Tage wunderbar erhalten und gesegnet hat. Auf den guten Tag folgte eine eben so gute Nacht. Erst, als die Glocken früh um sieben Uhr zur heiligen Messe läuteten, wachte ich auf, ging nun in die Kirche, um dem Herrn für die Gnaden des vergangenen Tages zu danken, und nahm hernach im Gastzimmer mein Frühstück ein.

Während ich es mir auf's Beste schmecken ließ, kam die Wirthin, wünschte mir freundlich einen guten Morgen, und fing dann an: „Balbina, gestern spät noch in der Nacht und heut' in aller Frühe, sind Leute mit Plätzen für dich bei mir gewesen. Die alte Müllerin möchte dich haben, und dich zu einer Köchin für ihre Tochter in der Stadt abrichten. Die Frau Bertl will dich als Kindsmagd; die Jungfer Hauserin vom Pfarrhofe nimmt dich auch, und verspricht dich zu einer perfekten Wirthschafterin zu bilden. Auch bei unserm Kramer und

bei der Jägerin könntest du einstehen. Aber übereile dich nicht; überleg' Alles wohl. Zeit hast du — du weißt, du mußt wenigstens acht Tage vorerst bei mir bleiben, und je länger du bleibst, desto lieber ist es mir, Balbina!"

Lieber Gott! was waren das für schöne Plätze — einer besser als der andere. Und ich hatte gar die Wahl! Da bat ich die Wirthin, sie möge mir doch rathen, welchen Platz ich nehmen sollte?

Die Wirthin schaute mich freundlich an und sprach: „Balbina, am liebsten wär' es mir, du bliebest bei mir! Du wärest mir ganz recht. Freilich, ich hab' ein Wirthshaus, und nicht jedes Mädchen paßt für ein solches; aber ich meine, du wärest die Rechte, denn ich halte dich für treu und gottesfürchtig. Doch noch einmal: Ueberlege Alles, überleg' es mit Gott, und sage mir morgen deine Meinung."

Bei diesen Worten ging sie fort, und ich begab mich in die Küche, zu sehen, ob ich nicht wieder Etwas helfen könnte. Aber die Köchin, eine gar gute Seele, nahm mich nicht an, sondern meinte, ich hätte gestern mich genug geplagt, und sollte dafür heute mir den Markt ansehen oder sonst einen kleinen Spaziergang machen. Und so ging ich denn, in Nachdenken vertieft, welchen Platz ich wohl nehmen sollte, in's Feld hinaus und stand plötzlich, ohne daß ich daran gedacht hatte, vor dem Hause der alten Bärbl, der Großmutter des Peterl, meines Schützlings von gestern.

„Da hat dich Gott Selber hergeführt," sprach ich vor mich hin und gedachte des Versprechens, das ich gestern Abend der Alten gegeben und fast vergessen hatte. Bärbl aber hatte mich vom Fenster aus, wo sie bei ihrem Waschzuber stand, bereits gesehen und eilte mir freundlich entgegen. Treuherzig mir die Hand bietend, führte sie mich

dann in die Stube und sprach: „Gott grüße dich tausendmal, Balbina! Fast hatt' ich Sorge, du kämest nimmer; doch weil du nur da bist! Ich hab' dir eine Schale Kaffee aufgehoben — freilich, der ist jetzt etwas kalt geworden, aber er wird gleich wieder warm seyn; bei uns Wäscherinnen geht ja das Feuer nie aus. Unterdeß führ' ich dich zum Peterl, der hat eine wahre Sehnsucht nach dir. Jeden Augenblick fragt er: „Großmutter, ist sie noch nicht da? Schau' doch, ob sie nicht bald kommt!“ Er ist noch im Bette, und kommt mir wirklich etwas krank vor.“

Der Knabe lag in einem Kämmerlein, das an die Wohnstube stieß. Er sah mich nicht gleich, denn er hatte das Köpflein nach der Wand gewendet, und lag, die Aeuglein halb geschlossen, zwischen Schlafen und Wachen da. Sein Gesicht war stark geröthet und etwas aufgedunsen, und hatte ein leidendes Aussehen.

„Wie gefällt dir der Peterl?“ fragte Bärbl, und schaute etwas ängstlich auf mich. „Der Schrecken hat ihm doch wehe gethan!“

In diesem Augenblicke wachte Peterl auf. Wie er mich sah, erhob er sich rasch, streckte mir freudig seine Händlein entgegen, und rief: „Vergelt's Gott noch einmal, daß du den bösen Hund erschlagen hast, der mich erwürgen wollte!“

„Da mußt du unserm Herrgott danken, Peterl, der hat dir und mir geholfen,“ entgegnete ich.

„Das hab' ich schon gestern gethan, und die Großmutter hat mit mir gebetet. Heut' in der Frühe wollt' ich wieder beten und danken; aber es geht nicht — der Kopf ist mir so schwer, und so heiß ist's mir am ganzen Leib!“

Ich setzte mich an sein Bettlein, und sprach ihm Trost zu. „Er würde schon wieder gesund werden; nur müsse er auf den Himmelsvater vertrauen und dem Arzte folgen.“

„Nicht wahr, ich sollt' doch den Doctor holen?" fragte Bärbl. „Aber mit unserm Bader dahier ist dem Peterl wenig geholfen — der ist ein alter, mürrischer Mann. Ich muß schon zu dem Doctor von Leder gehen. Lieber Gott, wie doch Alles heute zusammenkommt! Hab' Arbeit in Menge, und nach Leder sind's fast anderthalb Stunden. Und dann, wer bleibt bei dem Peterl?"

„Das will ich thun, liebe Frau," hob ich an; „ich will dabei zugleich auch Eure Arbeit mit versehen, so gut ich's vermag!"

Darüber hatte die alte Bärbl eine große Freude. Sie brachte mir jetzt den Kaffee, den ich, mocht' ich wollen oder nicht, trinken mußte, und machte sich dann nach Leder auf den Weg. So blieb ich bei dem Kleinen, die kurze Zeit ausgenommen, die ich beim Mittagsessen im Wirthshause zubrachte. Peterl bezeigte mir eine rührende Freude über mein Dableiben, schlief aber meistens, und war sehr unruhig. Da sah ich wohl, daß eine gefährliche Krankheit im Anzuge war, und empfahl das arme Kind dem Schutze Jesu und Mariens. Inzwischen hatt' ich Zeit genug, wacker für die Bärbl zu arbeiten, und der große Haufe Wäsche ward bald etwas kleiner.

Gegen Abend fuhr der Doctor mit der alten Bärbl daher. Er untersuchte den Peterl, und ich sah's dem Doctor wohl an, daß ihm der kleine Patient gar nicht gefiel. Er verschrieb eine Medizin, und sagte dann, der Peterl hätte ein hitziges Fieber; doch hoffe er ihn mit Gottes Hülfe wohl durchzubringen. Er wollte am andern Morgen wieder kommen.

Wie der Doctor fort war, faßte mich die Bärbl voll Sorge bei den Händen, und sprach: „Ich seh's, das wird eine schwere Heimsuchung! Mein armer Peterl —

der Herr steh' uns bei! Gelt, Balbina, du verlässest mich nicht?"

„Du kommst alle Tage zum Peterl und bleibst bei ihm?" bat der Knabe und streckte flehend die Händlein gegen mich aus.

Da traten mir die Thränen in die Augen, und ich versprach zu bleiben und nach Kräften jede mögliche Hülfe zu leisten; der himmlische Vater würde uns beistehen, und die liebreiche Mutter Maria für uns bitten, und so würde Alles noch recht und gut werden. — Ich ahnete wohl gleich, daß ich mit meinem Versprechen eine harte Last auf meine Schultern genommen; aber daß sie so schwer auf mich drücken sollte, wie es wirklich der Fall war, das hätt' ich damals nicht geglaubt.

So kam ich denn acht Tage lang immer gleich nach der Frühmesse zu der Bärbl und dem Peterl, und half bei der Wäsche wie bei der Krankenwart. Des Abends kehrte ich in das Wirthshaus zurück und schlief daselbst. Der Wirthin war — das sah ich wohl — mein Thun nicht ganz recht; doch schwieg sie die ersten Tage. Am Ende der Woche aber sprach sie zu mir: „Balbina, du wirst bald einen Entschluß fassen müssen. Plätze hast du die besten vor dir. Die Jungfer Hauserin aus dem Pfarrhofe hat schon zweimal hergeschickt, und möchte dich gar gerne haben; auch der Herr Revierförster hat wieder angefragt. Solche Plätze gibt es nicht alle Tage. Darum entschließe dich, und säume nicht!"

Jetzt sagte ich der Wirthin, die es in der That herzensgut mit mir meinte, wie ich dem Herrn das Gelübde gemacht hätte, bei der Bärbl zu bleiben, bis der Peterl wieder gesund wäre, — und ich könnte sie ja doch in solcher Noth mit gutem Gewissen nicht verlassen!

„Da hast du wieder Etwas versprochen, was weit und

breit über deine Kräfte geht," entgegnete mißvergnügt die Wirthin. „Du bist ein gutherziges Ding, nur gar zu gut — mit deiner Gutherzigkeit wirst du nie auf einen grünen Zweig kommen! Die alte Bärbl kann's unmöglich verlangen, daß du ihr ein so großes Opfer bringst. Du hast dich nun acht Tage mit ihr und dem Peterl geplagt — und es ist ein großes Unrecht, wenn sie dich noch länger will und dich von deinem Glücke abhält. Ja, von deinem Glücke; denn in diesen Pfarrhof zu kommen, das ist, glaub' es mir, nichts Kleines!"

Es kam jetzt auch Ursula die Köchin, die gleichfalls den wärmsten Antheil an meinem Schicksale nahm, und mich gerne an einem recht guten Platz gesehen hätte. Sie sprach ganz wie die Wirthin, und drang lebhaft in mich, den Platz im Pfarrhofe anzunehmen; es sei der Herr Pfarrer ein halber Heiliger, und die Hauserin, seine Schwester, die Güte selbst. Wie mir da um's Herz ward, kann ich Euch gar nicht sagen; es war die härteste Versuchung meines ganzen Lebens. Von jeher war mir der Dienst bei einem geistlichen Herrn als das größte Glück erschienen, das ein armes Mädchen, wie ich war, nur immer auf Erden hoffen durfte, und mit wahrer Sehnsucht hatte ich stets darnach verlangt. Hatte ja auch die Mutter auf ihrem Todbette noch zu mir gesagt: „Balbina, sieh, daß du in einen Pfarrhof kommst, da bist du am Besten aufgehoben!"

Und jetzt, jetzt durfte ich nur Ja sagen — und ich konnte nicht. Nein, ich konnte nicht, es war mir schlechterdings unmöglich; ich hatte ja ein Gelübde gemacht, ich konnte und durfte die alte Bärbl und den kranken Peterl nicht verlassen. Aber es war ein harter Kampf. Die Thränen flossen mir über die Wangen und das Herz that mir weh, als ich der Wirthin und der Ursula sagte: „Ich muß halten, was ich versprochen habe; ich hab' es ja

nicht blos der Bärbl und dem Peterl, ich hab' es dem Herrn Selber versprochen!"

Da gab mir die Wirthin bewegt die Hand, und mit den Worten: „So thu' denn, was du glaubst, daß recht ist!" ging sie mit Ursula in die Küche, und ich zu der Bärbl. Nahe bei der Kirche begegnete mir der Doctor; er kam gerade von dem Kranken. Ich bot ihm einen guten Morgen, und fragte dann, wie er Peterln finde?

„Nicht gut," antwortete der Doctor, „es wird hart gehen, wenn er sich durchreißt; er leidet jetzt auch an der Leber, und sie ist entzündet. Nun ist zugleich noch etwas Anderes gekommen, was ich schon lange gefürchtet habe — es hat sich auch die alte Bärbl legen müssen, und das ist kein Wunder!"

Da erschrak ich nicht wenig, und wollte eilends weiter. „Nur Ein Wort noch," fuhr der Doctor fort, „aber behalt' es bei dir: — Setz' dich nicht zu sehr aus, und nimm dich bestens in Acht; die Krankheit der Bärbl scheint mir ansteckend zu seyn!"

Lieber Gott, auch dieß noch; so sollte denn aller Jammer über die Alte und mich kommen! Wie vom Blitz getroffen stand ich einige Augenblicke da; dann riß es mich in die Kirche. Dort flehte ich zum Herrn, Er möge mir doch die Gnade geben, mein Gelübde zu halten — nie meint' ich brünstiger gebetet zu haben. Und der Herr gab Gnade — wunderbar fühlt' ich nach dem Gebete mich getröstet und gestärkt! Mein Entschluß, die alte Bärbl wie meine Mutter und den Peterl wie ein Brüderlein zu pflegen, stand fest; dafür wollt' ich Alles opfern, das Leben sogar, wenn es der Wille Gottes wäre. Ich dachte: „Was kann dir Besseres begegnen, als wenn du in diesem Liebeswerke stirbst? was steht dir jungem, unerfahrenen, blutarmen Mädchen denn anders bei längerm Leben bevor, als Noth, Gefahr und Bedrängniß jeder Art?"

Mit diesen Gedanken und einem felsenfesten Vertrauen auf Gott kam ich zu der alten Bärbl. Die lag im Bette, und sah wie der Peterl geröthet und heiß her. Bei meinem Eintritt richtete sie sich mühsam etwas in die Höhe und sprach: „Gottlob, weil nur du da bist; mich hat der Doctor auch in's Bett gesprochen! Weil nur du da bist; jetzt seh' ich, daß mich der Herr nicht verlassen hat.“

Nein, der Herr verließ sie nicht, weder sie noch mich; Er half uns weiter, half uns durch eine große Noth hindurch. Ja, ich sage Euch, es ward eine große Noth in unserm Häuslein, und sie dauerte nicht acht oder vierzehn Tage — sie währte an eilf Wochen! Jetzt durft' ich nimmer bei der Wirthin die Nachtherberge nehmen: ich zog ganz hinab zu meinen Kranken, damit ich ihnen auch in der Nacht die nöthige Hülfe leisten konnte. Es kam mir die erste Zeit etwas schwer an: nicht des Wachens oder des öftern Aufstehens halber — nein; sondern die Wirthin hatte mir ein so gutes Bett gegeben, und die alte Bärbl hatte nur einen Strohsack mit einer leichten Decke und einem steifen Kissen. Das war ein Unterschied, den ich gar sehr spürte! Uebrigens war dieß nur Eines von den vielen mir bis dahin neuen Kreuzen. Ich hatte bis dahin noch nie Kranke gewartet, sondern meist in der frischen Luft und auf dem Felde gearbeitet; die dicke, finstere Stuben- und Krankenluft drückte mich daher im Anfange ganz darnieder. Kaum meint' ich noch athmen zu können, so schwer lag's mir auf Brust und Herz. Da mußt' ich mir oft Gewalt anthun, um nicht Alles stehen zu lassen und fortzulaufen. Der Geist war willig, aber das Fleisch, das war schwach! Doch zur Zeit der größten Noth kam immer wieder der Allbarmherzige mit Trost und Hülfe; bald richtete er mich mit einer innerlichen Tröstung wieder auf, bald mit äußerm Zuspruche, der meist von der alten

Bärbl selber kam. So, wenn der böse Geist der Kleinmuth am heftigsten mich packte und ich meinte, ich könnt' es nimmer aushalten, rief die Bärbl wie auf Gottes Antrieb mir zu: „Balbina, geh', bete mir ein Bislein — ein paar Stationen aus dem Kreuzweg, oder Glaub', Hoffnung und Lieb'!" Oder: „Balbina, harre aus! Der Herr wird dein reicher Vergelter seyn. Denk' an Sein Wort: „Was ihr dem Geringsten unter euch gethan habt, das habt ihr mir gethan!"" Oefters mußt' ich ihr auch das Kreuz zum Küssen geben, und ich rief dann mit ihr: „O mein Jesu, was ist mein Leiden gegen Dein Leiden?" Auch hatte Bärbl die Gewohnheit, halblaut für sich zu beten, und sich selber Trost zuzusprechen; da horchte ich gerne zu, und ward dadurch nicht wenig erbaut und aufgemuntert. Denn Bärbl war von Herzen fromm, und hatte viele und geistreiche Predigten gehört und schöne Bücher gelesen; daraus schöpfte sie nun reichen Trost, und er kam auf solche Weise auch mir zu Gute.

Alles mußte ich thun. Ich hatte nicht blos Tag und Nacht die zwei Kranken zu warten: ich hatte auch für sie zu kochen, die Arznei herbeizuschaffen, und für die andern Bedürfnisse des kleinen Hauswesens zu sorgen. Die alte Bärbl hatte sich mit saurem Schweiß ein paar Gulden erspart; diese waren bald aufgezehrt. Anfänglich trugen die Leute des Ortes mit uns großes Mitleiden; ich durfte Suppe, Brod, Milch in den Häusern abholen. Das ließ aber nach, als die Krankheit so lange dauerte. Als es vollends hieß, diese Krankheit wäre ansteckend, da hörten nicht blos die Besuche auf, sondern man scheute sogar mich, aus Furcht, angesteckt zu werden, und mied den Umgang mit mir. Selbst die Wirthin und Ursula ließen mir ihre Furcht merken, und verbaten sich endlich meinen Besuch ganz, „um bei ihren Gästen," wie sie sagten, „nicht

anzustoßen." Es schnitt mir dieß wie ein Schwert durch die Seele, und ich trachtete nur, daß es die Bärbl nicht inne wurde; aber sie mußte es doch erfahren, als alle Besuche ausblieben und der Nothpfennig auf die Neige ging. Sie weinte nicht leicht, da aber flossen ihr große Tropfen über die blassen Wangen, und sie seufzte: „Das ist noch das Härteste! Meine Lebtag' hab' ich nicht gebettelt, sondern mich ehrlich mit Arbeit durchgebracht; soll dieß in meinen alten Tagen noch anders werden? Ach, Vater im Himmel, hilf! — Das wenn der Sebastian wüßte!"

„Mutter, soll ich schreiben?" fragte ich.

„Ich hätte dich schon lange darum angegangen, aber ich weiß nicht, wo sein Regiment steht; in Kriegszeiten sind ja die Soldaten bald da bald dort," erwiederte die Alte. „Und dann, wie würde es ihm wehe thun, wenn er hörte, daß ich und der Peterl krank und in solcher Noth sind! Das Herz bräch' es ihm, wenn er dieß hörte und er uns nicht zu helfen vermöchte. Die Soldaten haben ja allermeist kein Geld, und mein Sebastian ist zu weichmüthig und zu gut, als daß er auf's Beutemachen sich verlegen könnte."

Der liebe Gott half wenigstens in so weit, daß der Peterl sich in etwas erholte. Freilich, es ging langsam, aber er konnte doch das Bett verlassen, und sich zu der Großmutter hinsetzen und mit ihr in seiner kindlichen Weise plaudern. Auch bei der alten Bärbl zeigte sich einiges Besserwerden. Das brachte mir natürlich große Erleichterung; die Pflege nahm mir nicht mehr, wie sonst, die ganze Zeit weg: ich konnte jetzt wieder Einiges arbeiten, und durch Waschen wieder ein paar Kreuzer verdienen. Aber die reichten leider nicht weit; meine Patienten hatten jetzt Appetit, und der Arzt verordnete ihnen nahrhafte, stärkende Dinge. Woher sollt' ich wohl diese schaffen? Wahr ist,

einzelne Spenden kamen noch immer in's Haus; aber sie waren stets rasch verbraucht — es war Winter, und unser waren Drei! Da gab es mitunter recht harte Tage, wo ich Gott dankte, wenn ich für meine Kranken ein Süpplein, für mich aber ein Stück trockenes Brod hatte.

Einmal war die Noth so groß, daß wir Nichts mehr im ganzen Hause hatten, nicht einen Heller, nicht einen Bissen Brod, nicht ein Tröpflein Milch. Wie ich nun Alles aus- und durchsuchte, fand ich den Groschen, welchen mir die Kathel auf der Hochzeit gegeben. Da hatt' ich eine große Freude, wie die Frau im Evangelium, die auch ihren Groschen wiedergefunden, kaufte Brod und kochte davon eine Suppe, die uns Allen auf's Beste schmeckte. Indem ich Gott für solch' unerwartete Hülfe tausend Dank sagte, vergaß ich auch der Kathel nicht, und bat Gott, er möge ihr die Gabe tausendfach vergelten und mir einmal Gelegenheit geben, ihr auch eine Gutthat dafür leisten zu können."

So sprach die gutherzige Balbina, und ahnete nicht, daß die Gelegenheit, der Kathel zu vergelten, so sehr nahe sey!

„Nun kam Weihnachten heran," erzählte Balbina weiter, „und Gott sey heute noch gepriesen — meinen Patienten ging's von Tag zu Tag besser. Die Bärbl sprach schon davon, daß sie das Christkindlein in der Kirche besuchen wolle, und Peterl, recht warm eingemacht, müsse sie auf diesem ersten Kirchengange begleiten, und mit ihr dem Herrn für die wiedergeschenkte Gesundheit Dank sagen. Der Peterl hatte eine große Freude darüber, und sprach zugleich oft davon, daß das liebe Christkindlein bei uns einkehren und die schönsten Sachen mitbringen werde.

„Gott geb' es, daß Es kommt," meinte die Bärbl. „Da soll es aber vor Allem der guten Balbina etwas

Schönes mitbringen; denn die hat es gar wohl um dich und mich verdient!"

„Ei freilich," versicherte Peterl lebhaft; „die Balbina bekommt auch vom Christkindl 'was Schönes!"

„Und was denn, Peterl? was wird mir das Christkindlein bringen?" fragte ich scherzend.

„Ein recht schönes Ringlein, Balbina," sprach der Knabe ernsthaft.

Die alte Bärbl horchte auf und schaute mir lächelnd in das Gesicht. Ich aber war ganz überrascht bei der Rede des Kleinen und sagte: „Was thu' ich denn mit einem Ringlein? Da wäre mir etwas Anderes schon lieber!"

„Zum Ringlein kriegst auch noch ein Krönlein," fuhr Peterl ruhig und ernsthaft fort, „so ein Krönlein, wie's die Mutter Gottes am Frauenaltar trägt!" Es war aber auf diesem Altare die Vermählung des heiligen Joseph mit der heiligsten Jungfrau, in Holz geschnitzt, dargestellt.

Da wurd' ich noch verwirrter und sprach fast verlegen: „Peterl, heut' schwätzest du allerlei närrisches Zeug daher!"

„Kinder und Narren, sagt das Sprüchwort, reden die Wahrheit," meinte Bärbl. „Wie denn, Balbina, wenn dir Gott eine gute Versorgung geben wollte? Du hast sie gar wohl um uns verdient!"

Bei diesen Worten versank sie in ein tiefes Nachdenken, und schaute wie betend öfters aufwärts. Unterdeß faßte ich mich wieder und fragte, um die Rede auf einen andern Gegenstand zu lenken, den Peterl, was denn ihm das liebe Jesuskindlein in der heiligen Nacht bringen solle?

„Den Vater, den Vater soll' mir das Christkindl wieder bringen!" rief der Kleine lebhaft, mit leuchtenden Augen, und hob flehend die Hände zum Himmel. „O liebes Jesulein, den Vater bring' mir wieder!"

„Ja, allerliebster Herr und Heiland, meinen Sebastian bring' uns wieder!" fiel die alte Bärbl eifrig ein; „hab' ja zwei Jahre meinen einzigen Sohn nicht gesehen!"

Peterl hatte die Gedanken der Großmutter errathen, und brünstiger als je beteten Beide um die Heimkehr des Vaters. Es hieß übrigens damals, es würde bald Friede und ein Waffenstillstand sey bereits abgeschlossen. Da konnte ja Sebastian in Bälde kommen, oder doch wenigstens eine Nachricht von ihm!

Drei Tage vor dem heiligen Abend nahm ich den Tragkorb. Ich wollte in den Wald gehen, um Holz zu brechen, und Moos und Strauchwerk zu einer Krippe sammeln, die ich für den Peterl zum Christgeschenk herzurichten im Sinne hatte, — seitwärts des Waldes aber bei einer gutherzigen Bäuerin einkehren, die uns in der Noth gar oft mit Brod, Milch, Butter und Eiern ausgeholfen und mir versprochen hatte, ein Christkindlein für unser Haushalten zu schenken. Die Bäuerin nahm mich auf's freundlichste auf, und füllte mir den Korb dergestalt mit Mehl, Butter und Eiern, daß ich ihn kaum zu tragen vermochte. Im Heimwege durch den Wald ging ich aber irre, — ich war bei der guten Bäuerin zu lange geblieben, — und mit Schrecken sah ich, daß die Nacht hereinbrach und ich vom rechten Wege abgekommen war. So sehr ich mir Mühe gab, es wollte nicht gelingen mich zurechtzufinden; mit dem schweren Korb am Arme ging's auch nicht voran. So ward es immer dunkler und — kälter; kaum gab der Schnee noch einen schwachen Schein. Ermüdet setzte ich mich zuletzt auf einen Baumstamm, der am Wege lag, und hob in meiner Angst bald zu weinen, bald zu beten an.

Da sah ich plötzlich in der Ferne ein Licht schimmern, und dann immer näher kommen. Mir pochte das Herz vor Freude und Angst zugleich. Ich stand von meinem

Sitze auf und verbarg mich hinter dichtes Gesträuch, damit ich vorerst sähe, was es mit dem Lichte für eine Bewandtniß hätte, und ich schwaches, verlassenes Dirnlein nicht aus dem Regen in die Traufe käme. Bald unterschied ich klar, daß das Licht von einer Laterne ausstrahlte, die ein großer Mann trug. Ein Hündlein lief ihm voraus, und es blieb bellend bei dem Gesträuche stehen, das mich deckte. Der Mann hielt, und sah beim Scheine der Laterne mich armes Mädchen stehen, das mehr vor Angst als vor Kälte zitterte.

Verwundert schaute mich der fremde Mann an und fragte: „Was treibst du hier um diese Zeit im Walde? willst du erfrieren?“

„Ach Herr,“ klagte ich, „ich bin irre gegangen, und möchte gerne nach Blonhofen; erbarmt Euch, und zeigt mir doch den Weg dahin!“

„Da geh' du nur mit mir,“ sprach der Fremde, „ich will auch nach Blonhofen. Wem gehörst du dort an?“

„Ich bin nicht selber von Blonhofen, sondern halte mich blos seit einiger Zeit dort auf,“ war meine Antwort. „O wie dank' ich Gott, daß Er mir Euch geschickt hat! Ich hätte den rechten Weg nimmer gefunden, und meine Leute, wie hätten sich diese um mich gesorgt!“

„Nun, in einem Stündlein sind wir leicht in Blonhofen; tritt nur etwas frischer auf. Aber gib mir deinen Korb — gib mir ihn nur, sonst kommst du nicht voran. Ja, der ist hübsch schwer! Was hast du denn darin?“

„Mehl, Eier und Butter zu einem Weihnachtsbrod, und Moos und Strauchwerk zu einer Krippe für den Peterl,“ sagte ich.

„Für den Peterl?“ fragte der Fremde und blieb stehen. „Bei wem bist du denn, gutes Dirnlein?“

„Bei der alten Bärbl, der Wäscherin,“ entgegnete ich.

„Ei, da bist du ja bei meiner Mutter!“ rief der Mann, auf's Höchste überrascht. „Bärbl ist ja meine Mutter, und der Peterl mein Söhnlein, ich aber bin der Sebastian!“

Jetzt denkt Euch meine Ueberraschung und Freude! Sebastian that nun Frag' auf Frage, was die Mutter mache, wie's dem Peterl ergehe? Wie ich ihm dann von der Krankheit, aber auch von der Genesung der Seinigen erzählte, rief er tiefbewegt, das kleine Hütlein abnehmend: „Tausendmal Dank Dir, Vater im Himmel! tausendmal Dank, daß du mir Mutter und Söhnlein erhalten hast — mein einzig' Glück und Gut auf Erden. Jetzt erst kann ich mich der Heimkehr freuen!“ Und zu mir gewendet fuhr er fort: „Dir vergelt' es Gott, was du meiner Mutter und meinem Büblein gethan, ich kann es nicht. — Aber nun thu' mir den Gefallen, und springe was du springen kannst; denn ich kann den Augenblick nicht erwarten, wo ich Mutter und Sohn wieder habe!“

Freilich, jetzt ging's rasch vorwärts, und ich bin wohl mein ganzes Leben nicht so schnell gelaufen, als in jener Nacht. Als wir in die Nähe des Marktes gekommen, sagte Sebastian zu mir: „Die große plötzliche Freude könnte leicht der guten Mutter schaden. D'rum, liebes Dirnlein, gehe voraus und bereite sie auf meine Ankunft vor: sag' ihr, daß ein Mann kommt, der ihr einen Gruß und die Nachricht der baldigen Ankunft ihres Sebastian bringt!“

So ging ich denn voraus. Als ich beim Hause ankam, brannte noch Licht, und ich hörte, die Hausthüre öffnend, Bärbl und den Peterl beten, und sie beteten gerade für Sebastian. Da wollt' ich ihre Andacht nicht stören. Peterl aber hob plötzlich an: „Großmutter, ich sag's Euch, das Christkindl bringt den Vater!“

„Wenn er nur schon da wäre!“ meinte die Bärbl.

Jetzt trat ich ein. Bärbl und Peterl begrüßten mich auf's herzlichste, und erstere fragte, warum ich denn so spät komme; ich hätte ihr große Sorge gemacht!

„Ei, Mutter, ich wäre schon früher gekommen; aber ich glaube, unser Herrgott hat es haben wollen, daß ich mich verspätete. Erstlich bring' ich Euch dafür allerlei Gutes zu essen,“ — dabei wies ich auf den Korb, — „und dann bin ich zweitens im Walde einem Manne begegnet, der Euern Sebastian gar gut kennt und von ihm sogar den Auftrag hat, Euch einen Gruß zu bringen, und Euch zu sagen, daß er bald, recht bald kommen werde.“

Da stand die Bärbl von dem Bänklein, worauf sie neben dem Peterl saß, so rasch auf als wäre sie um vierzig Jahre jünger geworden, und rief wie außer sich: „Wie, Sebastian wird bald kommen? das hat der Mann gesagt? Wer ist denn dieser Mann? Wenn ich ihn doch nur selber sprechen könnte, was gäb' ich darum! — Balbina, hat er dir nicht seinen Namen gesagt oder wo er sich einlogirt? Das wenn du wüßtest, du müßtest ihn mir heute noch holen!“

„Mutter,“ sagte ich, „habt nur ein wenig Geduld; den Mann brauch' ich nicht zu holen — er kommt schon selber. Glaubt mir es, er kommt bald, er kommt früher als Ihr meint!“

Da klopfte es leise am Fenster. „Der Vater ist's, der Vater ist's!“ jubelte Peterl und lief eilends zur Thüre. Aber noch eiliger war Sebastian; mit Blitzesschnelle stand er in der Stube, hob rasch das Söhnlein auf seinen Arm, und zog mit dem Freudenrufe: „Gottlob, daß ich Euch wieder habe!“ die alte Mutter an das Herz.

Diese Freude, diesen Jubel, Stoffel, das läßt sich mit Worten nicht beschreiben; zuletzt weinten wir

Alle wie die Kinder. Bärbl war die Erste, die sich faßte und mit der alten Muttersorge sich erinnerte, daß Sebastian weit herkomme und wohl Hunger und Durst haben müsse.

„Ei," rief ich und wies auf den Korb, „da gibt's Zeug genug für ein Dutzend Pfannenkuchen; auf der Stelle will ich mich d'rüber machen. Haben wir ja so noch das Abendessen einzubringen!"

„Mutter," hob Sebastian an, „ich meine, Fleisch thut Euch bei Eurem Alter und Siechthume besser, als der Pfannenkuchen; den wollen wir auf übermorgen sparen, wo so ein Fasttag ist. Im Wirthshause gibt's gewiß noch etwas Gutes und Kräftiges."

Bei diesen Worten griff er in die Tasche und gab mir einen Kronenthaler mit der Bitte, im Wirthshause Braten und Bier zu holen, so daß es für uns Alle reiche, und für die Mutter noch eigens ein Fläschlein Wein. Ich lief was ich konnte. Die Wirthin hörte mit großer Verwunderung, daß Sebastian wieder gekommen, und gab mir Braten, Wein und Bier, und dazu die besten Grüße. Und so feierten wir denn die Ankunft Sebastian's mit einem Mahle, wie es Bärbl's armselige Wohnung wohl nie noch gesehen, — mit einem wahren Freudenmahle, und es war schwer zu sagen, wer an diesem Abend seliger war, die Mutter oder der Sohn oder der kleine Peterl.

Und wirklich, am heiligen Christabend ging die gute Bärbl, von Sebastian geführt, zum erstenmale wieder in die Kirche; an der andern Hand führte letzterer das Söhnchen. Ich folgte ihnen. Der Bärbl flossen Freudenthränen über die Wangen, und ihr Antlitz war wie verklärt; auch Sebastian's wettergebräunte Züge zeigten tiefe Rührung. Er hatte seine Uniform an, und trug auf der Brust die goldene Tapferkeitsmedaille. Ueberall blieben die Leute stehen,

und begrüßten freundlich den Heimgekehrten und seine Mutter. Ich hatte die Andacht der Soldaten nie recht loben hören; aber an Sebastian sah ich, daß es auch fromme Kriegsleute gebe, so andächtig und demüthig war sein Benehmen in der Kirche. Noch lange nach dem Gottesdienste blieben er und die Bärbl in der Kirche; freilich, sie hatten Beide viel zu beten, viel zu danken!

Als sie aus dem Gotteshause kamen, machte Sebastian verschiedene Besuche im Markte, wir Andern aber setzten uns zusammen und plauderten. Und wovon konnten wir anders reden, als von Sebastian und seiner unverhofften, so freudenreichen Ankunft? Wovon das Herz voll ist, davon geht ja der Mund über!

„Gelt, Großmutter," hob plötzlich Peterl an, „gelt, ich habe doch Recht gehabt: — das Christkindlein hat uns den Vater gebracht!"

„Ja, es ist wahr," erwiederte Bärbl gerührt, und zog den Enkel an sich, „aus dir hat dießmal der heilige Geist gesprochen!"

„Und dir, Balbina, bringt das Christkindlein noch das Ringlein und das Krönlein," fuhr der Kleine fort, „glaub' es mir — das bleibt nicht aus!"

„Laß mich damit," sagte ich; „hoff' ohne Ringlein auch durch die Welt und in's Himmelreich zu kommen."

Die Bärbl sagte Nichts, sah mich aber mit einem eigenen, bedeutsamen Blicke voll Liebe und Güte an. Dann griff sie nach ihrem Rosenkranze, der Peterl hob zu spielen an, und ich ging auf den Boden hinauf, um da das Kripplein für den Knaben fertig zu machen, und das Bodenkämmerlein etwas besser für Sebastian einzurichten. Darauf ging's in die Küche, und ich hatte eine große Freude, als des Mittags der Pfannenkuchen Allen trefflich schmeckte, und der Sebastian meine Kochkunst rühmte und mir Geld

gab, um auf die Feiertage die Küche recht gut zu bestellen. Er hatte Geld, ja viel Geld mitgebracht, das sah ich wohl.

Nach Tische arbeitete ich wieder fleißig am Kripplein, und brachte es fertig. Abends gingen wir Alle, die Bärbl nicht ausgenommen, in die Herbergsandacht. Auf dem Heimwege freute ich mich dann nicht wenig auf die Ueberraschung, welche ich Allen durch das Kripplein machen würde: denn es wußte Niemand noch davon. Aber statt dessen ward ich überrascht, und wie!

Als die Suppe gegessen war, brachte ich mein Kripplein; es gefiel ungemein, und Peterl zumal hatte damit die größte Freude. Sebastian dankte mir recht herzlich für die schöne Weihnachtsgabe, und sprach dann:

„Gott lohne dir all' das Gute, Balbina, was du meiner Mutter und meinem Kinde während ihrer Krankheit gethan hast. Gewiß, nächst Gott verdanken sie ihre Genesung deiner liebreichen Wart und Pflege. Du hast mir nicht blos den Sohn, du hast mir auch die Mutter gerettet. Sogar die Engel im Himmel loben deine Liebe, und das Jesuskindlein hat mir zum heutigen Tage ein kleines Geschenk für dich gebracht." Und bei diesen Worten überreichte mir Sebastian ein seidenes Beutelein mit 25 funkelneuen Kremnitzer Dukaten.

Nein, so viel hatt' ich nicht verdient; ich hatte Alles ja gerne gethan, und auf keine Belohnung gerechnet! Das durfte, das konnte ich nicht annehmen. Aber Sebastian und auch die Bärbl meinten, ich dürfte es mit dem besten Gewissen behalten, es wäre eher zu wenig, als zu viel. Sie wollten, wie sie sagten, nicht meine Liebe mir damit bezahlen, — nein, nur eine kleine Vergütung für meine Entbehrungen und meine geopferte Zeit mir bieten. Da nahm ich es denn mit tausend Dank und mit Thränen in den Augen. Wer hätte das gedacht? In jedem andern Hause,

auch am besten Platze, hätte ich acht und zehn Jahre arbeiten müssen, bis ich mir so viel verdient hätte, als hier in der Hütte bei der armen Waschfrau. Wie gut hatte nicht der Herr für mich armes Waislein gesorgt!

Bärbl, die gute Mutter, und Peterl, das Schmerzenssöhnlein, erhielten von Sebastian gleichfalls reiche und schöne Christgeschenke. Die Mutter verwunderte sich darüber nicht wenig und meinte, er solle auch auf sich denken, und die sauer erworbenen Sparpfennige nicht auf einmal ausgeben.

„Mutter,“ sprach hierauf Sebastian, „was ich Euch, meinem Peterl, und der wackern Balbina gebe, ist keine Verschwendung. Das leidet es wohl, und es bleibt auch 'was für mich. Gottlob, ich habe mir im Felde Etwas erhauset! Ihr wißt, daß ich nach Ablauf meiner Dienstzeit für einen reichen Kaufmannssohn aus Prag wieder eingestanden bin. Der gab mir 1500 Gulden. Vergangenes Jahr, da schmuggelte ich eine Depesche mitten durch die Franzosen nach der Festung Mainz; hätten sie mich ertappt, so würden sie mich ohne Zweifel gehangen haben! Aber Gott half mir glücklich durch, und als ich unserm General die Antwort des Kommandirenden in Mainz behändigte, schenkte er mir 1000 Gulden. Bei Stockach endlich hieb ich im heurigen Jahre meinen Hauptmann, den die Franzosen schon gepackt hatten, glücklich aus den Feinden heraus, und bekam dafür die Medaille, von meinem Hauptmann aber, einem reichen Edelmann aus Ungarn, 100 Dukaten. Seht, liebe Mutter, so hat mir der Herr zu einigem Vermögen geholfen. Ihm sey dafür ewiger Dank!“

Sebastian, der, bevor er Soldat geworden, Bräuknecht gewesen war, hätte nun gerne eine Wirthschaft gekauft, und suchte mit allem Eifer nach einem solchen

Anwesen; deßhalb war er oft längere Zeit nicht zu Hause. Derweilen hatte ich die besten Tage. Die alte Bärbl und der Peterl waren jetzt ganz gesund, und von Noth war keine Rede mehr, im Gegentheil, ich mußte nach Sebastian's Wunsch der Mutter und dem Söhnlein die besten Speisen kochen, auf daß sie nach der schweren Krankheit wieder zu Kräften kämen; dabei litt ich dann auch keinen Hunger. Die Bärbl erholte sich bald so weit, daß sie, wie sonst, alle Arbeit im Hause und in der Küche verrichten konnte; nur das Waschgeschäft hatte sie aufgegeben, weil es ihr Sohn so wollte.

Bei so bewandten Umständen sprach ich eines Morgens zu Bärbl: „Gottlob, Ihr seyd nun gesund, der Peterl auch. Wie sonst könnt ihr Alles wieder allein verrichten und braucht keine Magd mehr. D'rum will ich Euch nimmer lästig fallen, und mir einen andern Dienst suchen!"

„Was sagst du da, Balbina?" rief die Bärbl, „du wolltest uns verlassen? das könntest du über's Herz bringen? Hast du mich nicht gepflegt wie eine Tochter die Mutter, und den Peterl als wär' er dein eigenes Kind? haben wir dich nicht Alle lieb, als wärest du von unserm eigenen Fleisch und Blut? Was würde erst Sebastian dazu sagen, der so große Stücke auf dich hält? — Balbina, da wird Nichts daraus. Du mußt bei uns bleiben, bis uns der Tod scheidet."

Desselben Tages Abends kam Sebastian mit der Nachricht zurück, er hätte endlich eine Wirthschaft, wie er sie wünschte, aufgefunden, und wolle den Kauf ehestens in Richtigkeit bringen. Nun erzählte die Bärbl ihrem Sohne, daß ich fort wolle.

Da hob Peterl zu weinen an, Sebastian aber erschrak und ward fast blaß. Er schaute mich lange an, dann sprach er: „Balbina, du hast Recht; als Magd

kannst du nimmer bei uns bleiben; denn Die, welche mir mit Lebensgefahr den einzigen Sohn gerettet und ihn und die Mutter dreizehn Wochen Tag und Nacht gepflegt hat, die hat wohl eine größere Ehre verdient. Nein, als Magd kannst du nimmer in diesem Hause bleiben. Aber willst du nicht bleiben als die Tochter meiner Mutter, als die Mutter meines Söhnleins, als mein liebes Eheweib?"

Da brachen mir die Thränen aus den Augen, ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte; Bärbl aber nahm meine Hand, und legte sie in die Sebastian's.

Was soll ich nun noch weiter erzählen? Sechs Wochen darauf — ich hatte diese Zeit bei der Hirschwirthin in Blonhofen zugebracht — hatte sich die Prophezeihung Peterl's erfüllt, und ich stand mit Ring und Krone am Altar. Bärbl, die gute Mutter, verkaufte ihr Häuslein in Blonhofen, und zog mit uns hieher nach Burg, wo es uns wirklich auch recht gut ging. Aber wir sollten in Bälde eine gar herbe Prüfung bestehen. Unser Vermögen hatte nicht zugereicht, um die erkaufte Wirthschaft sogleich ganz zu bezahlen; wir mußten Geld aufnehmen, und ein reicher Bauer von Lambach, sieben Stunden von hier, lieh uns die fehlende Summe von 2000 Gulden. Aber schon nach einem halben Jahre starb er, und seine Erben verlangten von uns die Heimzahlung der Schuld binnen eines Vierteljahres. Trotz aller Mühe konnten wir das Geld bei den herrschenden schweren Zeiten zur bestimmten Frist nicht aufbringen, und so wurden wir denn mit Auspfändung bedroht. Da begaben wir uns zu Gerichte, um daselbst eine Hinausschiebung des Zahlungstermins zu erwirken; aber die Erben bestanden unerbittlich auf sofortiger Zahlung. Ihr könnt leicht denken, wie uns da zu Muthe war!

Als wir das Gerichtszimmer verließen, waren wir Zeuge, wie soeben einem alten Manne, dem Anzuge nach ein Müller, eine Menge Geldes ausbezahlt wurde.

„Lieber Gott,“ dachte ich, dachte auch Sebastian, „dieser Mann könnte leicht uns helfen!“

In recht trübseliger Stimmung kehrten wir in unser Wirthshaus zurück, und aßen zu Mittag; aber schmecken wollte es keinem von uns. Da kam der eben erwähnte Alte in die Gaststube, grüßte uns freundlich, und setzte sich an unsern Tisch, wo sich bald zwischen uns und ihm ein Gespräch entspann. Der Alte fragte nun, was wir heute bei Gericht zu thun gehabt? Da offenbarte Sebastian ihm Alles, und treuherzig wie er war, und von der Noth gedrängt, bat er ihn, mit 2000 Gulden ihm auszuhelfen. Der Alte hörte mit sichtbarer Theilnahme zu, sagte aber dann achselzuckend, daß er das Geld, welches er heute bei Gericht eingenommen, bereits für einen andern Zweck bestimmt hätte. „Daß ich die Wahrheit spreche, mag Euch mein Weib bezeugen,“ fuhr er fort und wies auf eine freundliche Frau, die eben eintrat, einen großen Pack unter dem Arme, als käme sie aus einem Kaufladen.

Wie die Frau mich erblickte, blieb sie mit sichtbarer Verwunderung stehen, und eilte dann rasch auf mich zu. Sie faßte mich voll Herzlichkeit bei der Hand und sprach: „Ja, du bist es, liebes Dirnlein, du bist die Balbina von Blonhofen!“

„Liebe Frau,“ versetzte ich überrascht, „die bin ich. Aber wer seyd denn Ihr?“

„Wie? du kennst also mich und meinen Mann dort nimmer? Wir sind ja die Abbrändler, die du in der Küche zu Blonhofen so gut bewirthet und so reich beschenkt hast!“

Jetzt freilich fielen mir die Schuppen von den Augen. Es waren die beiden Alten; dortmals arm, abgehärmt und von der Reise beschmutzt, hatten sie ein ganz anderes Aussehen, als jetzt, wo sie nicht blos Wohlhabenheit, sondern sogar Reichthum zur Schau trugen. Auch ihnen hatte

der Herr zur Zeit der höchsten Noth die Hülfe geschickt. Sie hatten das Glück, einen Prozeß, den sie schon für verloren erachtet, zu gewinnen, und damit eine bedeutende Summe Geldes, womit sie die abgebrannte Mühle wieder aufbauten und bald mit Zinsen den erlittenen Schaden eingebracht hatten.

Ihr könnt denken, Stoffel, daß uns das unerwartete Zusammentreffen und die Erzählung der wackern Müllersleute große Freude machte. Nun mußte ich erzählen, und sie hörten mit gespannter Theilnahme zu. Unsere dermalige Bedrängniß erfüllte die gute Anna, so hieß die Müllerin, mit herzlichem Mitleiden. „Martin," sprach sie zu ihrem Manne, „da müssen wir helfen. Sünd' und Schande wäre es, ließen wir Die im Stiche, welche uns bei eigener bitterer Armuth ein schönes Geld so liebreich geopfert hat." Und Martin lief fort, in sein Zimmer hinauf, holte die empfangenen drei Säcke Geld, deren jeder 1000 Gulden enthielt, und stellte sie vor uns auf den Tisch hin mit den Worten: „Da nehmt, ich bitt' Euch, nehmt's; und braucht Ihr noch mehr, so sagt's, der Müller hat schon noch 'was zu Hause!"

So ward uns geholfen, geholfen auf eine Art und Weise, wie wir niemals es zu hoffen gewagt hatten. Sebastian nahm von dem Gelde sofort 2000 Gulden und bezahlte beim Gerichte die Schuld, worüber der Herr Landrichter freilich nicht wenig erstaunt war. Die übrigen 1000 Gulden drang ihm der Müller fast auf; aber sie waren dem Sebastian sehr willkommen, denn er konnte sich damit ganz frei machen, und hatte zugleich einen Nothpfennig für unvorhergesehene Ausgaben.

Von den wackern Müllersleuten nahmen wir natürlich den dankbarsten, herzlichsten Abschied, und so traurig wir zum Gerichte gefahren waren, so fröhlich fuhren wir nun

heim. Kein Leid traf uns bis jetzt mehr, wohl aber erfreute uns der Segen Gottes auf mannigfache Weise. Martin und Anna blieben uns in innigster Freundschaft zugethan, und wurden unsere Gevattersleute, als Gott uns einen Sohn schenkte. Martin verehrte seinem Pathchen als Eingebinde ein schweres Goldstück, fast so groß wie ein Kronenthaler, in ein beschriebenes Papier eingewickelt. Mir war es, als erkennete ich auf dem Papier die Schrift Sebastian's — und wirklich, ich hatte recht gesehen. Das Papier war der Schuldschein, welchen Sebastian dem Müller für das Darlehen von 3000 Gulden ausgestellt hatte. Solch ein Geschenk konnten wir doch wohl nicht annehmen; aber Martin und seine Frau sagten: „Nehmt's ohne Bedenken, wir thun uns mit dieser Gabe nicht weh', das dürft Ihr uns schon glauben. Wir haben ja keine Kinder, nicht einmal nahe Verwandte. Auch geben wir dieß Geld nicht Euch, sondern unserm kleinen Pathchen. Balbina, Ihr habt uns in der Küche des Wirthes mehr, ja ungleich mehr geschenkt!“ “

Bei diesen Worten hielt Stoffel inne, und blickte auf die Nandl, welche sehr aufmerksam zugehört hatte. „Nun, sag' mir einmal, Nandl,“ hob er dann an, „that denn die Balbina gar so unklug, als sie ihr Sammelgeld den Abbrändlern schenkte? hat sie dabei wohl einen Schaden erlitten?“

„Nein, im Gegentheil, sie hat dabei gewonnen und viel gewonnen,“ erwiederte Nandl.

„Hast Recht, aus dieser Geschichte kann man wieder sehen, daß Almosengeben nicht arm, sondern reich macht. Wer dem Armen gibt, gibt Gott, und Gott ist ein gar reicher Vergelter, und lohnt Er es nicht auf dieser Welt, so lohnt Er es gewiß um so reichlicher in der andern.“

„Ja,“ meinte die Nandl, „es ist wahr, der Bal-

bina ist gar gut gegangen; ich wollte, es ginge mir auch so gut!"

„Das hängt blos von dir ab," erwiederte Stoffel, „Mach' es wie die Balbina, bete und arbeite fleißig, meide schlechte Gesellschaft und die Tanzplätze, nimm dich nach Kräften der Kranken und Hülfsbedürftigen an, und theile deinen Bissen Brod mit den Armen — dann kann es nicht fehlen, Nandl; gewiß, dann sorgt der himmlische Vater so gut für dich, wie Er für die Balbina gesorgt hat!"

Auf Nandl machten diese Worte Stoffel's tiefen Eindruck; sie ließ das Köpflein hängen, und man sah sie im Laufe des Abends nicht mehr auf dem Tanzplatze, sondern wider ihre Gewohnheit bald nach Hause gehen.

„Aber Stoffel," hoben einige der Zuhörer an, „ist denn deine Geschichte schon aus? Du hast uns ja noch nicht erzählt, wie's der Kathel weiter ergangen? Was ist wohl aus ihr geworden und aus ihrem Kinde?"

„Das ist bald erzählt," meinte Stoffel. „Balbina hatte mit lautem Preis Gottes, der ihr überall so barmherzig durchgeholfen, die Erzählung ihrer Schicksale beschlossen, und sagte dann, sie wolle zu der Kranken hinauf und sehen, ob sie Nichts brauche.

„Aber wissen möcht' ich," hob sie plötzlich an, „wer und woher die kranke Person ist? Sie kommt mir gar so bekannt vor, und mir ist immer, als hätt' ich sie schon einmal gesehen!"

„Freilich, Frau Wirthin," versetzte ich, „freilich habt Ihr sie schon gesehen. Besinnt Euch nur auf die Hochzeit von Blonhofen! Habt Ihr die Stucker-Kathel vergessen?"

„Was sagt Ihr, Stoffel? die Stucker-Kathel wäre das?" rief Balbina auf's Höchste überrascht; „das wäre die Kathel?" Sie stand einige Augenblicke sinnend

da, das Bild der frischen, reichgeputzten Dirne von ehedem mochte sich wohl vor ihre Seele stellen. „Du arme, arme Kathel," rief sie dann erschüttert aus, „ist es so weit mit Dir gekommen!"

„Ja, Frau Wirthin," fuhr ich fort, „das ist die Stucker-Kathel; sie schaut freilich etwas anders her, als zu Blonhofen auf der Hochzeit. Mich dauert sie in der Seele. Ich wollte, ich hätte Euch andere Gäste bringen können, als die Kathel!"

„Gewiß, du hättest mir keinen liebern Gast bringen können, als die Kathel," versicherte Balbina lebhaft. „Ich bin ja noch ihre Schuldnerin. Sie hat mir, — Ihr werdet Euch vielleicht noch erinnern! — auf jener Hochzeit einen Groschen geschenkt, und dieser war mir eine große Wohlthat zur Zeit der höchsten Noth. Den will ich ihr bezahlen, bezahlen mit Zinsen!"

In diesem Augenblicke trat Mutter Bärbl ein. Sie hatte unterdeß die Kranke sammt dem Kinde mit trockenen Kleidern versehen, und Beide dann zu Bett gebracht. Die guten Wirkungen einer so liebreichen Pflege blieben nicht aus. Kathel fühlte sich bedeutend besser, ja spürte sogar einigen Appetit — was Bärbl ihrer Schwiegertochter jetzt mittheilte. „Das ist Recht, Mutter," sprach Balbina, und man merkte ihr ihre innerliche Freude an. „Ich will der Kranken ein Hühnlein zurichten und eine Schleimsuppe dazu kochen. Das wird schmecken und ihr Kraft geben. Für das Kind setz' ich ein Häfelein frische Milch zu, was ihm gleichfalls gut thun wird. Auch soll die Lene bei der Kranken etwas einheizen, die Nächte sind jetzt schon kalt!"

Balbina eilte nun mit der Mutter fort. Aber ich blieb nicht lange allein; es kam Sebastian, der Wirth, und setzte sich zu mir und leistete mir recht angenehme Gesellschaft. Bei Gott, das war ein Mann, der Kopf und

Herz am rechten Fleck hatte, und es verdiente, ein so braves Weib, wie Balbina war, zu besitzen. Er hatte viel erfahren im Leben, und konnte daher auch etwas erzählen. So verfloß schnell der Abend. Herr Sebastian führte mich nun in ein fast zu schön für unsereins hergerichtetes Zimmer; das Bett war so gut, daß ich darin verschlief, und erst — was mir nicht leicht begegnete — um sieben Uhr aufwachte. Doch versäumte ich glücklicherweise dabei Nichts. Als ich in die Gaststube hinabkam, stand der Wagen, der meine Passagiere von gestern weiter transportiren sollte, schon vor dem Wirthshause, und der Alte und der Lehrjunge saßen bereits darauf. In der Küche aber schien es einen kleinen Zank abzusetzen. Deutlich hörte ich eine barsche Stimme die Wirthin fragen, wo denn die dritte der Vaganten sey, die Stucker-Kathel? Die habe, laut Anzeige, mit ihrem Kinde hier übernachtet, und müsse nun mit den Andern fort; sie solle alsogleich kommen, der Wagen könne nimmer länger warten.

Die Wirthin jedoch und die gute Bärbl protestirten kräftigst gegen dieß Ansinnen. „Die Kathel sey krank, und könne ohne Lebensgefahr gar nicht fort; sie müsse noch mehrere Tage hier bleiben. Es sey eben der Doctor droben bei ihr, und der werde es bestätigen, daß die kranke Person nicht zum Transportiren sey.“ Der Ortsvorsteher, — diesem gehörte die zankende Stimme an — ließ sich auf vieles Bitten herbei, den Ausspruch des Doctors abzuwarten. Letzterer kam bald und erklärte, die Kranke habe ein Fieber und könne unmöglich transportirt werden. So fuhr denn der Wagen ohne sie ab, und sie durfte in Burg bleiben zu ihrer großen Freude, und zur innigen Freude Balbinens.

Diese brachte mir nun mein Frühstück, wie ich's schon gestern Nacht bestellt hatte, nämlich warmes Bier; — ich hatte

noch nie ein besseres getrunken! „Sie haben Euch ja gar die Kathel nehmen wollen, Frau Wirthin?" fragte ich.

„Ja," antwortete Balbina lächelnd; „ich habe sie aber nicht hergelassen. Nein, bei solch' einem Wetter laß ich keinen Kranken aus dem Hause. Kathel soll mit ihrem Kinde bei uns bleiben, bis sie wieder gesund ist. So ist's auch der Mutter und dem Sebastian recht."

Nun wollt' ich aufbrechen und fragte nach der Zeche.

„Ei, Stoffel," meinte Frau Balbina, „die will ich machen, wenn Ihr wiederkommt. Kehrt nur bald wieder ein bei uns!"

Aber das konnt' ich doch nicht annehmen, und ich bat wiederholt um meine Rechnung. Da sagte Balbina lachend: „Nun, so müßt Ihr mir gerade so viel bezahlen, als ich Euch für die Fahrt von Landsberg nach Blonhofen gezahlt habe, — und das Trinkgeld bin ich ohnedieß Euch noch schuldig!"

Kurz, sie ließ mich durchaus Nichts zahlen. So sagte ich denn tausend „Vergelt's Gott," und spannte meine Pferde ein. Da kam die Mutter Bärbl und sagte, die Kathel wünsche mich noch einmal zu sehen. So ging ich denn zu ihr, von Mutter Bärbl begleitet. Kathel lag in einem netten warmen Stüblein in einem schönen weißen Bette, neben ihr das Kind. Sie gab mir die Hand, und dankte mir für all' das Gute, das ich ihr unterwegs erwiesen, und bat mich, in der Heimath, sollt' ich dahin kommen, alle Freunde und Verwandte zu grüßen. „Denn ich," fügte sie weinend bei, „ich fühle es, ich werde sie nimmer sehen."

Ich sprach ihr zu, sie solle nur auf Gott vertrauen; Er würde sie gewiß in Seiner Barmherzigkeit nicht verlassen. Da nickte sie wie bejahend mit dem Kopfe, und erwiederte leise: „Ja, Stoffel, Ihr habt Recht; ich will

auf Gott vertrauen, Er wird über mich und dieß unschuldige Kindlein seine rettende Hand ausstrecken. Daß Er mich nicht verlassen will — ich seh's ja klar! Hat Er mich doch hieher geführt in dieß Haus, zu diesen wackern Leuten. O wie gut sind sie, — ich meine, es sind mehr Engel, als Menschen!"

„Du hast Recht," dachte ich, gab ihr die Hand und machte, daß ich fortkam, denn das Herz ward mir immer weher und weicher, und ich merkte, daß mir die Augen naß zu werden begannen; ich will aber allein und ungesehen seyn, wenn ich weine. . . . Drunten beim Wagen warteten die Wirthin und der Wirth, und nahmen von mir den herzlichsten Abschied. „Kommt bald wieder und dann bleibt länger, Stoffel!" so hieß es. Lieber Gott, wenn's von mir abgehangen hätte, da wär' ich gleich ganz dageblieben!"

„Aber wie ist's denn der Kathel noch gegangen? wißt Ihr nichts weiter von ihr?" so fragten Mehrere, als Stoffel jetzt eine Pause machte und nachdenklich vor sich hinsah.

„Ja," antwortete Stoffel, „Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Menschen, — und ein Lohnkutscher besonders, wenn er auch nur ein Knecht ist, kommt zu allerlei Leuten und in allerlei Orte, wo Andere sonst nicht hinkommen.

Seit dieser Fahrt waren an fünf Jahre verflossen, da führte mich der Weg wieder nach Burg. Das Herz lachte mir im Leibe, als ich durch das hübsche Märktlein fuhr und vor dem Lamme hielt. Die Wirthin erkannte mich alsogleich, eilte heraus und bot mir mit einem herzlichen Gruße die Hand. Sie sah noch so jung und blühend aus wie vor fünf Jahren, der Wirth dagegen war etwas in die Breite, Peterl und Märtl, ihre zwei Söhnlein,

hübsch in die Höhe gegangen. Die gute Mutter Bärbl trug den schneeweißen Kopf etwas tiefer, und bediente sich beim Gehen eines Stockes. Noch einen dritten Knaben gewahrte ich beim Eintritt in die Gaststube, der weder dem Wirthe noch der Wirthin, sondern einer ganz andern Person gleich sah, von welcher ich euch schon öfters erzählt habe.

Sebastian und Balbina, sowie die Mutter und Alle im Hause, nahmen mich mit sichtbarer Freude und der alten Herzlichkeit auf. Die Bewirthung war so, daß ich sie nicht hätte besser verlangen können, wenn ich ein Bräuer oder Gutsherr gewesen wäre. Nach dem Abendessen setzten wir uns gemüthlich zusammen, und meine erste Frage war nun, wie's denn der Stucker-Kathel noch ergangen sey? Da erzählte die Frau Wirthin:

„Die Kathel blieb noch ein halbes Jahr fast bei uns, und mußte sehr viel leiden. Sie hatte die Lungensucht, und bald kam die Abzehrung dazu. Wir thaten ihr, was wir nur immer thun konnten, und auch der Doctor ließ es an Nichts ermangeln; aber es war schon zu weit gekommen: sie war nicht blos am Leibe, sondern auch an der Seele schwer krank. Gram, Reue und die Sorge um ihr Kind nagten an ihrem Herzen, und sie vornehmlich rieben die Kathel vor der Zeit auf. Gar oft fand ich sie voll' stillen Jammers, und mit bittern Zähren beweinte sie die Sünden ihrer Jugend. „Ach," klagte sie einst, „wie gut hat's nicht der Herr mit mir gemeint! Er gab mir Alles, was sonst nur ein Mädchen verlangen kann: Gesundheit, Wohlhabenheit und Wohlgestalt — und ich Thörichte habe alle seine Gaben mißbraucht und vergeudet, und mit Sünde und Undank Seine übergroße Güte belohnt. Möchten doch alle Jungfrauen an mir ein Beispiel nehmen!"

Mit gerührtestem Danke empfing sie, was wir ihr boten, und rief den Segen Gottes dafür über uns herab.

Wie weinte sie da, als sie erfuhr, ich wäre die Balbina von Blonhofen! Wie innig bat sie mich um Verzeihung für ihre Unart — als ob ich nicht damals schon verziehen und vergessen hätte! Am meisten bekümmerte sie das Schicksal ihres Kindes, „das nach ihrem Tode ganz verlassen wäre." Sebastian und ich hatten uns bereits geeinigt, daß wir es behalten und mit unsern eigenen Kindern erziehen wollten. Als ich ihr dieß nun zum Troste offenbarte, da verklärte ein Strahl himmlischer Freude ihr Gesicht. Sie reichte mir die abgezehrte Hand, sah mir tiefbewegt lange in's Auge, und sprach dann: „Weil Ihr Euch des Kindes erbarmt, so hab' ich für die Erde keine Sorge mehr! Jetzt erst seh' ich mit voller Gewißheit, daß mich der Herr nicht verlassen hat, jetzt erst meine ich, daß ich sterben kann. Jetzt, Erde, leb' wohl; ich will mich richten für die Ewigkeit!"

Das that denn auch die Kathel mit einem aufrichtigen, rührenden Eifer. Nach reiflicher Vorbereitung legte sie eine Generalbeicht ab, und empfing demüthig und andachtsvoll die hl. Sakramente. Später bat sie dann oft die Mutter, mit ihr zu beten oder aus einem christlichen Buche ihr etwas Erbauliches vorzulesen. Ihre Schmerzen nahmen zu; aber sie litt Alles mit Geduld und Bußfertigkeit, und sagte mit einem Blick nach Oben: „Ich habe noch mehr verdient!"

Kurz vor ihrem Tode schickte ihr der Herr noch eine kleine Tröstung. Als sie den Lorenz besuchte, war sie, wie Ihr wohl schon wißt, durch einen Raubanfall um den Rest ihres Vermögens, mehr als 1000 Gulden, gekommen. Diese Summe ward ihr ganz unerwarteter Weise durch das Gericht ihrer Heimath mit der Erklärung zugeschickt, die Person, welche ihr dieses Geld geraubt, wolle, ihrem gegebenen Versprechen gemäß, — Kathel hatte dieses Versprechen damals für eine muthwillige Verhöhnung ange=

sehen, — nun Ersatz leisten und bitte sie wegen des verursachten Schreckens und Kummers um Verzeihung. So sah Kathel die Zukunft ihres Kindes doch einigermaßen gesichert, sollten ich und Sebastian wider Erwarten dafür nimmer sorgen können. Vier Wochen später starb sie ruhig und ergeben, mit Gott ausgesöhnt und auf ihren Heiland vertrauend. Wir ließen sie anständig begraben, und ziehen jetzt ihren Anton auf als wär' er unser eigener Sohn. Ich darf es aber in Wahrheit sagen, der Knabe verspricht gut zu gerathen, und hat uns bis jetzt nur Freude gemacht. Hoffentlich wird er sich das Leben und das Ende seiner Mutter zur Lehre und Warnung seyn lassen."

So habt Ihr nun die Geschichte der Balbina und der Kathel gehört. Welche hat euch denn, ihr Dirnen, am besten gefallen?"

„Wie Ihr nur fragen mögt, Stoffel, — natürlich die Geschichte der Balbina!" riefen Alle einmüthig.

„Nun, so ahmt denn auch der wackeren Balbina nach und geht auf ihrem Wege," schloß Stoffel seine Erzählung. „Ihr Weg aber war der Weg der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten, des Gebetes und der Reinigkeit, der Demuth und der Treue, der Geduld und der Arbeitsamkeit. Auf diesem Wege kam sie zu ihrem Glücke. Wer aber Kathel nachgeht, ihr nachfolgt in der Hoffart und Gottesvergessenheit, in der Ueppigkeit und Trägheit, der wird wie sie in's Verderben stürzen und jammernd in die Gruft fahren."

4.

Verleumdung und Unschuld.

Eine wahre Geschichte.

In einem Dorfe Oberösterreichs lebte eine Näherin, Agatha Klein, die sich und ein fünfjähriges Töchterlein

ihres verstorbenen Bruders mit Handarbeit zwar kümmerlich, doch ehrlich fortbrachte. Auf einmal bekam sie keine Arbeit mehr. Tage und Wochen vergingen, ohne daß Jemand bei ihr nähen ließ. Die tiefbetrübte Näherin konnte sich nicht erklären, warum sie jetzt so in Mißkredit gekommen und ihr Niemand mehr eine Arbeit anvertraue. Sie ging in dieses und jenes Haus, und bat um Arbeit; allein überall sah sie unfreundliche Gesichter. Man hörte sie kaum an, man gab ihr kurze, ausweichende Antworten; und nicht selten konnte sie bemerken, daß die Leute erschraken, wenn sie über die Schwelle trat.

Die Arme wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Nächte lang weinte sie in Einem fort, und klagte ihrem Gott ihr schweres Herzeleid. Bald hatte sie all' ihre Sparpfennige verbraucht, kein Stäubchen Mehl, kein Stücklein Brod fand sich mehr vor, und sie wie ihre kleine Base mußten schmerzlichen Hunger leiden. Endlich von Hunger und Noth getrieben, ergriff sie den Bettelstab; sie wankte, das arme Kind an der Hand, von Thüre zu Thüre und flehte das Mitleid ihrer Nebenmenschen an; aber sie fand wenig Gehör. Gab man ihr, so geschah es mit unwilligem Gesicht und manchem bittern Wort; und wollte sie oder die kleine Base den Gebern die Hand küssen, so zogen diese die Hand eiligst zurück, als fürchteten sie den Biß einer Schlange. Ach, wie bitter schmerzte dieses Betragen die arme Dulderin!

Eines Tages erfuhr sie endlich die Ursache dieses Mißtrauens und der ihr so reichlich gewordenen Verachtung. Eine schadenfrohe und wegen ihrer gehässigen Zunge berüchtigte Person sagte ihr nämlich unverhohlen in's Gesicht: „Alle Welt wisse, an welch' gefährlichem Uebel sie leide; sie thäte daher sehr wohl, wenn sie auch — gleich dem Aussätzigen im Evangelium — sich vom Umgang mit

Menschen hübsch entfernt halten würde." Auf weitere Nachfrage erhielt die arme Näherin zur Antwort: „Sie werde wohl am besten wissen, worin das Uebel bestehe; die Leute nannten sonst das Uebel den Krebs, und ihr neuer Name, der ihr ganz gut passe, sei „die Krebsin."" Ach, wie erschrak über diese Eröffnung die unschuldig Verleumdete! Jetzt war ihr Alles klar; aus Furcht vor Ansteckung gab man ihr also keine Arbeit mehr und scheute jede Berührung mit ihr. Sie wollte sich vertheidigen, aber die schadenfrohe Person lachte ihr ungläubig in's Gesicht, und die Arme schwieg und duldete.

Da kam das Jahr 1847, in welchem nach Ostern der von Pabst Pius IX. verliehene allgemeine Jubelablaß verkündet ward. Alles bereitete sich zur Gewinnung dieses Ablasses vor, und die Beichtstühle waren stark umlagert. An einem der Ablaßsonntage verließ Agatha, nachdem sie in einem abgelegenen Winkel der Kirche ihre Andacht verrichtet und unter Thränen dem Herrn ihr Elend geklagt hatte, das Gotteshaus und wollte sich auf einem Seitenweg in ihr dunkles Kämmerlein heimschleichen, — als sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung den Gemeindevorstand auf sich zukommen sah. Freundlich nahm er sie bei der Hand und sprach: „Arme Agatha, wie unrecht hat dir die ganze Gemeinde gethan, da man dich allgemein „die Krebsin" nannte, und aus Mangel an Arbeit in Noth und Elend gerathen ließ! Komm' mit uns und lies selbst, was dort angeschlagen steht." Erstaunt folgte sie und sah, wie eine Menge Menschen auf dem Kirchplatz vor der schwarzen Tafel standen, auf der sonst die gerichtlichen Anzeigen zu lesen waren. Bei ihrer Annäherung machte man ihr schnell Platz, aber mit freundlichen und mitleidigen Mienen, und ein paarmal hörte sie den Ausruf: Ach, die arme Näherin! O die abscheuliche Verleumdung!" Sie

zitterte am ganzen Leibe, als sie einen offenen Brief an die Tafel angeheftet sah — folgenden Inhalts:

„Ich Endesgefertigte erkläre hiemit vor der ganzen „Gemeinde, daß ich aus abscheulichem Brodneid die „Näherin Agatha Klein verleumdet und die Lüge „verbreitet habe, daß sie an einem geheimen ansteckenden „Uebel leide. Ich widerrufe diese meine Aussagen, und „bitte die Gemeinde demüthiglich um Verzeihung.

Anna Geißl, Näherin."

Diese Anna war eine erst vor ein paar Jahren aus der Fremde in's Dorf eingewanderte Person, und hatte, um mehr Arbeit zu bekommen, die jetzt eingestandene Schlechtigkeit begangen. — Das Erste, was Agatha nach Lesung dieses Widerrufes sprach, waren die Worte: „Gott sei's gedankt!" Sie wollte nun den Brief herabnehmen; allein der Gemeindevorstand verwehrte es ihr mit den Worten: „Nein, der Brief soll bis zum Ende der Ablaßzeit da bleiben, damit ihn Alle und zwar öfter lesen können. Dieser Brief ist für Viele ein Spiegel!"

Agatha eilte nun — das erste Mal wieder nach so langer Leidenszeit — mit freudigem Herzen nach Haus; da sprang ihr ihr Ziehkind entgegen, und überreichte ihr ein kleines, aber schweres Paket. „Liebstes Bäschen," sprach es, „weine jetzt nicht mehr; ich bin nun nicht mehr hungrig! Eine Weibsperson kam während der Kirchzeit daher, und klopfte an das Fenster; sie hatte stark rothe Augen, als hätte sie viel geweint, und ersuchte mich recht freundlich, zu öffnen. Dann gab sie mir ein großmächtiges Stück Brod, ich sollte mich davon nur satt essen, und dieses schwere Ding da — ich glaube, es sind Steine d'rin! — gab sie mir auch. Aber, Bäschen, ich habe nicht alles Brod gegessen, sondern auch dir davon aufgespart!"

Mit leicht verzeihlicher Neugier öffnete Agatha das

Paketchen, und fand darin Geld und ein Schreiben von der obenerwähnten Anna Geißl, worin diese inständigst wegen der verübten boshaften That um Verzeihung flehte, und ihr beiliegende fünfzig Gulden, die Ersparniß mehrerer Jahre, wie im Briefe stand, als Schadenersatz anbot. Sogleich eilte die gute Agatha zu der wie es schien gänzlich gebesserten Verleumderin, um solche ihrer vollen Verzeihung zu versichern und ihr das Geld wieder zurückzustellen; allein im Hause, wo Anna bisher zur Miethe gewohnt hatte, hieß es, dieselbe sei bereits mit Sack und Pack abgereist, ohne zu sagen wohin, und habe auf immer Abschied genommen. — Bei ihrer Nachhausekunft fand Agatha eine Menge von Lebensmitteln und Kleidungsstücken vor, die ihr aus verschiedenen Häusern zugeschickt wurden; und von nun an fehlte es ihr auch nie mehr an Arbeit.

Der Widerruf blieb wirklich bis zum Ende der Ablaßzeit an der schwarzen Tafel kleben, und ward für Viele, wie der Gemeindevorstand gesagt hatte, ein Spiegel mit der Umschrift: „Gehe hin und thue deßgleichen!"

5.

Der Räuber und sein Pathe.

Ein Märchen.

Es war einmal ein Mann, der war so arm, daß er seinen sieben Kindern nichts mehr zu essen geben konnte und nicht wußte, wie er das achte, das er zu erwarten hatte, kleiden würde.

Eines Tages verließ er seine Hütte, denn das Weinen und Bitten der Kinder um Brod zerriß ihm das Herz. Er machte sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin, und nach-

dem er den ganzen Tag gegangen war, kam er zur Nachtzeit an eine Räuberhöhle. Der Hauptmann trat ihm entgegen, einer der größten Wütheriche, und fragte ihn mit einer Donnerstimme, wer er sei und was er wolle? „Herr,“ antwortete der arme Mann, auf die Kniee fallend, „ich bin ein Unglücklicher, der Niemanden 'was zu Leide gethan, und ich habe meine Hütte verlassen, weil ich nicht mehr hören konnte, wie meine armen Kinder um Brod schrieen.“ Der Hauptmann hatte Mitleid mit dem Armen und gab ihm zu essen, schenkte ihm auch einen Beutel Geld und ein Pferd, und sagte dann: „Ziehe heim, und wenn dir das achte Kind geboren ist, so mache es mir zu wissen, denn ich will Taufpathe seyn.“

Der arme Mann trat sogleich den Heimweg an und war so zufrieden, daß ihm vor Freude das Herz im Leibe hüpfte. „Was für vergnügte Tage werden meine Kinder nun haben?“ dachte er. Bei seiner Heimkunft fand er das achte Kind schon geboren. Er kehrte also zur Höhle zurück, um den Räuberhauptmann davon zu benachrichtigen. Dieser versprach, sich sofort am andern Tage Abends in der Kirche einzufinden und sein Versprechen zu erfüllen. Das that er auch, hielt das Kind zur Taufe, und gab ihm einen Sack voll Gold zum Pathengeschenk.

Kurze Zeit darnach starb aber dieses Kind und kam zum Himmelsthor. St. Peter, der davor stand, rief ihm zu, es möge nur hereinhuschen. Aber das Kind erwiederte: „Ich trete nicht ein, wenn nicht auch mein Taufpathe mit hineinkommt.“ „Und wer ist dein Taufpathe?“ fragte der Heilige. „Ein Räuberhauptmann,“ entgegnete das Kind. „Alsdann kannst du wohl eintreten, mein Kind,“ sagte St. Peter, „aber nimmer dein Pathe.“ Da setzte sich das Kind am Thore nieder, gar traurig und nachdenklich die Wange in die Hand stützend.

Zufällig kam die heilige Jungfrau herbei. Und sie redete das Kind an: „Warum trittst du nicht ein, mein Kind?" Das Kind wiederholte, daß es nur mit seinem Taufpathen zusammen eintreten wolle, und St. Peter bemerkte dagegen, das hieße Unmögliches verlangen. Aber das Kind warf sich auf die Kniee, kreuzte seine Händchen, und weinte so bitterlich, daß Maria, die eine Mutter der Barmherzigkeit ist, sich seines Schmerzes erbarmte.

Die heilige Jungfrau entfernte sich, kam aber bald wieder zurück mit einem goldenen Becher in der Hand, und sprach zum Kinde: „Geh' und suche deinen Taufpathen auf und sage ihm, er möge diesen Becher mit Thränen der Reue füllen, dann kann er mit dir in den Himmel kommen. Nimm diese silbernen Flügel, und fliege zu ihm!"

Der Räuber lag schlafend auf einem Fels, in einer Hand seine Büchse, in der andern einen Dolch. Als er erwachte, erblickte er sich gegenüber, auf einer Lavendelstaude sitzend, ein liebliches Kind mit Flügeln von Silber, schimmernd im Sonnenlichte, und mit einem goldenen Becher in der Hand. Er rieb sich die Augen, denn er glaubte zu träumen; aber das Kind sprach ihn an: „Glaube nicht, daß dieß ein Traum sei. Ich bin das Kind, das du zur Taufe gehalten hast." Und es erzählte ihm darauf den ganzen Hergang. Da ging dem Räuber das Herz auf, und seinen Augen entströmte Wasser wie einer Quelle. Sein Schmerz war so heftig und seine Reue so lebendig, daß sie ihm die Brust durchbohrte wie zwei Dolche, und er fiel todt zur Erde. Und das Kind nahm den Becher, mit Thränen gefüllt, und flog mit der Seele seines Pathen zum Himmel zurück, wo sie nun Beide eintreten durften.

6.

Die seltsame Prüfung.

Saladin, der gefeierte Held der Mohamedaner, hatte den Kreuzfahrern, nach vorausgegangenen blutigen Kämpfen, endlich Jerusalem abgenommen. Die Einzelgefechte dauerten indessen fort, und zeigten den ritterlichen Sinn der Franken, dem auch die Muselmänner Achtung zollten. Am meisten aber wurde gepriesen die Demuth und Wohlthätigkeit der Ritter des Hospitals vom heiligen Johannes, die eben so löwenmuthig in der Schlacht kämpften, als sie mit frommem Brudersinne jeden Kranken und Armen daheim aufnahmen und pflegten, bis er genesen war, und ihm, wo möglich, jeden Wunsch gewährten.

Da hinkte eines Morgens, als kaum die Thore von Acre geöffnet wurden, ein mit Narben und mit Lumpen bedeckter Greis auf seinen Krücken in die Stadt und bat, man möge ihm den Weg zum Hospitale zeigen. Er pochte an der Pforte, und sank ermattet an der Schwelle nieder. Die dienenden Brüder nahmen ihn freundlichst auf, bereiteten ihm ein reinliches Lager, und reichten ihm Erfrischungen. Er aber flehte nur um Ruhe, die man ihm auch gewährte. Bei seinem Erwachen bot man ihm auf's Neue zu essen und zu trinken an, und die Brüder drangen liebevoll bittend in ihn, daß er sich durch Nahrung stärke, denn sonst würde er hier sterben und sie hätten ewige Schande davon.

Und als sie nicht nachließen mit Bitten, seufzte er und sprach: „Weh', ich bin mit einer sonderbaren Krankheit geschlagen und werde nimmermehr genesen; denn nie kann und wird mein Verlangen gestillt werden!“ Die Brüder aber drangen in ihn, er möchte ihnen sagen, wonach er

sich sehne, und wäre es irgend möglich, sein Begehren zu erfüllen, so würde es gewiß geschehen.

Da sagte der Kranke: „Mein Geist ist verwirrt, ich selbst fühle das Wahnsinnige meines Verlangens, und gewiß, ich werde erliegen; denn unmöglich wird es gestillt... Ich habe ein unwiderstehliches Gelüsten, den rechten Fuß von dem Rosse des Großmeisters zu essen, und ich muß mit eigenen Augen mich überzeugen, daß es der Fuß dieses Rosses ist, — ohne dieß glaube ich nie zu genesen. Darum laßt mich hier verscheiden!"

Die Brüder gingen hierauf zu dem Großmeister, und erzählten ihm von der Krankheit und dem sonderbaren Begehren des Fremdlings. Der Meister erhob bei ihrer Rede erstaunt und unwillig sein Haupt. Das Roß, das sollte geschlachtet werden, war ihm lieb und werth, und mit Recht; denn es war ob seiner Schönheit und Schnelligkeit allgemein bekannt, und wie ein Wunderthier durch viele Sagen berühmt, wie es seinen Meister oft aus den größten Gefahren gerettet hatte. Nach einigem Sinnen aber sprach er mit milder Stimme: „Ein Mensch ist mehr werth, als tausend Rosse; bringet es dem Kranken und thuet damit, was er verlangt, auf daß er genese!"

Und die Diener führten das edle Thier in den großen Saal, wo die Kranken lagen, vor das Bett des Armen; einer trug einen großen Block, ein anderer hatte ein scharfes Beil, ein dritter einen schweren Hammer. Als sie sich nun näherten, erhob der Kranke sein Haupt, und seine Augen leuchteten vor Freude. Der Block wurde zurechtgestellt.

„Welchen Fuß verlangst du?" „Den rechten Vorderfuß!" Und der Fuß des Thieres wurde auf den Block ausgestreckt, das scharfe Beil daraufgelegt, und schon erhob der Dritte den schweren Hammer, da rief der Kranke plötzlich: „Halt! Ich habe nun ein anderes Verlangen

Gebt mir Hammelfleisch zu essen, denn ich habe großen Hunger!"

Man führte das Roß zum Meister zurück, und brachte dem Kranken, was er begehrte; der aß mit großer Begier, und nach zwei Tagen dankte er den Brüdern für die ihm bewiesene Liebe, und verließ das Hospital — genesen, wie es schien, von seinem Wahn und von seiner Schwäche.

Kurze Zeit darauf brachte ein Bote das folgende Schreiben:

„Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen, Allgütigen!

„Saladin an die Ritter des Hospitals.

„Wisset, ich war bei Euch, um Euch zu versuchen, „und ich habe Euch als wahr erprobt, als Söhne Dessen, „der da Alles erschaffen hat und erhält; Ihr übet Barm„herzigkeit und Liebe nach dem Beispiel und der Lehre „Eures Meisters, den auch ich ehre. Darum bestimme „ich, daß fortan, so lange ich weile unter den Lebenden, „an Euer Spital alljährlich tausend Goldstücke bezahlt „werden, damit Ihr die Armen und Kranken beherberget, „kleidet, speiset und tränket, und gesund machet. Diese „Summe soll Euch stets am Feste Johannes der Täufers, „Eueres Schutzherrn, zukommen, und der Krieg soll daran „Nichts ändern. Gott sei gelobt!"

7.

Das Kleeblättlein.

Wahre Begebenheit.

Im Frühjahr 1833 erhielt Theodor, ein junger Mann, den Handelsgeschäfte von Hamburg nach Amerika

riefen, vom Kapitain des Kauffahrteischiffes „Hortensia,“ auf welchem er sich zur Ueberfahrt einen Platz gemiethet, die Weisung, sich an Bord zu begeben, indem der Abfahrt des Schiffes Nichts mehr im Wege stehe.

Ehe der Reisende sein Gepäck zum Hafen bringen ließ, beschloß er, noch einige schöne Spaziergänge, die ihm lieb geworden waren, zu besuchen, und ihnen Lebewohl zu sagen. Am Schlusse seiner Wanderungen, etwa zwei Stunden vor der Abfahrt, gelangte er zum Stintfange, dem schönsten Höhepunkte der Wallpromenaden Hamburg's. Mit stiller Wehmuth überblickte er das herrliche Panorama, das sich vor seinen Augen entfaltete. Dann ruhete sein Blick auf einem Schiffe unter seinen Füßen, das sich durch die Thätigkeit seiner Matrosen bemerklich machte. Es war der Kauffahrer, der ihn aufnehmen sollte, um ihn den vaterländischen Küsten zu entführen. Schon wurden die Segel gelichtet, und lustig flatterten die Wimpel, vom Südostwinde frisch angeregt.

Die Stunde des Abschieds war gekommen, Theodor eilte dem Schiffe zu. Unversehens fiel sein Blick auf den Rasen, der seinen Weg einfaßte, und wie ein Stern schimmerte ihm eines jener Pflänzchen entgegen, das nach uraltem Glauben Glück bringt, vierfaches Glück: er gewahrte ein vierblättriges Kleeblatt. „Das muß ich mitnehmen!“ sagte er halblaut, bückte sich und wollte eben das Vierblatt sich zueignen, als ihm das strenge Gebot einfiel, welches bei fünf Thaler Buße oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe verbietet, in den Wallanlagen Hamburg's Etwas abzupflücken. „Pah!“ dachte Theodor, „ein Kleeblättlein ist weder Blume, noch Zweig!“ streckte die Hand aus, und pflückte das Glückszeichen ab. Und „Halt!“ kommandirte im selben Augenblick eine rauhe Stimme, als Theodor mit seinem Raube weiter gehen wollte; „Sie sind

mein Gefangener!“ Es war der auf und ab wandelnde Soldat, der in der Allee Wache halten mußte, und der nun den Uebertreter des Gesetzes für seinen Arrestanten erklärte.

Vergebens wandte Theodor alle Beredsamkeit an gegen die Instruktion der Schildwache; die einzige Antwort, die er auf seine Auslegung der Verordnung, auf seine Bitte: „auch nur ein klein wenig den Geist des Gesetzes, nicht den todten Buchstaben zu betrachten“ — erlangen konnte, war: „Das geht mich Alles nichts an; Sie müssen mit auf die Wache!“ Keine Vorstellung, daß er nach Amerika noch in dieser Stunde abreisen müsse, daß seine Fracht verloren sei, daß die „Hortensia“ auf keinen Arrestirten warte; kein Anerbieten endlich, die Strafe sogleich, doppelt, dreifach zu bezahlen, Nichts fruchtete. „Haben's Geduld, bis die Ablösung kommt, und dann mit auf die Wache!“

Noch mehr. Als der Inhaftirte in seiner Alteration einige ungebührliche Worte verlauten ließ, schickte sich der dienstfertige Soldat an, seinem Befehle mit dem Korporalstock Nachdruck zu geben. Geduld — aber Theodor hatte keine. Mit unhörbarem Ingrimm räsonnirte er über alle Wallanlagen in der alten und neuen Welt, verwünschte sämmtliche drei- und vierfache Kleeblätter, lamentirte über sich selbst und sein boshaftes Geschick, während das Falkenauge des Wächters jedes Entspringen unmöglich machte. Nach halbstündigem Warten erschien endlich die Ablösung, und, wie der Arrestant hoffte, mit ihr die Befreiung. Keineswegs! Theodor muß mit seinem Geleitsmann auf die Wache spazieren, eine gute Viertelstunde weit. Ungeachtet des lebhaftesten Bedauerns von Seite des wachehabenden Offiziers, der die unselige Kleeblattsgeschichte erfährt, schreibt doch die Pflicht vor, mit keinem Arretirten eine Ausnahme

zu machen. Der Blattpflücker muß sich in Geduld fassen, bis die Zeit kommt, und er im Stadthause seine Strafe bezahlen kann. Bis dahin hätten aber alle Schiffe des Hafens, wenn sie Südostwind benützen wollten, mit Bequemlichkeit absegeln können. Kurz und gut, der spät Befreite fand, nachdem alle formellen Umstände beseitigt und die Taschen des Passagiers um fünf Thaler leichter geworden waren, von seiner „Hortensia" keine Spur mehr.

Voll Unmuth über den Verlust des Geldes und mehr noch der unersetzbaren Zeit, mußte Theodor, nach der Stadt zurückkehren, und einen Platz auf einem andern, acht Tage später absegelnden Kauffahrteischiffe miethen. Er that's, leider aber nicht, wie er es hätte thun sollen: — er, der kurzsichtige Erdenwurm, wagte es, mit der göttlichen Vorsehung, des Kleeblattes wegen, zu grollen!

Kurz vor seiner Abreise kommt ihm ein Zeitungsblatt aus Curhaven in die Hände. Theodor liest aus Neugier darin, er liest vom Zusammenstoß zweier Schiffe. Plötzlich entfällt das Blatt seinen zitternden Händen. Was war's? Da steht der Name „Hortensia," der Name des Kauffahrers, dem er durch seine Arretirung entzogen worden war, und nebenbei die Anzeige: „Ist mit der ganzen Mannschaft gesunken." Tief beschämt und mit einer Thräne im Auge eilt Theodor auf sein Zimmer, um dort ungestört jener Vorsehung zu danken, die sich zur Rettung seines Lebens eines Kleeblättleins bedient hatte.

„Kauft man nicht," sagt der göttliche Lehrmeister, „zwei Sperlinge um einen Pfennig? Und doch fällt Keiner von ihnen vom Dache ohne den Willen eures Vaters, der im Himmel ist. Euch aber sind sogar alle Haare des Hauptes gezählt. Darum fürchtet euch nicht; ihr seyd besser als viele Sperlinge." (Matth. 10, 29—31.)

8.

Cassier und Lehrling.

1. Harte Zeiten.

Gestern stürmt's noch, und am Morgen
Blühet schon das ganze Land —
Will auch nicht für morgen sorgen,
Alles steht in Gottes Hand.
J. v. Eichendorff.

„Zum ersten, — zum zweiten, — 450 Gulden 30 Kreuzer — Niemand mehr? — zum — dritten Mal!" rief der Gerichtsdiener in der engen, niedrigen Stube eines Berghäuschens zu H—thal im Spessart, während ein mißbilligendes Geflüster die zahlreich versammelten Steigerer durchlief. „Steigerer" sage ich! — Ach nein, diese Landleute sammt und sonders sind Nichts weniger als Strichslustige, sondern Zuschauer, einfache, theilnahmlose Zuschauer. Dort vorn am Tische steht der einzige Hauptkäufer, der alte Amschel Maier. Seht nur, wie sich der Schacherer, vor Erregung zitternd, an den wackelnden Tisch klammert, wie beständig die breiten, hängenden Lippen zucken, als spreche und rechne er im Stillen, wie sein Ohr gierig auf jedes Wort lauscht, das ringsum fällt, und wie die grauen, triefenden Augen, wo der Schall nicht mehr reicht, hastig von Mund zu Mund kreisen! So eben hat er sein letztes Gebot gelegt. Frech und keck blickt er umher, ob ihn Niemand zu überbieten wage? Wohl haben im Anfange Einige mitgesteigert, aber von dem Juden selbst beauftragt, nur zum Scheine; miserable, schmutzige Kreaturen, die den eignen Christenbruder verrathen und verderben helfen. Aber auch wehe Dem, der sich erdreistet hätte, ernstlich mitzusteigern und nach dem wahren Werthe zu überbieten! Mehr oder minder schulden die armen Leute ja alle dem Amschel Maier oder seinen Brüdern, und über das Haupt dieses

Kühnen wäre sicherlich die ganze Wucht der jüdischen Vehme hereingebrochen. — So hat sich die Macht des Geldes und des Wuchers auch auf dem Lande festgesetzt, nährt sich bei süßem Nichtsthun von des Arbeiters bestem Herzblute, und schlägt tiefe und immer tiefere Wurzeln.

„Wer hat den Zuschlag?“ fragte jetzt der Beamte, welcher die Verhandlung leitete, indem er das Verstrichs-Protokoll für wenige Augenblicke unterbrach.

„Das Haus sammt Hof und Feld fiel um 450 Gulden 30 Kreuzer dem Bruder des Hauptgläubigers zu, Namens Amschel Maier,“ antwortete der Gerichtsdiener, während er von dem Schemel herabstieg, der ihm als Postament gedient, und den Vordersten einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. Diese nickten dagegen, als wollten sie sagen: „Wir verstehen den Handel — die Brüderschaft gibt einfach den Deckmantel her. Ein Bruder kauft für den andern, und am Ende gehört das Haus wieder demselben Herrn, der es schon dreimal besessen; aber — es läßt sich Nichts dagegen machen.“

„Wie viel? — wie hoch?“ rief inzwischen der Jude, als habe er längst sein Gebot vergessen. „Ich höre schlecht. 440 Gulden werd' ich gesagt haben, und mißverstanden worden sein?“

„Nein, nein!“ eiferte der Gerichtsdiener entrüstet. „Wenn Ihr schlecht hört, so hören andere Leute um so besser. 450 Gulden und 30 Kreuzer habt Ihr gesagt, so steht's jetzt im Protokoll und dabei bleibt's. Der Herr Assessor und alle Anwesenden haben es gehört, nicht wahr?“

„Ja wohl, so ist es,“ riefen die Landleute von allen Seiten.

„Ich dächte übrigens, das Anwesen wäre billig genug. Es ist unter Freunden seine 700 Gulden werth, und wenn es morgen oder übermorgen die Herren Brüder wieder verkaufen,

so muß es tausend Gulden gelten und vielleicht noch mehr. Darauf wette ich mit Jedem, der Lust hat." Und zur bessern Bekräftigung dieser Worte zog der alte Soldat seine Dose hervor und bot den Nächststehenden eine Prise. Auch der Jude langte hastig darnach. Klapp, patschte der Deckel zu, und er hatte das Nachsehen!

Mißmuthig, daß die kleine Spekulation mit den 10 Gulden mißlungen, verließ der Käufer die Stube, um das wieder erworbene Anwesen ein wenig zu besichtigen. Er stieg auf den Speicher, der wohl Staub genug, aber keine Fruchtkörner zählte, in den Hof, wo Holz und jeder Vorrath mangelte, in den Stall, woraus er schon vor mehreren Monaten trotz des todtkranken Besitzers die vierfüßigen Bewohner hinweggetrieben, und zuletzt in den Keller, in dem sich ein armes Mäuschen keine zwölf Stunden ernähren konnte. Das Haus, welches nicht zu den alten zählte, war in gutem Stande. Kein Eigenthümer hatte es länger als vier bis fünf Jahre besessen, und der Jude kalkulirte bereits wieder im Stillen, wie sich ein weiteres Geschäftchen damit machen ließe. Unter solchen Gedanken gelangte er schließlich in die Küche. Jeder Andere würde bei dem Anblicke, der sich hier bot, zurückgeschreckt seyn; der alte Amschel Maier nicht. Er war durch langjährige Praxis an solche Auftritte gewöhnt, und steuerte direkt darauf zu. In der Holzecke saß auf dem blanken Boden eine Frau in den mittleren Jahren, bleich, abgehärmt, nothdürftig mit Lumpen bedeckt. Glanzlos, unbeweglich starrte ihr Auge, welches seit Stunden keine Thränen mehr gefühlt, in den leeren Raum, als ob es Nichts mehr sehe, Nichts mehr fühle. Auf ihrem Arme ruhte ein Säugling, süß und friedlich schlummernd. Er ahnte Nichts von dem Schmerze, der die Seinen so hart bedrängte, und hatte die Händchen fest in der Mutter Haar geklammert, welches los und ver-

worren herabhing. Zu jeder Seite kauerte ein Mädchen, wohl sechs bis acht Jahre älter, als der kleine Schläfer. O, man konnte diese armen Kinder kaum betrachten, wie sie vor Frost und Elend, Jammer und Noth zitterten! In diesen trüben eingefallenen Augen, auf diesen bleichen, durchsichtigen Wangen, auf diesen welken Gliedern stand es geschrieben, daß sie seit Wochen, ja seit Monaten mit dem unerbittlichsten Feinde, dem Hunger, ohne einen Laut, ohne einen Schmerzensruf kämpften, um der Mutter Leiden nicht zu erhöhen.

Hinter diesen kniete gleichsam als die einzige und letzte Stütze der älteste Sohn, ein hübscher, blondgelockter Knabe, der bereits zum ersten Male zum Tische des Herrn gegangen war. Aus seiner Haltung, aus seinem Blicke sprach noch der meiste Muth, die meiste Kraft, wenn auch Thräne um Thräne aus den blauen Augen trat und über die abgezehrten Wangen niederperlte. Dumpf brütete die verwaiste Familie in ihrem Schmerze hin, bis Maier eintrat. Wie von einer Natter gestochen, fuhr der Junge in die Höhe, als er den wohlbekannten, herzlosen Dränger mit kaltblütigem, höhnischem Grinsen sich nähern sah.

„He da!" polterte dieser, als fürchtete er, nicht gehört zu werden; „he da, Lisbeth, aufgemerkt! Heut' über drei Tage muß geräumt seyn das Haus, verstanden? Macht keine Umstände und geht, sonst fällt nochmals ein das Gericht und braucht Gewalt. Ihr könnt mitnehmen Euer Bett, meinetwegen!"

„Ich weiß das," antwortete tonlos die Wittwe, ohne aufzublicken, „und danke es der Güte des Herrn Assessors. Ihr hättet mir das Bett unter dem Leibe weggerissen, wie alles Andere, wenn das Gericht es zugegeben hätte."

„Nu jo," eiferte der Käufer, „das Gericht hat es zugegeben, das Gericht hat es nicht zugegeben! Wozu das?

Was wollt Ihr machen, wenn ich fest darauf besteh'? Hab' ich doch großen Verlust gehabt mit Euch volle fünf Jahre daher, und Geld verloren, die schwere Meng'!"

„Verlust gehabt — Geld verloren — Ihr verloren?" wiederholte die Frau entrüstet, und warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Lügner, den dieser nicht zu ertragen vermochte. „Ich will's Euch erklären, wer Verlust gehabt und wer sein Geld verloren hat. Vor fünf Jahren kaufte mein Mann selig das Anwesen um 1000 Gulden von Eurem Bruder oder Euch, das bleibt sich gleich. 500 Gulden zahlten wir sofort baar daran, — es war unser ganzes erspartes Vermögen, — und 500 Gulden blieben wir schuldig. Wir lebten kärglich, arbeiteten rastlos, und zahlten zwei Jahre lang die schweren Wucherzinsen. Da wurde mein Mann krank, der Verdienst stockte, der Feldbau blieb liegen, das Hauswesen ging rückwärts. Nun kamt Ihr, uns zu drängen, zu treiben und zu plagen. Wir mußten um Aufschub bitten, mußten noch Geld dazu von Euch entlehnen. Wenige Gulden erhielten wir, und das Fünf-, ja das Zehnfache mußte verschrieben werden. Eure Geduld währte nicht lang. Es begann das Drohen, Kündigen, Klagen, Schinden und Pfänden. Zuerst führtet Ihr Wagen und Pflug fort, dann nahmt Ihr unsere Vorräthe, Kleider und Geräthschaften, und zuletzt habt Ihr das Vieh aus dem Stalle getrieben, während mein Mann selig mit dem Tode rang. Er liegt unter der Erde, und Ihr säumt nicht, unser Letztes, das Haus, um einen Spottpreis an Euch zu reißen. Ist das Verlust? — Ihr habt Euer Haus wieder, all' unser Eigenthum dazu, und noch überdieß 500 Gulden in der Tasche sammt den Zinsen. Ihr wurdet dabei reich, wir — Bettler."

„Was kann ich dazu?" fragte Maier, der ruhig, fast selbstgefällig, möchte ich sagen, die schwere Klage mit an-

gehört hatte. „Bin ich mein Bruder? Was kann Kain für den Abel, und was Abel für den Kain? Hab' ich verloren, hab' ich gewonnen, wen kümmert's?"

„O Gott!" jammerte die Arme und hob flehend, händeringend ihr Kind in die Höhe. „Habt Erbarmen, Maier! habt Erbarmen mit diesen kleinen, armen Würmchen — sie sind brod- und obdachlos! Behaltet Alles, nur laßt uns hier in Miethe wohnen. Ich will Tag und Nacht arbeiten, um Euch zu befriedigen."

„Was wollt Ihr arbeiten? — wovon wollt Ihr leben? — Miethe — und keinen Zins, Wohnung — und kein Geld!" entgegnete spöttisch, ohne jegliches Mitleid der Wucherer. Was nützen mir Kapitälcher ohne ihre Kinder, die Zinsen und Prozentlich? Kann ich dazu, wenn Euer Mann Geschäftches macht und Nichts davon versteht? In drei Tagen wird geräumt, und Ihr — wandert in's Armenhaus!"

Tief, tief aufseufzend lehnt sich bei diesem gefürchteten Schreckensworte die bedrängte Wittwe gegen die Wand, laut weinen und jammern die kleinen Mädchen, selbst der erwachte Säugling stimmt mit ein, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen; nur in dem Knaben glüht und flammt es jäh und wild auf. Ein Zornesblitz zuckt in seinem Herzen, durch seine Nerven, aus seinem Auge. Mit der Erregung Kraft packt er ein Stück Holz, und schwingt es drohend über dem Haupte des Herzlosen. „Halt, Anton, halt!" ruft die Mutter ängstlich und zieht rasch den Knaben zurück. „Gewalt schafft kein Recht; du wirst unser Unglück nur noch vergrößern."

Eiligst hatte sich der Jude verloren. Wo er den Kürzeren ziehen konnte, mochte er nicht lange dabei seyn.

„Komm', liebe Mutter, komm'!" mahnte wiederholt und dringend der muthige Anton, nachdem das Gericht, die

Zuschauer und selbst der Käufer sich längst entfernt hatten, „komm', wir wollen in die Stube gehen. Je länger wir da sitzen bleiben, desto trauriger, desto banger wird uns Allen um's Herz."

Die kleinen Schwestern stimmten mit ein. Nicht ohne Mühe stand die Wittwe vom Boden auf und folgte den Kindern, welche vorauseilten, um die Thüre zu öffnen. Auf der Schwelle aber blieb sie wiederholt, wie festgebannt stehen, und musterte düstern, traurigen Blickes das leere Zimmer, die kahlen Wände. Nichts hatte sie aus der Sündfluth der Versteigerung gerettet, als das ärmliche Bett, welches in einer Ecke der Stube stand. Sie vermißte Alles, was sie in langen Jahren erdacht und erspart, mühsam geschafft und errungen hatte, und darum so hoch und theuer schätzte. Nehmt dem Dürftigen den besten, treuesten Gefährten, seine ärmliche Umgebung, die er im Laufe der Zeit liebgewonnen, die Hunger und Kummer mit ihm getheilt, in die er sich förmlich hineingelebt — und ihr entzieht ihm die Hälfte seines Daseyns. Der Schmerz, welcher seither wie mit ehernen Banden die Brust der verfolgten Frau zusammengeschnürt, brach sich bei diesem Anblicke gewaltsam Bahn. Thräne um Thräne netzte das vordem trockene Auge, und linderte die zehrende, stechende Qual. Wie traulich, wie heimisch hatte sie sonst in diesen vier Wänden gewirthschaftet! Heute schwankte sie scheu und furchtsam nach dem Bette, dem einzigen Eilande, welches die tosende Brandung nicht hinweggespült. „O Gott," klagte die Arme vor sich hin, „wir gehören ja nicht mehr herein! Die Stube, das Haus fiel einem Andern zu. Wir sind fremd hier, Kinder, land= — landfremd! Noch wenige Stunden — und wir müssen wandern, ärmer als Job."

„Nein, Mutter, nicht ärmer als Job!" widersprach freudig Anton, und deutete jubelnd mit dem Finger nach

der Wand. „Das Schönste und Beste hat der Jude vergessen, oder sich vor unserm lieben Herrn gefürchtet!" Behender als eine Katze kletterte mit diesen Worten der Knabe auf das Fenster, an dem Gesimse hinauf, und holte von der Wand ein kleines, silbernes Kruzifix, unter Palmzweigen versteckt, und ein Madonnenbild aus getriebenem Metall herab.

„Gib Acht, Anton!" mahnte besorgt die Mutter; „in dem Bilde ruhen heilige, kostbare Reliquien, ein Stammgut von meinen Ureltern, und das Kruzifix ist schwer von Silber. Das hat der Jude bei uns nicht vermuthet, sonst würde er selbst unsern Heiland vom Kreuze gerissen und zerschmettert haben."

„O, wenn das der Amschel wüßte, er würde sich drei Tage nach seinem Tode noch ärgern!" meinte der Knabe mit frohem Lachen, und reichte der Mutter seinen kostbaren Fund. Diese preßte ihre Lippen darauf, und vergaß in diesem Augenblick all' ihr Leid. „Wir dürfen uns nicht fürchten, Kinder," sagte sie, „der liebe Gott ist bei uns und seine gebenedeite Mutter. Er läßt uns gewiß nicht verhungern, und erbarmt sich unsers Elendes. Die gnadenreiche Jungfrau möge für uns bitten, und uns leiten und führen auf allen unsern Wegen und Stegen!" Und nieder sank die Mutter mit ihren Kindern auf die Kniee zu einem demüthigen, heißen, herzinnigen Gebete.

Das Gebet ist eine klare, wundersame, unerschöpfliche Waldesquelle, die unter den Blättern und Zweigen der Demuth und des Vertrauens aus dem Boden des Glaubens hervorsprudelt. Jedem, der sie aufsucht, ob reich oder arm, glücklich oder unglücklich, froh oder betrübt, bietet sie erquickenden Trost, stärkende Labung. So erhob sich auch die Frau mit den Kleinen sichtlich gestärkt, und ging nun muthig daran, ihre trostlose Lage zu überdenken. „Ohne

Verschulden arm zu werden, ist keine Schande," tröstete sie sich selbst, und setzte entschlossen bei: „Wir wandern in's Armenhaus."

„Und wieder heraus!" ergänzte Anton. „Mir kamen im Gebete allerlei Einfälle und verschiedene gute Pläne. Ich mache mich sofort auf den Weg, und suche Arbeit bei einem Bauern. Ich werde doch täglich einige Kreuzer heimbringen, und was die Hauptsache ist, die Mutter verliert einen Kostgänger. Die Mädchen gehen in's Holz, warten den kleinen Ludwig, und helfen dir für die Leute spinnen und stricken. So werden wir unser Brod verdienen und, wenn Gott will, wieder aus dem Armenhause kommen!"

Vergebens suchte Anton nach seiner Mütze — sie war mit dem Uebrigen verschwunden. Mit jugendlichem Gleichmuthe ertrug er den Verlust, und verließ das Zimmer.

Voll zuversichtlicher Hoffnung und mit der ganzen Unerfahrenheit der Jugend wanderte der Knabe direkt auf den nächsten Bauern, den reichen Besitzer des Auhofes, zu. Wohl trug er kein Bittgesuch in der Tasche, aber sein Anliegen stand so klar, so lebendig in seinem Herzen geschrieben, daß er fest glaubte, bei Jedermann Arbeit und Hülfe finden zu müssen. „So — o!" rief der Auhofbauer gedehnt, nachdem der kleine Supplikant, erst schüchtern und verzagt, dann beredt und immer beredter seine Bitte vorgetragen hatte, — „so, naseweises Bürschchen! — Möchtest es wohl auch schon treiben, wie dein Vater? Noch keine zwei Jahre sind's her, daß ich ihn zum Heumähen bestellen ließ. Weißt du, was er mir sagen ließ? Er wolle zuvor sein Heu einthun, und werde hernach sogleich kommen. Sein Heu — seine Handvoll Heu! — Ich kenne das schon: Arbeiten ist Eure starke Seite nicht. Betteln und Herumlungern geht freilich leichter. He, Bürschchen?"

Anton mußte im Geschwindschritt den Hof verlassen, um nicht ernstlichen Unbilden ausgesetzt zu seyn. Der reiche Mann konnte es nicht verwinden, daß ein Armer die eigene Habe vor der seinigen in's Trockene gebracht hatte!

Bedeutend herabgestimmt, und tief verletzt im Herzen ob der seinem Vater selig widerfahrenen Beschimpfung, setzte der Knabe seinen Rundgang fort, und gelangte zunächst zum Schlossers-Franz, einem Mittelbauern, der keine Kinder hatte und demnach zu jeder Arbeit fremde Leute herbeiziehen mußte. Der würdige Mann saß gerade mit seiner Frau beim Mittagessen, machte mit dem Löffel unterwegs Halt, und hörte dem Kleinen geduldig zu. „Richtig," sagte er zuletzt, als dieser geendet, „du willst die Feldarbeit erlernen! Hab' Nichts dagegen, und kannst schon morgen früh mit dem Viehhüten anfangen. Bezahlung will ich keine fordern, weil ihr arme Schlucker seyd, für die Beköstigung natürlich mußt du halt selber sorgen!" Noch einmal setzte Anton an, um dem Bauern, der sich stellte, als habe er kein Wörtchen von seiner Bitte verstanden, solche wiederholt und deutlich zu erklären. Da zeigte dieser streng und ernst mit der einen Hand nach der Thüre, mit der andern setzte er den pausirenden Löffel wieder in Bewegung, und war nicht weiter zu sprechen.

Damals blühte überhaupt den Arbeitern und Taglöhnern selten eine gute Stunde. Der Strom der Auswanderung hatte sich nach Ungarn, Australien und insbesondere Amerika — ohne daß wir letzterer das Wort reden wollen — noch keine so mächtige Bahn gebrochen, wie gegenwärtig. Dem Bauern standen Arbeitskräfte im Ueberflusse zu Diensten, und so kam es, daß er den armen Tagwerker manchmal nicht viel besser und oft noch schlechter behandelte, als sein Vieh. Anton machte noch manchen vergeblichen Schritt. Der Eine bedurfte keine Beihülfe, der Andere

mochte oder wollte nicht, Andere verspotteten den Jungen, und wieder Andere zeigten nicht gerade sonderlich freundlich auf die Thüre, zu der er hereingekommen war. Nach zwei Stunden trat er aus dem letzten Hause, ganz mit demselben Resultate, wie aus allen früheren, und überlegte traurig, was nun beginnen? — Noch eine Hoffnung blühte ihm. Hinaus ging's auf die Landstraße, von da auf einem Seitenpfade eine gute Stunde in den Wald hinein, durch Büsche und Hecken auf die Waldmühle zu. Ihr Besitzer galt allgemein für einen reichen und nicht unebenen Mann, der außer der Mahl- und Schneidemühle ein schönes, geschlossenes Gut besaß, und sicherlich einen Arbeiter verwenden konnte. Der Müller, eine mehr als wohlgenährte Gestalt, dem größten seiner glotzenden, vollgepfropften Mehlsäcke nicht unähnlich, saß im Hofe, schmauchte behaglich sein Pfeifchen und beschäftigte sich mit Nichtsthun. Bei dieser Arbeit half ihm sein Sohn, ein junger Aufschößling, der schon mehr auf das väterliche Erbe pochte, als nöthig gewesen wäre.

„Du suchst also Arbeit," meinte der Müller phlegmatisch, nachdem er den kleinen Bittsteller angehört. „Ganz recht — daran soll's nicht fehlen! Du kannst jeden Morgen herauskommen und Abends wieder heimgehen. Zu Mittag wird so viel vom Tische abfallen, daß du dich tüchtig damit sättigen kannst."

„Gebt mir auch einige Kreuzer Lohn, Herr Müller, ich bitte inständig darum — um Gottes willen!" flehte der Knabe mit Thränen im Auge. „Ich muß meine Mutter, meine Geschwisterchen damit ernähren."

„Sonst Nichts?" rief der Jungmüller und ließ seinem lauten, spöttischen Lachen freien Lauf. „Die Hand her! — eingeschlagen! Heute nach zehn Jahren um dieselbe Stunde sprichst du wieder vor, und dann gilt der Akkord. — Jetzt mach' und suche das Weite, sonst helf' ich dir laufen!"

Der Knabe weinte laut vor sich hin und verließ die Mühle. An der Hofthüre stand die Müllerin mit ihrer kleinen Tochter und fütterte das Geflügel. Als Anton vorbeiging, reichte ihm das Kind, welches das Gespräch mit angehört haben mochte, unbemerkt sein Butterbrod und lief in das Haus.

Wie fröhlich war Anton in frühern Tagen, an der Hand seines Vaters, durch den Forst geeilt! Damals achtete er auf die Bienen, wie sie emsig sammelnd von Blüte zu Blüte über die duftende Heide hinsummten; damals lauschte er begierig dem hellen, kräftigen Schlage der Amseln und Drosseln, welche bei ihrem schmetternden Wettgesange munter von Zweig zu Zweig hüpften; damals folgte er mit freudestrahlenden Blicken den flinken Eichhörnchen, wie sie schnurrend und pustend die Bäume hinaufkletterten und behend von Ast zu Ast sprangen. Heute nicht. Das Auge zu Boden gesenkt und kaum eines Gedankens mächtig, wanderte der Junge durch das grüne Gehege, und gelangte an den Ausgang des Waldes, er wußte selbst nicht, wie? Je näher er aber dem Saume des schattigen Blätterdaches kam, desto mehr zögerte sein Fuß, desto trüber und ängstlicher blickte sein thränenschweres Auge, desto gewaltiger schlug und zuckte sein Herz unter der Wucht des Schmerzes, der ihn darniederbeugte. Sollte er hinaustreten auf das freie Feld, wo das heimathliche Dach ihm aus der Ferne entgegenschimmerte? Sollte er heimkehren ohne jeden Erfolg, ohne ein Fünkchen Trost und Hoffnung, ohne jegliche Aussicht auf die Zukunft? — Nein! — Unwillkürlich verließ er den Hauptweg und bog in einen Seitenpfad, der sich zwischen hohen Eichen und Buchen in den Wald verlor. Sein jugendlicher, willensstarker, durch das Unglück gestählter Geist drohte zu erliegen, und den durch Leiden und Elend, durch Hunger und Müdigkeit geschwächten Körper nicht länger zu stützen.

An einem Baumstamme, den der Sturmwind gefällt und quer über den Pfad geschleudert hatte, kniete der Knabe nieder, stützte die Arme auf und blickte nach dem fernen Wolkenzelte, empor zum Allmächtigen, zum Vater aller Wittwen und Waisen. „O Gott,“ betete er mit schwacher Stimme, „verlaß uns nicht! Du hast unsern Vater hinweggenommen und wirst seine Kinder nicht verhungern lassen. Und du, o heiliger Antonius, mein Namenspatron, bitte für uns am Throne des Allerhöchsten! Nicht für mich — ich will gerne darben und leiden — sondern für meine arme Mutter, für meine Geschwisterchen. Dein Gebet wird immer erhört…“ Der Knabe ließ erschöpft das Haupt auf die Hände sinken, nur seine Lippen bewegten sich fort und fort im stillen Gebete.

Wer weiß, wie lange Anton so fortgeweint und fortgebetet haben mochte. Wenigstens sah und hörte er nicht, wie ein großer, städtisch gekleideter Mann von der andern Seite daherkam, manchmal stehen blieb und in einem Buche las, dann wieder sinnend und denkend vorwärtsging. Sobald der Herr des Kindes ansichtig wurde, machte er Halt, ungewiß, ob es ruhe und schlafe, oder von der entwurzelten Eiche beschädiget worden sey. Hierauf schob er sein Buch in die Tasche und eilte hastig auf den Platz. „He da, junger Freund, wo fehlt dir's?“ fragte er freundlich und legte die Hand auf die Schulter des Jungen. Dieser sah auf — sein Lehrer stand vor ihm. Erschrocken fuhr er empor und suchte verlegen seine Thränen zu bergen. „Was machst du so ganz allein im Walde hier?“ fragte der Lehrer wieder. „Mäßige deinen Schmerz um den Geschiedenen! Gott, der Allgütige und Allmächtige, der Vater der Waisen, wird auch dein Vater seyn. Als der Aelteste unter deinen Geschwistern mußt du ohnehin der Mutter am kräftigsten zur Seite stehen.“

Diese liebevollen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht.

Anton faßte sich ein Herz und erzählte dem Lehrer offen seine Hoffnung, seine Täuschung.

„Ich kenne das," sagte dieser, als der Kleine geendet hatte; „die Reichen werden immer hartherziger, und die Armen fallen Mann für Mann den Wucherern in die Hände, welche wie Raubvögel auf jede Gelegenheit lauern. Laß nur gehen," fuhr er nach kurzem Bedenken fort, „der Herr verläßt euch nicht. Ich habe mehrere Gemeinderechnungen zu Hause. Deine Handschrift kann sich mit der eines jeden Scribenten messen, ich will dir die Kopie übertragen. Auf diese Weise erhalten die Gemeinden um billiges Geld eine Reinschrift, und du einen Verdienst für mehrere Wochen."

Wer schildert den glühenden Dank des Knaben? Er hätte niederfallen mögen und laut zum Himmel aufjubeln. Wie freute er sich jetzt, seinen braven Lehrer nie betrübt und nach besten Kräften gelernt zu haben! Wie hätte er je daran gedacht, daß die Schreibekunst, welche er mit so viel Lust und Liebe getrieben und tüchtig geübt hatte, für ihn und seine Angehörigen in höchster Noth einen Schutzdamm gegen den Hunger bilden würde? O, man lerne mit Ausdauer selbst die kleinste Verrichtung üben, denn sie kann in trüben und stürmischen Tagen unser einziger und letzter Rettungsanker werden!

Anton schrieb und rechnete und arbeitete sich von Tag zu Tag tüchtiger hinein. Das Honorar fiel weit besser aus, als er je geträumt hatte. Es war ein hoher Freudentag, als die kleine Familie nach einigen Wochen das Armenhaus wieder verließ und ein Stübchen in der Miethe bezog. Wohl tauchten manchmal trübe Gedanken auf an die Zeit, wo es keine Rechnungen mehr zu schreiben geben, wo der Winter mit seinem grimmigen Gesichte vor der Thüre stehen und jede Arbeit, jeder andere Verdienst stocken würde. Aber eine innere Stimme rief stets dazwischen: „Vertrauet auf Gott.

Er hat bis hieher geholfen, und wird weiter helfen!" Sie hielt den Muth der Familie aufrecht.

„Nun, Anton," fragte eines Morgens freundlich der Lehrer, nachdem er den Tag zuvor in der Stadt gewesen, und einen Theil der Rechnungen an die einschlägigen Behörden abgeliefert hatte, „wie weit bist du gestern mit deiner Arbeit vorgerückt? Halte dich ja tüchtig daran, denn binnen acht Tagen muß die Kopie vollendet und du selbst — reisefertig seyn!" Vor Schrecken ließ der kleine Scribent die Feder fallen und blickte fragend zu seinem Wohlthäter auf.

„Staune nur! — es ist so. Höre mich an," fuhr der Lehrer fort und setzte sich an den Tisch. „Ich war gestern in der Stadt und aß nach alter Gewohnheit im goldenen Hirschen zu Mittag, wo ich vor Zeiten als Hauslehrer die Kinder instruirte. Auf meinem Platze lag eine Partie Rechnungsauszüge, die erst Mittags ihren Herrn finden sollten, und zu meiner Rechten saß ein vornehmer, stattlicher Herr, dessen Uhr, Ringe und mit Edelsteinen besetzte Dose wohl schwerer wogen, als drei unserer reichsten Bauern zusammen. Zufällig blickte der Fremde auf die Scripturen, sie schienen ihm zu gefallen. „Schön geschrieben," meinte er, „ganz nett und zierlich, — ächte Kaufmannshand, — wie lauter junge Commis. Wohl Ihre eigene Hand, Herr Nachbar?"

„Nein," antwortete ich und reichte dem Herrn die Rechnungen zur nähern Einsicht; „es ist die Schrift eines meiner Schüler, eines dreizehnjährigen Knaben, der eben so trefflich schreibt als rechnet."

„Was? Wirklich?" fragte der Fremde, ohne sein Staunen zu verhehlen; „das will viel heißen! Wozu ist der Junge bestimmt? Doch nicht zu einem Bauern? Er soll sich

dem Handelsstande widmen. Täuscht nicht Alles, so wird er mit der Zeit ein tüchtiger Geschäftsmann werden."

Ich schilderte ihm nun deine Lage von Anfang bis zu Ende mit dem Bemerken, daß jeder Kaufmann Gottes Lohn verdienen würde, der sich deiner annehmen möchte. Der fremde Herr besann sich ein wenig, nahm eine Prise, reichte mir dann diese Adreßkarte und sagte: „Ich bin der Kaufmann W. aus Frankfurt, besitze ein ausgedehntes Lager-, Commissions- und Speditionsgeschäft, und will den Knaben als Lehrling aufnehmen. In acht Tagen kann er eintreten. Das Lehrgeld erlasse ich ihm; dafür muß er zwei Jahre länger im Geschäfte bleiben. Füllt er seinen Posten aus, so erhält er diese zwei Jahre das übliche Salair eines Commis, wenn nicht, so arbeitet er umsonst. Hier ist eine Karolin Reisegeld; hat der Knabe keine Lust, so sei es ein Almosen."

So sprach der Kaufmann, und ich schloß mit tausend Dank in deinem Namen den Vertrag ab. Der Herr Gastgeber lobte mir später auf Befragen den Fremden über die Maßen, und erzählte mir, daß jeder Lehrling in diesem Geschäfte immerhin auf rechtlichem Wege ein schönes Stück Geld verdienen könne, um Kleider und Taschengeld damit zu bestreiten. Nun entscheide dich: willst du oder nicht?"

„Ob ich will?" rief der Knabe und bedeckte die Hand seines Wohlthäters mit heißen Thränen des Dankes. „O mit tausend Freuden! — Aber — meine arme Mutter?"

„Deine Mutter werde ich diesen Vormittag noch in Kenntniß davon setzen. Es ist besser, ihr trennt euch für wenige Jahre, und du lernst etwas Tüchtiges, als daß ihr zusammen trotz aller Arbeit Jahr aus Jahr ein mit Hunger und Elend kämpft. Laß das meine Sorge seyn! Danke dem Allmächtigen für dieses unerwartete Glück, und arbeite tüchtig vorwärts."

Freudig ward der gute Rath befolgt. —

Acht Tage später stand Anton, nach besten Kräften ausgerüstet, in aller Frühe auf der Grenzscheide des Dorfes, dem sogenannten Durchschnitt, und blickte noch einmal sehnsüchtig nach der kleinen Feldkapelle hinüber, welche ihm traulich zum Abschied winkte, nach den Häusern im Thale, deren weiße Gipfel zwischen bethauten Baumgruppen freundlich hervorschimmerten, und nach den Wäldern und Bergen ringsum, die dichter Nebel umflorte. Seine Mutter, seine Geschwister standen um ihn; auch sein bester Freund, der Lehrer, hatte ihm das Geleite gegeben. Alle hatten so viel auf dem Herzen, und doch konnte Niemand sprechen vor lauter Leid.

„Höre mich, Anton!" mahnte zuletzt der Lehrer. „Versprich mir, bevor du scheidest, zwei Punkte halten zu wollen, welche ich dir an's Herz lege, treu und unverbrüchlich. Es ist das der einzige Dank, den ich von dir verlange! Du kommst erstens nach Frankfurt, einer großen reichen Stadt, worin die Katholiken ziemlich dünn gesäet sind und vereinzelt stehen. Es wird dir ein Leichtes seyn, den Dom zu finden. Versäume nie an Sonn- und Feiertagen, wo deine Arbeit ruht, den Gottesdienst. Gehst du an Werktagen vorüber, so tritt auf Augenblicke hinein, mache deine gute Meinung, und kümmere dich nicht um Spott und Hohn von Seiten deiner Umgebung. Du kommst zweitens in ein großes Geschäft. Sey ehrlich bis in's Kleinste, denn „treue Hand geht durch's ganze Land." Ueberlege Alles, bevor du handelst, und wo nur ein Schein des Ungerechten daran klebt, stoße es von dir um jeden Preis der Erde. So, die Hand darauf, und jetzt lebe wohl! Macht's kurz, liebe Leute! Je länger ihr Abschied nehmt, desto schwerer wird euch Allen um's Herz."

„Leb' wohl, Anton!" rief die Mutter im Uebermaße

ihres Schmerzes. „Bleibe treu deinem Glauben, und denke an deinen Vater selig! — Der Herr sei dein Schutz und Schirm, und die gebenedeite Jungfrau! — Leb' wohl!"

Einen letzten Händedruck, einen letzten Kuß, und sie schieden.

Im letzten Augenblicke hatte die Mutter dem kleinen Wanderer noch ein Andenken in die Hand gedrückt. Mit freudigem Vertrauen ruhte sein Auge darauf, während er rüstig des Weges ging. Es war das kleine Madonnenbild, welches sie vor Kurzem aus dem Schiffbruche der Versteigerung gerettet hatten. Dieses gab ihm heute die fromme, besorgte Mutter mit als Geleitsbrief, als Segen in die weite, weite Welt.

2. Fremde Leute.

„Sinkt der Stern: alleine wandern
Magst du bis an's End' der Welt —
Bau' du nur auf keinen Andern
Als auf Gott, der Treue hält!"
J. v. Eichendorff.

Anton Maurer stand in dem Comptoir seines Prinzipals. Bereits eine halbe Stunde erwartete er diesen, und hatte dabei hinlänglich Muße, den Unterschied kennen zu lernen zwischen der prachtvollen Einrichtung, welche diesen Raum schmückte, und den gewöhnlichen Comptoirstuben der Bediensteten. Man darf sich nämlich unter diesem Comptoir des Prinzipals keine dämmerige, staubige Schreibstube denken mit himmelhohen Regalen und aufgethürmten Briefschaften und Rechnungsbüchern. Gerade das Gegentheil: ein helles, freundlich tapezirtes Gemach, breite, altdeutsche Bogenfenster mit buntfarbigen Gardinen, welche das Licht der eindringenden Sonnenstrahlen brachen und milderten, schwellende Sopha's und Sessel, mit hochrothem Sammet überzogen, an den Wänden ringsum große Karten über alle Theile

der Erde, dazwischen gute Oelgemälde und Spiegel in breiten, goldenen Rahmen und darunter ein Waschtischchen, ächt chinesisch ausgestattet, bunte Teppiche und noch mancherlei zierliche Geräthschaften und Möbel von Palissander und Mahagoni. Das Alles glich eher einem Empfangszimmer, einem Salon, wenn nicht das große, altmodische Schreibpult in der Mitte, zum Stehen und Sitzen gleich bequem, mit seinen hundert und hundert Schieberchen, geheimen Fächern und Behältern an die Arbeit, an das Geschäft erinnert hätte.

„Guten Morgen, Herr Maurer!" grüßte freundlich der Prinzipal beim Eintritte, und überflog rasch die eingelaufenen Geschäftsbriefe, die auf dem Pulte lagen. Mit erfahrnem Blicke fixirte er die Siegel, und schob sodann die einen Briefe gleichgültig bei Seite, andere aber wog er bedächtig zwischen den Fingern, als wollte er so ihren Inhalt prüfen. „Ich habe Sie kommen lassen, Herr Maurer," fuhr er inzwischen fort, „um unter vier Augen Mehreres mit Ihnen abzumachen. Wir wollen, um kurz zu reden, einen neuen Contract abschließen, der, wie ich hoffe, für beide Theile günstige Resultate liefern soll. Alle die diversen kleinen Haus- und Nebengeschäfte nämlich, welche Sie seither als jüngster Lehrling zu behändigen hatten und auch richtig behändigten, werden von morgen ab aufhören, und Sie dafür wichtigere und bedeutendere Posten übernehmen, die Ihnen mein Buchhalter einzeln notiren wird."

Anton, der sich rasch in die Sitten und Manieren der Städter eingewöhnt hatte, verbeugte sich tief und wollte seinen Dank aussprechen; aber der Herr Prinzipal machte eine leichte Handbewegung und fuhr fort:

„Sie wissen vielleicht, daß ich mit den Leistungen der beiden andern Lehrlinge, Reinganum und Pfeifer, nicht nur nicht zufrieden, sondern sogar höchst unzufrieden

bin. Besonders dieser Reinganum, der seither die laufenden Geld- und Wechselgeschäfte am Platze zu effectuiren hatte, macht aus jedem Aus- und Geschäftsgang einen Wein- oder Kaffeegang, verliert so die Zeit, und schadet dem Geschäfte. „Time is money, Zeit ist Geld," sagen die Engländer, und in Geschäftssachen sind bekanntlich diese Insulaner ganz gewichtige Factoren. Sie werden also von morgen an den Platz Ihres Collegen Reinganum einnehmen und dieser den Ihrigen. Bei der Spedition und im Comptoir bleiben Sie behufs Ihrer weiteren Ausbildung mit den seitherigen vollen Raten betheiligt, alle Nebengeschäfte jedoch haben aufzuhören, wie ich Ihnen bereits vorhin bemerkte."

„Ich werde keine Mühe scheuen," sprach Anton mit freudigem Danke, „um Ihr Vertrauen zu verdienen und mich der großen Güte, welche Sie mir erzeigen, würdig zu beweisen. Deßhalb bitte ich auch ganz ergebenst, mir die verschiedenen Geschäfte, denen ich seither vorstand, unverkürzt belassen zu wollen, da mir Zeit genug bleibt, dieselben zu fördern."

„Nein," entschied der Kaufherr; „wie ich gesagt, so bleibt es! Ich verstehe schon, wo das hinaus will: Sie scheuen den Neid und die Mißgunst der beiden andern Herren. Das ist keine Sache von Belang. In meinem Geschäfte bin ich Herr und treffe meine Dispositionen ganz nach Gefallen, so oder so, Keinem zu viel, und Keinem zu wenig! Uebrigens nimmt diese Ihre neue Branche die volle Aufmerksamkeit und die ganze Rechtlichkeit eines Mannes in Anspruch. Sie sind zwar erst zwei Monate im Geschäfte, allein ich nehme keinen Anstand, für Ihr seitheriges Verhalten mein Lob und meine vollste Anerkennung auszusprechen, was bei Lehrlingen von Jahr zu Jahr seltener vorkommt. Sorgen Sie nur dafür, daß diese

meine gute Meinung nicht im Curse fällt, sondern von Tag zu Tag steigt!"

Anton sprach wiederholt seinen wärmsten Dank aus, und entfernte sich.

Der neue Lehrling hatte sich, trotz der kurzen Zeit, in die ihm zugewiesenen Verrichtungen vortrefflich eingeschult, das mußten ihm selbst seine Feinde zugestehen. Seine Lage war nämlich im Anfange nichts weniger als beneidenswerth. Buchhalter und Commis, Lehrlinge und Markthelfer, selbst die Auslaufer und Hausknechte, kurz Alle machten sich über die schweren, nägelbesetzten Stiefel, über den langen, altmodischen Rock, die pudelnärrische Mütze und über die steifen Manieren des Jungen lustig. Zum Glück besaß dieser Klugheit genug, sich wenig oder nichts darum zu kümmern. Er ließ seine Umgebung nach Herzenslust spötteln und lachen, achtete dafür bei jeder vorkommenden Arbeit, wie die älteren Herren sie angriffen und ordneten, fragte bescheiden, wo er zweifelte, nahm jede Belehrung, jede Einrede mit Freuden und Dank auf, und schien in der prompten Besorgung ertheilter Aufträge unermüdlich. So mußte es denn bald kommen, daß der Spott allmählich verstummte, und bei den Vorgesetzten in Anerkennung und Lob, bei den übrigen Dienstleuten dagegen in Achtung umschlug. Nur zwei Personen schlossen sich hartnäckig aus, die beiden andern Lehrlinge, Reinganum und Pfeifer. Diese ließen ihren giftigen, mißgünstigen Spöttereien ungenirt die Zügel schießen, und nahmen keinen Anstand, offene Feindschaft gegen den verhaßten Landjunker zu zeigen, so lange sie nicht besorgen mußten, mit dem Herrn Prinzipal, den beide gewaltig fürchteten, darüber in Collision und verdrießliche Händel zu gerathen. Was mochte wohl die stolzen Stadtherren kränken, daß sie gegen den Neueingetretenen so einstimmig agirten?

Nach ihrer Ansicht hätten die jungen Leutchen triftige Gründe, und zwar mehr als einen.

Gleich am ersten oder zweiten Tag nach seiner Ankunft machten die speculativen Köpfe Anton den Vorschlag, als Associé in ihr Geschäft einzutreten. Die Herren lebten nämlich gut, brauchten demnach viel Geld, und ihr Geschäft bezweckte allerlei Nebenverdienste, die den Vortheil des Herrn Prinzipals und die Ehrlichkeit nicht sonderlich im Auge hatten. Anton, in seinem redlichen Sinne, durchschaute, trotz seiner sonstigen Unerfahrenheit, die Speculation, lehnte ernst und entschieden ab, und drohte offen mit Entdeckung, wenn er dergleichen schlechte Streiche bemerken würde. Von diesem Augenblicke an war die Feindschaft gesäet; sie wucherte emsig fort, und lieferte von Tag zu Tag neue Steine des Anstoßes.

Die drei Lehrlinge wohnten und schliefen neben einander in drei gesonderten Mansardenstübchen, deren jedes einem Jünglinge hinlänglich Raum und Bequemlichkeit bot. Anton bekam, vielleicht nicht ohne Absicht, das vordere Zimmer, und die beiden Nachbarn mußten, um in die ihrigen zu gelangen, dieses passiren. Der arme Bursche fühlte sich wohler und behaglicher als ein Reichsgraf in seinem Stübchen, und wünschte hundertmal am Abend, wenn er sein Nachtgebet gesprochen hatte und zur Ruhe ging, sein weiches warmes Bettchen heim zur Mutter, zu den Geschwistern, die sich zu Vier mit einem armseligen Strohsack behelfen mußten. Seine Nachbarn schienen ihr Lager nicht in gleichem Grade angenehm zu finden, denn sobald sich im Hause Nichts mehr regte, standen sie auf, schlichen an Anton vorbei zur Thüre hinaus, die Stiege hinab, öffneten mit einem entwendeten Schlüssel das Hausthor, und hinaus ging's zu lustiger Gesellschaft, wo zwei und drei Stunden über Mitternacht hinaus gesungen und gespielt, ge-

jubelt und gekneipt wurde. Dann kehrten sie heim, taumelten die Treppe hinauf, pufften an die Thüre, und Anton mußte öffnen. Der Wein hatte in den wüsten Köpfen meist seine Schuldigkeit gethan. Muthwillig wurden die Grenzen des Anstandes übersprungen, man höhnte und foppte den Siebenschläfer nach Herzenslust, und selbst Schimpfreden flogen hin und her, — bis einst der kräftige Sohn des Waldes im bittersten Unmuthe von dem Rechte der Selbsthülfe Gebrauch machte. Er schleuderte die Nachtschwärmer Stück für Stück mit solcher Wucht kopfüber auf ihre Betten, daß ihnen die Rippen krachten und der Hohn in der Kehle stecken blieb. Dazu folgte als D'reingabe die Erklärung: „Ich werde nie mehr die Thüre öffnen, und wenn das ganze Haus zusammenlaufen sollte, denn der Herr Prinzipal kann mit diesen nächtlichen Ausflügen unmöglich einverstanden seyn. Merkt's euch ein- für allemal!"

Die jungen Leute sahen sich durch den „dummen Bauernjungen" in ihrer Einnahme verkürzt, und in ihrem Vergnügen gestört; sie konnten ihren Grimm kaum mehr bemeistern. Jede Arbeit, jedes Zusammenseyn lieferte neue Funken zur alten Gluth, selbst das Essen nicht ausgenommen. Am Mittagstische gab es Suppe, Fleisch und Gemüs. Für Anton war das ein herrlicher, kräftiger Imbiß; er dachte oft dabei mit Trauer an die lieben Seinen, und an tausend und tausend arme Familien im Wald und auf dem Lande, die sich Jahr aus Jahr ein nach solchen Leckerbissen vergeblich sehnen. Die beiden Nachbarn dagegen zeigten wenig oder gar keinen Appetit. Sie hatten bereits um 10 Uhr ihren verdorbenen Mägen mit einer Flasche Wein und einem Gabelfrühstück aufgeholfen, und darauf konnte natürlich die einfache, kräftige Kost nicht mehr munden. Pfeifer ließ ruhig liegen, was er nicht mochte; Reinganum dagegen warf die schönsten Stücke

Fleisch den Hunden hinab, und schleuderte das Gemüs mit der Gabel nach. Maurer sprach dagegen, Reinganum opponirte, es entstanden heftige Wortwechsel und Klagen, und die Kluft ward immer weiter.

Daß der Umtausch der Geschäfte von Seiten des Prinzipals den Haß der erbitterten Stadtkinder auf die äußerste Grenze trieb, bedarf kaum der Erwähnung. „O Reinganum, du hast uns in eine schöne Patsche gesetzt!" murrte Pfeifer einige Tage nach dem neuen Arrangement in dem langen düstern Gewölbe, während draußen die Sonne ihre Strahlen hell und funkelnd über die Dächer und Straßen warf. „Pfui, pfui der häßlichen, abscheulichen Arbeit! Wir dürfen jetzt den ganzen Tag wieder in diesem Loche stecken, Waaren sortiren, Ballen schieben und Staub schlucken. Ich danke bestens, Herr Collega! Prosit die Mahlzeit!"

„Trage vielleicht ich die Schuld?" fragte dagegen Reinganum, dem das Weinen näher stand als das Lachen, denn er hatte sich längst über diese Handlangerdienste erhaben geträumt, und fühlte seinen Ehrgeiz auf das Tiefste verletzt.

„Nun, wer sonst? Warum hast du den Landjunker nicht in Ruhe gelassen? Wir zogen immer und immer den Kürzeren, und doch hast du stets wieder neue Händel angestiftet. Vor solchen Mistkäfern muß man sich hüten."

„Hinterher ist gut predigen und schmähen! Warum hast du deine Weisheit nicht früher ausgekramt? Verbünde dich doch mit dem edlen Herrn! Ich wenigstens und kein nobler Mann auf der ganzen Welt ist falschen Angebereien und perfiden Denunciationen gewachsen. Kann ich dazu, wenn dieser Bettelvogt das trockenste Stück Rindfleisch für Pasteten hält und mit Heißhunger verschlingt? Kann ich dazu, wenn der Junge die ganze Nacht wie ein Kalb schläft, unsere fidelen Ausflüge verschmäht, und über-

dieß seit einiger Zeit hartnäckig sich weigert, des Nachts seine Klosterzelle zu öffnen? Die herrlichen Nächte — sie sind verschwunden! — Uebrigens, mein Theuerster, trage nur deinen Theil an der Schuld mit. Ich muß deinem schwachen Gedächtnisse ein wenig aufhelfen. Wer hat denn unser flottes, rentables Geschäftchen, das ganz hübsche Prozente abwarf, arrangirt und etablirt? Bekanntlich Herr Pfeifer jun. et Comp. Wir luden den Vaganten zur vollen Theilnahme als Associé ein, und er? . . . er schlug es ab, und die Speculanten dürfen sich vor Entdeckung hüten. Hab' ich Recht?"

„Leider — leider!" seufzte Pfeifer und rollte mühsam einen schweren Ballen bei Seite. „Ich wollte nicht über die erbärmliche Arbeit klagen, wenn uns nicht jeder Verdienst rein abgeschnitten wäre. Wir dämmern und lungern in dieser Höhle, schwitzen und schanzen wie arme Sünder, und der Herr Maurer hantiert bei der Spedition, verkehrt mit den Flößern, Fuhr- und Schiffleuten, und hält goldene Ernte. Ich will Hundert gegen Eins wetten, daß er wöchentlich mehr als drei Gulden eincassirt, während ich meine letzte Wocheneinnahme um dreißig Kreuzer verkaufe. Man muß nur sehen, wie er diese halbwilden Beförderungsmenschen honorirt und becomplimentirt! Nicht um tausend Gulden vermöchte ich das. Es ist zu drollig, wie der dienstfertige Packesel oft stundenlang in den Lagern herumkriecht, um ein verschobenes Gut zu suchen, und wie er mit wahrem Feuereifer darangeht und Rechnungen stellt, wenn diese Land- und Seeratten mit ihren dickbauchigen Brieftaschen kommen und eine Million Fetzen und Papierchen auskramen. Dafür aber . . ." und der Sprecher ließ Daumen und Zeigfinger über einander gleiten, als zählte er Geld.

„Ei, ei, Freundchen," sagte Reingan um, „wie du

doch ungeschickt plauderst! Weißt du denn nicht, daß Teufel und Kohlenbrenner alleweil die besten Freunde gewesen? Stecke ruhig dein Jammern auf, und überlasse mir das Heulen und Zähneknirschen comme il faut. Bedenke einmal, daß mir die Platzgeschäfte jede Woche gut zwei Thaler trugen, und das ist nunmehr Alles — pfutsch!" rief der Lehrling und blies ärgerlich über die Fingerspitzen. „Wenn mich auch die diversen Herren nicht leiden mochten, — ich gab diesen Kunden nie viel aufzuheben, — so blieb ich doch fest stehen und wich nicht von der Stelle, bis man das übliche Douceur herausrückte. Diese Goldfüchse kugeln fortan alle in die weiten Taschen des Herrn Collega Habenichts, und wir — blicken sehnsüchtig nach. Jetzt kann er erst Briefe schreiben und Gelder fortschicken!"

„Wie? — er schreibt Briefe? — wohin?" rief in Einem Zuge Pfeifer, nicht wenig neugierig, vielleicht etwas recht Interessantes zu erfahren. „Du hast eine feine Nase, Reinchen, und spionirst Alles aus!"

„Langsam, edler Freund, täusche dich nicht! Was du vermuthest, wird nicht eintreffen. Allerdings schreibt er Briefe . . . jede Woche einen langen, ellenlangen Brief, wechselt dazu gewöhnlich zwei, manchmal sogar drei Guldennoten ein, petschirt seinen Schatz sorgfältig zu, und läuft selbst damit auf die Post. Nun, was denkst du davon?"

„Piano, Freundchen, piano!" mahnte der Andere mit pfiffiger Miene; „da steckt ein Geheimniß dahinter. Nur vorsichtig! Vielleicht können wir dem Heimtücker eine ordentliche Schlappe versetzen. Wir müssen vor Allem auskundschaften, was und wohin . . ."

„Schon geschehen!" unterbrach Reinganum triumphirend den Sprecher; „ich kenne die Adresse dieser Briefe, und habe bei guter Gelegenheit selbst ein Stück ihres Inhalts erlauscht."

„Wie? — du weißt?“ rief Pfeifer frohlockend. „Herrlich, köstlich! Sprich, — geschwind! Ich vergehe vor Ungeduld.“

„Er schreibt frommes, läppisches Zeug,“ lautete die trockene Antwort, „und die Briefe sind sämmtlich falsch adressirt an einen Lehrer im Spessart. Vor ungefähr acht Tagen wurde er plötzlich darüber abgerufen. Rasch stürze ich an seinen Tisch und erhasche folgende Zeilen:

„„Habt nur Muth und Vertrauen! Der Herr, welcher mit den himmlischen Heerschaaren über den Sternen thront, hat bis hierher geholfen und wird uns auch ferner beschützen. Um mich seid außer Sorge! Ich habe einen braven Herrn, tüchtig Arbeit, gute Kost und schönen Verdienst, trotzdem daß ich ein Lehrling bin. Manche Tage verdiene ich mehr als der stärkste Taglöhner in unserem Dorfe, und wenn der liebe Gott mich gesund läßt, dürft Ihr jede Woche fest auf meine Zusendungen rechnen. Die Mutter soll ja ihre Gesundheit schonen, und braucht . . .““

Er kehrte zurück und ich prellte auf meinen Sitz. Daraus nun läßt sich Nichts machen, wie du einsehen wirst.“

„Nein,“ bemerkte getäuscht und kleinlaut Pfeifer, „und ich glaube, daß sich gegen diesen verhexten Krautjunker überhaupt Nichts machen läßt. Verlaß dich auf mich,“ setzte er flüsternd bei, „der Bursche treibt Sympathie und Zauberei, und hält's mit Geistern und Gespenstern. In aller Frühe steht er auf, fällt auf die Kniee nieder, macht Kreuze, und küßt ein kleines Bildchen; dann rennt er fort in's katholische Bethaus, kommt nach einer halben Stunde zurück, schanzt und feilt den ganzen Tag wie besessen, und steckt so mit einem Griffe die Ober- und Unterwelt, die Götter und den Prinzipal in die Tasche. Laß ab — folge mir!“

„Noch ist Polen nicht verloren,“ prophezeite Reinganum, und spielte den Kühnen, wiewohl ihm selbst

ziemlich flau zu Muthe war. „Wir wollen erst sehen, wie der Ritter ohne Hut und Sporn sich bei den Geldgeschäften am Platze anläßt. Das ist kein Kinderspiel. Ich wünsche ihm Nichts, als daß er jeden Tag zum Meister aller Grobheit, zum Futteral aller Flegelei, dem Cassier Flessa müßte! Dort hat schon manches Jüngelchen Credit und Courage verloren, und ich selbst mußte mehr als einmal tüchtig daraufzahlen. Ein alter Fuchs weiß sich zu helfen; aber sehen möchte ich doch, wie es bei einem solchen Falle mit der berühmten Ehrlichkeit dieses Schollenkönigs aussähe? O, ich wollte jubeln und jauchzen vor Lust, wenn . . .“

Der Eintritt eines Commis, welcher Anton suchte, unterbrach das Zwiegespräch der hoffnungsvollen Jünglinge. Dieser ward sofort aus dem anstoßenden Theile des geräumigen Hauses herbeigerufen und eilte in das Comptoir. „Hier, Herr Maurer,“ rief der Buchhalter schon von fern, „setzen Sie sogleich diese 1760 Gulden bei Herrn Reich und Comp. in Gold um, am liebsten in Dukaten! Cassier Flessa soll Sie sogleich fördern. Nur augenblicklich . . . . der Chef wartet darauf.“

Anton überflog das Geld, packte es hastig in ein Säckchen und eilte davon. Sein Weg führte ihn am hohen Dom vorüber. Er machte einen guten Gedanken, zögerte einen Augenblick und eilte vorbei; vielleicht das erste Mal, seit er in Frankfurt weilte!

Je mehr sich der Jüngling dem Bankhause näherte, desto rascher kreiste das Blut in seinen Adern, desto höher und ängstlicher schlug sein Herz. Vier- bis fünfmal schon hatte er dort Geschäfte besorgt, und Cassier Flessa stand in den lebendigsten Farben vor seinem geistigen Auge. Dieser Mann genoß ein Renommée, wie nicht leicht ein Zweiter in der Stadt. Unbestritten zählte er zu den gewandtesten und tüchtigsten Geschäftsleuten am ganzen

Platze. Der Courszettel mit all' seinen Schwankungen, mit seinem Steigen und Fallen, wie er leibte und lebte, stand stets in seinem Kopfe. Rasch wie der Blitz schleuderte er Summen geringeren Kalibers auf den marmornen Zähltisch, ohne einen zweiten Blick darauf zu werfen, denn sie mußten stimmen; flüchtig wie ein Gedanke rechnete er die schwierigsten Aufgaben im Kopfe, wozu Andere Feder und Papier herbeischafften und bedächtig sich daransetzten; im Kennen der Münz- und Papiergeldsorten, welche in aller Herren Länder sich kreuzen, im Wechsel und Umtausch, im Kauf- und Rückkauf, kurz im Soll und Haben suchte er seinen Meister. Aber wehe Dem, der an den Geldtisch trat, unnöthige Fragen und Bemerkungen aufwarf, bedächtig die empfangenen Gelder nachrechnen und abzählen wollte, ohne an die Nachdrängenden zu denken, welche Platz suchten! Er mußte sich auf eine Fluth sonderbarer, unliebsamer Complimente gefaßt machen, die aus dem hitzigen Cassier herauskollerten. Wo Worte nicht reichten, ein Ruck — und der schimmernde Haufen flog mitten in's Zimmer! So war Flessa ein Schreckensbild für alle Ausläufer, Lehrlinge und Commis, und für die selbstständigen Kaufleute bald ein Gegenstand des Lobes oder Scherzes, bald der Verachtung, bald des Streites. Natürlich tauchten Klagen der Menge nach auf; aber Flessa diente seinem Geschäfte seit fünfzehn Jahren treu und redlich, arbeitete für Zwei, und der Chef des Hauses lebte nach und nach der Ansicht, das könne einmal nicht anders seyn.

Ein unerklärliches Bangen, ein leichtes Zittern überkam den Jüngling, als er die paar Stufen zum Wechselbureau hinaufstieg, und in den kleinen, aber belebten Raum eintrat. An den Wänden treiben sich die unvermeidlichen Engländer mit den engen Carréhosen herum, und studiren

mit bewaffneten Augen die Börsenzettel, um ihre Papiere möglichst hoch dem Continent zu verkaufen. In der Mitte stehen gesonderte Gruppen von Geschäftsleuten beisammen, um wie an einer kleinen Börse mit den lebhaftesten Gesticulationen und leiser Stimme ihre Geschäfte zu verhandeln. Zwischen Allen hindurch drängen sich leichtfüßige Comptoirzöglinge, erringen gewaltsam einen Platz am Zahltische, und breiten ganze Bündel Coupons aus, diese papiernen, kostbaren Geldfrüchte, welche sie zu Hause mit gewandter Scheere vom fruchtbringenden Stammkapital getrennt. Daneben harren Pensionisten und Wittwen mit einem oder zwei Coupons in der Hand, und pressen krampfhaft die kleinen Streifen zwischen die Finger. So sorgfältig das Geldblättchen das Jahr über im geheimsten Fächlein zwischen Familienpapieren, Tauf- und Todtenscheinen verwahrt wurde, so sehnsüchtig wird sein Verfalltag herbeigewünscht, denn es bildet einen wichtigen Posten im Familienbudget. Endlich fällt mit vor Aufregung zitternder Hand der Todesschnitt, und der Cassier muß klingende Münze dafür zahlen, wenn er auch wenige Prozente für die fehlenden Tage abziehen sollte. Allüberall aber lauschen und schachern Juden, unermüdlich im Anbieten, im Feilschen.

Eilfertig drängt sich Anton durch die Coupons- und Geldschaar, hebt hoch seinen Sack über das Haupt empor, und sucht mit lauter Stimme die Andern zu überbieten. „Herr Cassier! ich bitte für 1760 Gulden um Gold, wenn möglich Dukaten, für W. et Compagnie. Bitte recht sehr: mein Herr Prinzipal wartet darauf.“ Keine Antwort!

Noch einmal und noch lauter ruft der Lehrling seine Bitte. „Soll nur warten; wer Zeit zum Warten findet, kommt überall durch!“ brummt mißmuthig der Wechsler und fährt fort zu zählen. „Nun,“ herrscht er die nächste Sekunde herüber, „werden Sie bald aufzählen oder nicht?

Brauchen Sie vielleicht einen Bedienten? Erst hat die Geschichte Eile über Eile, und jetzt steht der gnädige Herr Lehrling da, hält fünf müßige Finger an jeder Hand, und macht Augenparade. Soll ich vielleicht auf Sie warten, he?"

Eine Minute später liegt das Geld aufgezählt. Der Cassier überfliegt es mit den Augen, fegt mit einem Striche die Marmorplatte rein, und die einzelnen Geldsorten kutschiren klingend und klappernd in die verschiedenen Behälter. „Dukaten stehen 5 fl. 33 kr., 1760 Gulden macht 317 Dukaten!" Und noch während er spricht, stürzt er mit beiden Händen das Gold auf den Tisch, und wirft einige Silbermünzen als Ausgleichung dazu. „So! — richtig! Vorwärts!" mahnt der Cassier ungeduldig, weil bereits andere Personen nachdrängen und auf Abfertigung harren. „Wird's bald? Nachzählen, einpacken, abräumen — flüchtig! Hat denn Ihr Prinzipal keinen langweiligern Patron im ganzen Geschäfte? Ihr Schulmeister soll Ihnen keck das Lehrgeld für's Rechnen zurückzahlen, dann fangen sie von vorn an, verstanden? Vorwärts oder ..." Die Stimme brüllt, der Fuß stampft, und plötzlich gibt die Faust dem Tisch einen mächtigen Stoß, die letzten Dukaten rollen und kollern mit hellem Klang auf den Boden, und der Lehrling stürzt ängstlich hintendrein, um keinen zu verlieren.

Der Jüngling athmete tief auf, als er wieder auf der Straße stand, und wischte sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne. Eilig suchte er den Heimweg und überbrachte das Geld. Der Buchhalter controllirte, rechnete und rechnete wieder, es wollte nicht stimmen. „Herr Maurer," fragte er endlich, „haben Sie denn das Geld nachgezählt? Nach meiner Rechnung fehlen vier Dukaten. Wie viel Stück bekamen Sie?"

„Ich hatte 317 Stück zu erhalten; so viel rechnete Cassier Flessa aus, und so viel sollen es seyn. Er warf

das Geld auf den Tisch, schimpfte, tobte und wüthete — ich zählte rasch nach, so gut als es immer möglich war; beim letzten Hundert aber stieß er das Geld hinweg, mehrere Goldstücke flogen auf den Boden, und ich mußte nur sorgen, daß keines verschwand." Mit diesen Worten stülpte Anton den Geldsack um — er war leer; er zählte das Geld selbst nach — es fehlten vier Dukaten.

„Immer und ewig die alte, brutale Geschichte mit diesem Menschen!" bemerkte der Buchhalter und schob das Geld zusammen. „Ich will dieses dem Herrn Prinzipal einstweilen abliefern; Sie aber eilen sogleich zurück und melden den Abgang mit der Erklärung: daß ich den Betrag doppelt nachgezählt habe. Gehen Sie nur gleich! Einen Gulden wollte ich darum geben, wenn wir mit diesem unbändigen Wildfang Nichts mehr zu schaffen hätten."

Anton eilte auf das Wechselbureau zurück, und betrat mit Bangen und Schrecken zum zweiten Male den gefürchteten Platz. Die Leute hatten sich ein wenig verlaufen, und er konnte ungehindert an den Zahltisch treten. „Herr Cassier," hob er schüchtern an, „das Geld war nicht richtig. Sie haben mir vier Dukaten zu wenig gegeben. Der Herr Buchhalter hat es wiederholt nachgezählt: es fehlen vier Stück."

„Was? — fehlen?" fuhr dieser wild auf, kaum fähig, einen Ausbruch ungezähmter Wuth zu unterdrücken. „Das Geld wurde Ihnen vorgezählt und hat gestimmt. Der Herr Buchhalter kann nachrechnen, so lange er Lust hat. Sie haben den Betrag gewechselt und Sie hatten zu zählen. Verstanden? — Wenn Sie das nicht können, so bleiben Sie zu Hause."

„Ich kann zählen," versetzte der Lehrling etwas beherzter; „aber Sie schleuderten mir die Goldstücke auf den

Boden. Noch einen Augenblick, und ich hätte das Versehen sicher entdeckt."

„Wie?" tobte der Cassier, während seine Augen vor Wuth funkelten, der kurze Hals sichtlich anschwoll und alle Glieder fieberhaft zitterten; „wie, mir möchten Sie die Schuld aufbürden? Glauben sie, ich kann stundenlang warten, bis jeder Gelbschnabel ausgedoctert hat? — Solche Landjunker, die außer Kreuzern und Pfennigen keine Münzsorte kennen, sollen daheimbleiben, hinter dem Dungkarren hertraben und Schweine hüten, aber nicht als Lehrlinge in großen Handlungshäusern serviren wollen. Da heißt's: Die Augen auf oder den Geldbeutel! Comprenez-vous?"

„Halten Sie gefälligst Cassasturz," bat der Lehrling ernst und ruhig, ohne auf die Beleidigung zu achten, „und die Differenz wird sich ohne Zweifel zeigen. Es muß sich finden!"

„So, so," höhnte der herzlose Wechsler, „es muß sich finden? Der Bursche hält meine Casse für ein Portemonnaie, das man jede Minute dreißigmal öffnet, umstürzt, zählt, wieder füllt und zupatscht — ganz nach Belieben. Nur keine unnöthige Hoffnung! Die Augen auf oder den Geldbeutel! Ich sage Ihnen, daß kein Kreuzer zurückgegeben wird, und wenn sich tausend Thaler Ueberschuß fänden. Was einmal in der Casse ist, bleibt unwiderruflich darin, und was draußen ist, verlange ich nie mehr zurück. Abgemacht ist abgemacht. Merken Sie Sich's fein: die Augen auf oder die Börse! Ihr Geld stimmte, und damit Punktum — ein- für allemal — Punktum!"

„Das Geld war nicht richtig," entgegnete Anton bestimmt, „sonst könnten keine vier Stücke fehlen. Beim Herabfallen konnte keines verloren gehen, und ich schnürte hier im Zimmer meinen Sack fest zu und überlieferte ihn zu

Hause in demselben Zustande prompt und sicher. Ich bitte nochmals: stürzen sie Ihre Casse! Ich bin arm und kann unschuldiger Weise ein solches Defizit nicht ersetzen."

„Gerade weil Sie arm sind," versetzte der Cassier mit einem teuflischen Blicke, „konnten Sie wahrscheinlich so ein paar Goldfüchse recht gut brauchen. Ersetzen Sie nur..."

„Still!" donnerte der Lehrling über den Zahltisch, und, die Gestalt gehoben, die Wangen todtenbleich, das Auge düster glühend, streckte er beide Hände wie zur Abwehr des schweren Verdachtes dem Frevler entgegen, der rücksichtslos sein bestes Gut und Erbe, die Ehrlichkeit, seinen guten Namen mit Füßen trat. „Vergessen Sie Sich nicht, Herr Cassier," rief der Jüngling mit vor Erregung zitternder Stimme, „ich bin arm, doch ehrlich, und habe nie einen Heller veruntreut. Ich aber kenne Leute, die in roher Brutalität offenes Unrecht begehen, fremdes Gut gegen Recht und Gewissen zurückhalten, und um kein Haar höher stehen, als Gauner und Betrüger."

Anton entfernte sich, um weiteren Scandal zu verhüten, und nahm tiefes Weh, einen stechenden Schmerz mit fort. Die reine Blüthe war befleckt, mit dem Gifte des Argwohns besudelt, das frohe Bewußtseyn geknickt. Flüche und Scheltworte hallten ihm aus dem Bureau nach und gaben ihm das Geleite.

Der Lehrling eilte nach Hause und berichtete dort seinem Prinzipal unumwunden den ganzen Vorgang. Dem Berichte folgte ein halblautes, zweifelhaftes „Hm, hm!" und ein stechender, durchdringender Blick, der sich wie ein Pfeil in die Augen, in das Herz des Erzählers zu bohren suchte. O, der arme Jüngling ahnte die Bedeutung dieses Blickes, wenn auch sein Herr ihm keine Worte lieh! „Daß Cassier Flessa das Geld vom Tische schob," sprach endlich der Chef, „ist und bleibt unrecht; daß er sich

weigerte, Cassasturz zu halten, deßgleichen, und ich werde hierüber mit dem Prinzipal des Geschäftes allen Ernstes Rücksprache nehmen; daß aber Cassier Flessa sich verzählt haben soll, klingt mir unwahrscheinlich. Auf jeden Fall war es Ihre Pflicht als acceptirender Theil, den gezogenen Posten am Platze selbst nachzucontrolliren. Sobald Sie das Bureau verlassen, ist alles Recht verloren. Uebrigens sind mir solche Auftritte äußerst unangenehm, und ich wünsche unbedingt, daß dieses der erste und auch der letzte Fall der Art gewesen seyn möge. Sie haben 1760 Gulden in Silber erhalten und werden so viel an Geld abliefern. Ich kann davon der Ordnung halber nicht abgehen."

„Ich wollte mir gerne den dreifachen Betrag abkargen," versicherte Anton, kaum fähig, die perlenden Thränen zu bannen, „wenn ich damit diesen furchtbaren schwarzen Verdacht von mir abwälzen könnte. Cassier Flessa wird nicht nachzählen, und so muß ich für alle Zeiten gebrandmarkt herumgehen. Doch nein, Gott ist gerecht: es wird, es muß sich noch finden!"

In sehr gedrückter Stimmung verließ Anton das Comptoir des Prinzipals. Beim Heraustritte leuchteten ihm die schadenfrohen Gesichter Pfeifer's und Reinganum's entgegen, und ihr widerliches, spöttisches Lachen verfolgte ihn von Zimmer zu Zimmer.

3. Ehrlich währt.

Gar viel hab' ich versucht, gekämpft, ertragen;
Das ist der tiefen Sehnsucht Lebenslauf,
Daß brünstig sie an jeden Fels muß schlagen,
Ob sich des Lichtes Gnadenthür thät' auf,
Wie ein verschütt'ter Bergmann in den Klüften
Heraus sich hauet zu den heitern Lüften.

J. v. Eichendorff.

Wir dürfen gut sechs Wochen in unserer Erzählung vorwärts eilen. Wozu auch den verkannten Jüngling in

dieser düstern, unheilvollen Zeit begleiten, die zu dem Schlimmsten zählt, was die Falten seines Gedächtnisses bergen, und heute noch, wenn der Gedanke in die Vergangenheit zurückschweift, darin schmerzlich nachzittert? Von jenem verhängnißvollen Tage an schlug das Benehmen des Prinzipals gegen Anton, das sonst so freundlich, so herablassend gewesen, vollständig um: er wurde ernst, streng, mißtrauisch. Mancher schöne Auftrag, der dem Abgesandten Ehre, Freude und Gewinn eintrug, wurde Anton absichtlich entzogen, er mochte die Kränkung noch so tief, noch so schmerzlich empfinden. Und das Beispiel des Chefs tönt natürlich sofort im ganzen Personale wieder, vom ersten Buchhalter bis zum letzten Ausläufer, schlägt ein wie ein elektrischer Funke, und entzündet gleiches Gebahren nach allen Richtungen. Die Buchhalter und Commis zogen sich schroff von dem vervehmten Lehrlinge zurück, behandelten ihn barsch und rügten jedes, selbst das geringste Versehen, scharf und rücksichtslos. Reinganum und Pfeifer aber förderten aus dem dunklen Schachte ihrer Herzen eine außerordentliche Erfindungskraft für Tücke jeder Art an's Licht, und zeigten eine bewunderungswerthe Virtuosität, den verhaßten Nebenbuhler täglich auf's Neue, täglich bitterer zu höhnen, auf's Neue zu quälen und zu verdächtigen. Sie konnten ungestraft agiren, denn Anton stand wehr- und schutzlos da. Er hatte ja die fehlenden vier Dukaten ersetzen müssen und hatte auch den Abgang ersetzt, galt also für verurtheilt, für schuldig in bester Form, und gegen ein solches Urtheil existirt, auf Erden wenigstens, keine Appellation.

Maurer mußte das Defizit decken. Er sah ein, daß jede Widerrede, jedes Betheuern fruchtlos verhallen und er dem einflußreichen, mächtigen Cassier gegenüber unbedingt überall verlieren würde. Er wollte sein Unheil nicht ver-

mehren; Ersatz mußte geschafft werden, — aber womit? Dem Chef die fehlende Summe in Fristen heimzahlen, wollte und durfte er nicht, denn jeder neue Zahlungstermin hätte die kaum vernarbte Wunde frisch aufgerissen und neuen Stoff zum Tadel geboten. Nach langem Hin- und Hersinnen wandte er sich, es mochte ihm noch so schwer fallen, an einen ältern Commis des Hauses, der ihm für manche Gefälligkeit verbunden war. Der Mann zauderte, zog die Schultern in die Höhe, machte bedenkliche Miene und — suchte eine Ausrede. Neues Flehen, neue Versicherungen! Endlich ließ er sich bereit finden, zweiundzwanzig Gulden unter der ausdrücklichen Bedingung herzugeben, daß Maurer jeden Kreuzer seiner kleinen Einnahme sofort zur Heimzahlung des Darlehens verwenden müsse. Die Noth bricht Eisen, und der Bedrängte gestand Alles zu, wenn auch sein Herz blutete bei dem Gedanken an die lieben Seinen, die jetzt lange, lange Wochen vergeblich auf seine Zuschüsse warten mußten, — wiewohl sein Geist zitterte und bebte vor den mancherlei schweren Verpflichtungen, die mit Einem Schlage wie Eisenschrauben sein Daseyn umklammerten.

So standen die Dinge, und hatten trotz der sechswöchentlichen Dauer durchaus nichts an ihrer Trostlosigkeit verloren. Es läßt sich denken, daß Anton tagtäglich seine Augen, sein Herz zu dem einzigen Richter erhob, der hier noch Recht schaffen konnte, zu dem lieben Gott im Himmel. In aller Frühe sprang er auf und eilte in den Dom, um sich Muth und Stärke für die Leiden des Tages zu erflehen. Führte ihn am Tage sein Weg vorüber, so trat er gewiß in das alte, ehrwürdige Gotteshaus und sprach ein kurzes, andächtiges Gebet. Und wenn die Nacht längst ihre dichten Schatten herniedergesenkt, und der Mond neugierig in das Mansardenstübchen hereinlugte, als suche er

einen Begleiter auf seinen Wandergängen, kniete der Lehrling noch vor seinem Bette und flehte aus tiefstem Herzensgrunde — nicht um Glück, nicht um Geld und Reichthum, sondern um die Rettung seines ehrlichen, unbescholtenen Namens. „Lieber Vater," rief er mehr als einmal im Uebermaße des Schmerzes, „erbarme Dich! Wenn es Dein heiligster Wille ist, so nimm die drückende Schande, die auf mir lastet, hinweg. Nichts verzeiht der Geschäftsmann schwerer als Untreue, und ich werde die Stelle verlieren, welche mich und die Meinigen seit Monaten erhält. Erbarme Dich, allgütiger Vater; doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!"

So oft ein Dienstag nahte, eilte der Lehrling mit doppelt freudigem Muthe zur Kirche, und wandte sich vertrauensvoll zu seinem Namenspatron, dem heiligen Antonius. Er ist ja ein mächtiger, werkthätiger Fürbitter am Throne des Allerhöchsten in jeder Noth, und schon Tausende haben dieß in den bittersten Leidensstunden erprobt. Auch heute finden wir Anton dort. Die heilige Messe ist längst vorüber, und noch immer kniet er am Fuß des Altars. Nur mit großer Mühe kann er sich endlich von der hehren Stätte göttlichen Schutzes trennen, denn düstere Ahnungen umweben seinen Geist, als sollten die schwersten Prüfungsstunden erst über ihn hereinbrechen. Endlich steht er auf, erhebt noch einmal das thränenumflorte Auge bittend zu dem Bilde des Gekreuzigten, zu seinem heiligen Namenspatron, und eilt hinweg.

Bei seiner Rückkunft hört er schon von ferne Reinganum und Pfeifer in seinem Stübchen mit einem Fremden verhandeln, und mitunter laut und gellend auflachen. Sobald er öffnet, tritt ihm ein Herr entgegen und überreicht ihm süß lächelnd ein Blatt Papier. Täuschen wir uns nicht! Es ist eine Rechnung, nichts mehr und

nichts weniger. „Wir werden über die Sache sprechen," bemerkte Anton, mühsam nach Fassung ringend, „sobald diese Herren mein Zimmer verlassen haben."

„Bitte recht sehr, Herr Banquier," erwiederte Reinganum und machte eine tiefe Verbeugung, „wir wollen Sie in Ihren Wechsel- und Geldgeschäften durchaus nicht stören, und werden sogleich die Börse räumen."

„Ja wohl!" spottete Pfeifer, während Beide abzogen. „Nur scheint mir, die Geschäfte wandeln im Zeichen des Krebses, und schreiten rückwärts statt vorwärts. Gute Verrichtung!"

„Ich hatte so eben die Ehre," bemerkte der Frankfurter Schuhmachermeister, denn ein solcher war der feingekleidete Herr, „Ihnen für mehrere Fußbekleidungsgegenstände, die in meiner Fabrik theils neu gefertigt, theils reparirt wurden, einen Conto von neun Gulden zu überreichen, und erlaube mir Ihrem eigenen Versprechen gemäß um gefällige Berichtigung dieser Kleinigkeit zu bitten."

„Für den Augenblick ist mir das mit dem besten Willen unmöglich," erklärte der Lehrling verlegen. „Ich mußte die Stiefel für meine Ausgänge haben, und weiß wohl, daß ich in zwei Raten pünktlich zu zahlen versprach. Mein Wort ist gebrochen — nicht durch meine Schuld. Ein Ersatz, der unschuldig mich getroffen, hat seit sechs Wochen meinen ganzen Verdienst aufgezehrt, und wird ihn weitere 14 Tage verschlingen. Gedulden Sie Sich bis dahin! Ich werde sodann unverweilt und pünktlich . . ."

„Ja!" meinte der noble Handwerksmann gedehnt, „das sind Worte, recht schöne Worte, doch klingende Münze wäre mir lieber. Die beiden Herren, welche so eben hinausgingen, haben mir bereits von Ihrem Malheur mehr erzählt, als ich zu hören wünschte, und ich frage: wie

dann, wenn Sie vielleicht nach vierzehn Tagen nicht mehr in diesem Geschäfte serviren? Wie dann?"

Mehr als überrascht wich Anton einen Schritt zurück, und preßte die Hand auf das stürmende Herz. Seine Verfolger hatten wacker vorgearbeitet. „Auch dann," stieß er endlich mühsam hervor, „werde ich ehrlich bezahlen. Glauben Sie diesen Leuten nicht! Sie erhalten Ihr Geld, so wahr Gott im Himmel thront, und sollte ich es mit der Hände Arbeit im sauern Taglohn erringen müssen."

„Gut!" meinte der Bekleidungskünstler, gerührt von der ernsten, reinen Absicht, die unzweideutig aus diesen Worten sprach und ihm bei seinen Schuldnern so selten aufstieß; „gut, vierzehn Tage ist keine Zeit. Ich habe Kunden, die Jahre lang borgen; dafür kenne ich diese Leute und weiß, daß einmal Zahlung erfolgt, oder ich empfange ein vollgültiges Pfand. Sie aber können mich nicht einmal versichern, daß Sie nach zwei Wochen noch an Ihrem Platze sind. Ich lese das auf Ihrem Gesichte. Was dann, wenn Sie keine andere Arbeit bekommen?"

„Ich kann kein Pfand geben," versicherte der Lehrling kleinmüthig, „weil ich Nichts besitze; mein Wort hat weder Klang noch Werth, weil die Noth es brach; meinen ehrlichen, festen Willen, Sie um jeden Preis zu zahlen, verschmähen Sie. Was dann? . . . Waren Sie denn," fuhr er nach kurzem Bedenken, wie von einem guten Gedanken beseelt, beherzter fort, „waren Sie nie in der Fremde? Standen Sie niemals arm, einsam, verlassen, verhöhnt und gedrängt mitten unter lauter fremden Leuten? Wenn je, so erinnern Sie Sich dieser Stunden, gedenken Sie der edlen Männer, die dort Ihnen halfen, und thun Sie jetzt aus Rücksicht ein Gleiches mit mir!"

„Wohlan, es sey gewagt!" entschied sich der Meister und ließ seine Zweifel fallen. „Ihr offenes Auge wird

mich nicht täuschen. Nach zwei Wochen beginnt Ihre Zahlung, wie Sie können, in großen oder kleinen Raten, und empfehle ich mich alsdann zu Ihren weitern Diensten. Sollten Sie aber Ihr Wort nicht halten, so werden Sie mir nicht verübeln, wenn ich alsdann zu Ihrem Herrn Prinzipal gehe und allen Ernstes auf Zahlung dringe."

Der Lehrling erneuerte sein Versprechen, und geleitete den Meister bis zum Hausthore, um weiteren Hetzereien vorzubeugen. Sodann eilte er in das Comptoir.

Der einzige und erste Mann, welcher ihm hier entgegentrat, war sein Gläubiger. „Ach, Sie kommen mir wie gerufen, Herr Maurer; ich warte schon eine gute halbe Stunde auf Sie." So lautete die Begrüßung, ohne eines guten Morgens zu gedenken, oder den schüchternen Gruß des Lehrlings zu erwiedern. „Wäre es Ihnen denn nicht möglich, mir den kleinen Rückstand von acht Gulden vollends heimzuzahlen? Heute geschähe mir wirklich ein Gefallen damit."

„Ich habe Nichts, gar Nichts!" entgegnete Anton außer aller Fassung und hielt die leeren Hände hin. „Seit sechs Wochen liefere ich jeden Kreuzer an Sie ab, den ich einnehme, und werde so pünktlich fortfahren, bis meine Schuld getilgt ist. Mehr kann ich nicht leisten."

„Ich glaube das. Würde ich übrigens geahnt haben, daß die Sache sich so lange hinziehen könnte, so hätte ich nie und nimmer eingewilligt. Bedenken Sie nur selbst: seit drei oder vier Tagen haben Sie keinen Heller mehr heimgezahlt!"

„Ich habe Nichts eingenommen. Das ganze Haus, die ganze Welt hat sich gegen mich verbunden. Man entzieht mir rücksichtslos die bessern Gänge, und ich bin jetzt tausendmal schlimmer daran, als in den ersten Tagen meines Hierseyns."

„Ich begreife aber auch nicht — nehmen Sie es mir nicht übel! — wie Sie die ganze Geschichte so tölpelhaft anfangen konnten. Bei solchen Fällen gibt's nur einen Weg: ersetzen, ohne ein Wort zu verlieren, und sich auf einer andern Seite schadlos halten. Man muß in Allem ein Bischen Takt und Weltläufigkeit haben! Sie schlugen ein großes Geschrei auf, appellirten mit Ihrer Ehrlichkeit an Gott und die Welt, und — mußten doch zahlen. Der Schwache unterliegt immer. Das ist sein Erbtheil und wird es bleiben. Ihr College Reinganum mußte vielleicht schon zwanzigmal ersetzen. Er verlor kein Wort darüber, und wußte sich zu helfen."

„Mit Reinganum und Pfeifer kann ich nicht gehen!" bemerkte entschieden der Lehrling.

„Ich fordere Sie auch nicht dazu auf," erwiederte verdrießlich der Commis. „Das sind Ansichten. Uebrigens wäre es mir sehr erwünscht, wenn Sie während des Tages die kleine Summe beschaffen könnten."

Der Eintritt mehrerer Personen unterbrach das Gespräch, und Anton ging langsamen Schrittes an die Arbeit. O, eine Schnecke hätte heute die Feder gewiß schneller geführt, und jede Maschine das Geschäft nicht weniger mechanisch gefördert! Wie auch anders? Der Geist des sonst so wackern Arbeiters schweifte weit, weit in der Fremde herum, schmiedete tausend Pläne und verwarf sie wieder, denn allüberall stieß er auf dasselbe Grundübel, den Mangel an Metall, an klingender Münze.

Der Jüngling glaubte den Becher der Widerwärtigkeiten bis auf die Hefe geleert zu haben. Er täuschte sich sehr. Wo einmal die Noth hereinbricht, kommt sie mit zahlreichem Gefolge, und stürmt mit hundert und hundert Alliirten auf den armen Erdensohn los. Wehe dann, wenn

das Herz nicht festgläubig dasteht und im Vertrauen auf Gott seine Stütze sucht!

Gegen eilf Uhr trat der Briefbote ein, und überbrachte außer vielen Geschäftsdepeschen auch ein Briefchen an Anton Maurer. Es war die Hand und das Siegel seines Wohlthäters, des Lehrers. Hastig erbrach er das Schreiben und las folgende Zeilen:

„Lieber Anton!

„Ich ergreife die Feder, weil wir schon lange vergeblich auf einige Zeilen von Dir warten. Du hast „Deiner braven Mutter seit sechs Wochen nur zweimal „und seit drei Wochen gar nicht mehr geschrieben. Dein „letzter Brief war so kurz, so abgerissen und verworren, „daß das Mutterauge zwischen den Zeilen Unglück las. „Ein Mutterherz fühlt und ahnt klarer und deutlicher „für sein Kind, als jedes andere Geschöpf. Was ist mit „Dir? Bist Du krank, so bitte Gott und seine gnadenreiche Mutter um Beistand, laß einen Andern schreiben, „und wir werden Alle nach Kräften helfen. Hast Du „keinen Verdienst, so stelle Deine Zuschüsse auch fernerhin ein. Deine Mutter und Deine Geschwister wollen „sich recht gerne behelfen, und mit tausend Freuden ihren „kargen Verdienst mit Dir theilen. Wandelst Du auf „schlimmen Wegen, o so kehre pfeilschnell um! Der liebe „Gott nimmt jeden Augenblick verirrte Schäflein liebreich wieder auf. Bist du sonst unglücklich, vielleicht „ohne Verschulden, so baue auf den allgewaltigen Herrn, „der die Meere glättet und den Winden gebietet. Nur „schreibe! Deine arme Mutter hat sich seit Wochen abgehärmt, gekümmert und geweint, und ist nun ernstlich „krank. Schreibe offen, wie es steht! Wenige Zeilen „werden die Leidende mehr beruhigen, als jede Medizin.

„Ich durfte Dich als Schüler nie zum zweiten Male „mahnen. Möge es auch hier der Fall seyn!

„In aller Liebe und Freundschaft

Dein Lehrer

M. W."

Anton schob den Brief in seine Brust, ließ das Haupt auf seine Hand sinken, und bald brach Thräne um Thräne sich Bahn über die bleiche Wange auf das voluminöse Lagerbuch. Er hatte von Stunde zu Stunde gezögert, um die Seinen nicht zu betrüben, und jetzt war die Mutter, sein theuerstes, sein kostbarstes Kleinod auf Erden, krank — krank durch sein Verschulden. O wie wohlthuend hallten in diesem Augenblicke die Worte des Lehrers wieder im gebeugten Herzen des Jünglings! Er hatte ja seine Lage erkannt, leidend ohne Schuld, und mit wenigen Worten den einzigen, den besten Trost gegeben. An diesen Trost klammerte sich Anton mitten im tosenden Sturme, der die junge Blüthe zu knicken drohte, und ließ sein Gottvertrauen nicht sinken. Der Jüngling dachte nicht mehr an die Arbeit. Sein Geist weilte in der Heimath, am Krankenbette der Mutter, und ließ ihn weit Schlimmeres ahnen, als der Brief meldete.

Die Stimme des eintretenden Prinzipals schreckte ihn empor aus dem starren Hinbrüten. „Ist Herr Reinganum nicht hier?"

„Nein!"

„Herr Pfeifer auch nicht?"

„Nein!"

„Gut, dann können Sie, Herr Maurer, das Geschäft übernehmen. Cassiren Sie diesen Wechsel von 1230 preußischen Thalern, wo möglich in Scheinen, bei

Reich et Comp. über die Mittagszeit ein. Zwischen drei und vier Uhr bedarf ich die Summe."

Der Kaufherr trat zurück, und der Lehrling verbeugte sich.

Eine gute Stunde später sehen wir Anton aus dem Dome treten, wo er im Vorbeigehen für einige Augenblicke eingesprochen. Wir staunen nicht wenig: das Auge blickt klar und beruhigt, ich möchte sagen heiter d'rein, als habe seit Wochen kein trübes Wölkchen die jugendliche Stirne umdüstert. Man sollte glauben, der Jüngling habe am Borne der Vergessenheit getrunken und denke nicht mehr an die Dränger, nicht mehr an Mutter und Geschwister. Oder hat etwa das kurze, herzinnige Gebet, das er an geheiligter Stätte gesprochen, seine gekränkte Ehre wieder hergestellt und mit unsichtbarer Münze den herben Verlust, der ihm seit Wochen die Ruhe raubt, drei- und vierfach ersetzt? Wir erhalten keinen Bescheid, denn er eilt freien Blickes und behenden Schrittes durch Gassen und Gäßchen nach dem Bankhause, um seinen Auftrag zu vollziehen. Wer sollte wohl jetzt, nachdem Wochen verflossen und die Gemüther beschwichtigt sind, Anstand nehmen, zwischen Cassier und Lehrling zu entscheiden, wenn er das Gebahren Beider betrachtet? Gelassen und mit freundlichem Gruße tritt Letzterer an den Zähltisch, präsentirt den verfallenen Wechsel, und setzt, wie ihm befohlen, bei: „Der Herr Prinzipal wünschen, wo möglich, preußische Cassenscheine."

„Hm, hm!" brummt der Cassier, reißt, ohne aufzublicken, den Wechsel von der Marmorplatte hinweg, stürmt damit an sein Pult, schlägt Schieber und Behälter auf und zu, und schimpft und raisonnirt in Einem fort in den Bart hinein, Niemand weiß worüber und warum? Dann rumort und klappert er von Fach zu Fach

in der Casse, ordnet an einem Nebentische die Scheine, und zählt und berechnet sie doppelt. Bei Allem aber vermeidet er es ängstlich, dem ernsten, vorwurfsvollen Blicke des Jünglings zu begegnen, der verwundert diesem Treiben zusieht. „Hier!" ruft er endlich und schleudert das Paket Scheine auf den Zähltisch; „doppelt gezählt und richtig. Controlliren Sie nach, denn ich ersetze niemals, so wenig ich Etwas zurückverlange!"

„Gut!" bemerkt der Lehrling und beginnt die Revision.

In diesem Augenblicke naht sich von außen ein wildes, verworrenes Getöse, ein Stampfen, Schieben und Stoßen, ein Rufen, Summen und Lärmen, als wenn Hunderte von Männern und Frauen, Knaben und Mädchen im entfesselten Reigen durcheinander stürmten und um die Wette schrieen, jauchzten und heulten. „Bankerott — — Bankerott! — Er ist entflohen! — Alles, Alles verloren — eine halbe Million!" ächzt ein heiserer Ruf über Alle hinweg, und man denkt sich unwillkürlich als Begleitung zu dieser gepreßten, kläglichen Stimme ein paar Hände, die in Verzweiflung die Haare zerraufen. Die Thüre springt auf, und herein stürmt der bunte Knäuel, dichter und immer dichter, bis nicht eine Mücke mehr auf dem Boden Platz findet. „Still! ruhig!" rufen Alle zu gleicher Zeit. „Berathung — still!" Jeder schreit nach Ruhe, Jeder hat verloren, und Keiner kann sich fassen. Ei, ei, was doch ein halbes Milliönchen bei diesen jüdischen Speculanten und christlichen Juden nicht Alles vermag! Mit einem Schlage wirft es die gewichtigsten Männer aus der Rolle.

Sobald die aufgeregte Masse hereinstürmte, packte Anton rasch die empfangenen Scheine zusammen, und steckte sie in seine lederne Handtasche. Es war höchste Zeit, denn im nächsten Augenblicke hatte er seinen Platz

verloren, ward widerstandslos hin- und hergetragen wie eine Feder im Sturmwinde, streifte die Thüre, zur Thüre hinaus auf die Straße, und fand sich auf einmal unter freiem Himmel. Der glühende, brausende Gluthofen mußte den armen Jungen von selbst ausgeworfen haben, so schnell, so unbegreiflich rasch verlief die ganze Expedition.

Besorgt sah der Lehrling nach den Papieren, und nahm seinen Weg durch ein wenig besuchtes Gäßchen, um dort das empfangene Geld summarisch zu überzählen. Der Betrag stimmte nicht. Voll Besorgniß und Unruhe eilt er nach Hause, auf sein Stübchen, und geht sogleich an eine genaue, gründliche Revision. Er zählt, rechnet und zählt wieder — das Geld stimmt nicht. Er mustert sodann genau jeden einzelnen Schein, legt die gleichen Sorten zusammen, notirt Stückzahl und Summen, multiplizirt und addirt — es klappt nicht. Er mag zählen und rechnen wie er will, auf und ab, vorwärts und rückwärts — immer bleiben zehn Fünfthalerscheine übrig. „So!" ruft jetzt der Lehrling triumphirend, nachdem er sich fest davon überzeugt und wohl zehnfach die Probe gemacht hat, „dießmal hat der unfehlbare Cassier sich selbst gefangen. Er will Nichts ersetzen, Nichts zurückfordern. Also gehört der Ueberschuß von Gottes- und Rechtswegen mir. Ganz gut!" fährt er halblaut fort, indem er 1230 Thaler für den Prinzipal in die Tasche legt und zehn Blätter auf dem Tische zurückläßt, „damit kann ich meinen Ersatz decken, meine Dränger befriedigen, und heute noch an meine Mutter schreiben, sie trösten und aufrichten und das Versäumte nachholen." Bei diesen Worten faltete er die Hände, und wollte Gott für das unerwartete Glück danken. Er wollte, aber er konnte nicht. Wohl bewegten sich die Lippen, doch hartnäckig sträubte sich das Herz, und kein

Wort des Dankes fand das andere. Unwillkürlich überlegte der Jüngling noch einmal seine Rede, sein Vorhaben. „Nein,“ meinte er zuletzt, „das ist nicht recht. Ich habe unverschuldet vier Dukaten ersetzen müssen, so viel und nicht mehr darf ich beanspruchen; den Rest muß ich dem Cassier zurückstellen.“

„Vorsicht — Vorsicht!“ flüsterte eine innere Stimme und suchte Zweifel auf Zweifel zu erwecken; „entweder Alles zurückgeben, oder Nichts. Sobald du einen Theil zurückbringst, schöpft der Cassier Verdacht, hält Cassasturz, entdeckt das Manco, und beschuldigt dich alsdann mit Recht der Untreue.“

„Mit Recht?“ wiederholte der Jüngling zweifelnd, senkte die Augen zu Boden und verlor sich in tiefes Sinnen. Vor ihm auf dem Tische lagen, scheinbar sein rechtliches Eigenthum, die Mittel, ihn zu retten, die Seinigen zu trösten und zu erhalten. Hatte nicht der Cassier, ein hochangesehener Mann, gerade so gehandelt? Hatte dieser nicht selbst sein Urtheil gefällt und er dadurch ein doppeltes Recht? Stellte er die Summe zurück, was blieb ihm zu erwarten? Die alte bedrängte Lage, vielleicht Hohngelächter zur Antwort und harte Scheltworte als einziger Lohn.

So kämpften und wogten zwei Stimmen in der jugendlichen Brust. Die eine säete Zweifel, ersann Scheingrund auf Scheingrund, Täuschung auf Täuschung, und malte in den schillerndsten Farben das scheinbare Recht, den materiellen Vortheil; die andere drang ernst auf strenge Rechtlichkeit und gewissenhafte Zurückgabe des fremden Gutes, es möge daraus kommen und entstehen, was nur immer wolle. O, diese erste Entscheidung eines Jünglings: ob recht oder schlecht, ist der Grenzstein zwischen Tugend und Laster, und wirkt bedeutsam, ja un-

endlich einflußreich für spätere Jahre, oft für das ganze Leben.

Es war ein kurzer, aber harter Kampf. Rascher und rascher rollt das Blut durch die Adern und dringt in feurigen, schwellenden Strömen zum Herzen, daß es hoch aufzuckt und die Brust sich hebt und senkt unter den gewaltigen Schlägen. Er will die qualvollen Zweifel bannen, die verzehrende Gluth dämpfen, und legt die Hand auf das Herz. Wie ein Blitzstrahl, der Alles zu Boden wirft, zuckt und flammt, wettert und leuchtet es in diesem Augenblicke durch alle Nerven, durch alle Fasern seines Körpers. Seine Hand ruht auf dem Madonnenbilde, dem einzigen und besten Erbe, das ihm seine Mutter beim Abschiede vertraut hat! Hastig reißt er es hervor, preßt es gewaltsam an die bleichen Lippen, stößt mit der andern Hand die Scheine in die Tasche, und ruft fest entschlossen, hoch begeistert: „Fort, fort, ihr trügerischen, blendenden Papiere! Ihr seyd nie und nimmer mein Eigenthum! Ich will meinem Gewissen, dem Worte meines Lehrers folgen, ich will euch zurückstellen, und die gebenedeite Jungfrau wird mich stärken und beschützen."

Aus der Ferne hallten, wie trauter, lieber Klang, die Schläge der Domuhr in das Stübchen. Ruhig und entschlossen nahm Anton die Mappe mit allen Scheinen, und trug sie auf das Comptoir seines Prinzipals.

„Das Geld ist nicht richtig, Herr Maurer," bemerkte dieser, nachdem er die Papiere überflogen hatte; „Sie bringen zehn Fünfthalerscheine zu viel. Woher kommt das? Haben Sie nicht am Platze selbst die Summe sogleich controllirt?"

„Nein! — ich hatte allerdings damit begonnen, konnte aber nicht enden. Es muß ein Bankerott ausgebrochen seyn, denn eine gewaltige Masse Leute stürmten in das

Zimmer zur Berathung, ich verlor meinen Platz, und stand wenige Minuten später auf der Straße. In einer Seitengasse prüfte ich das Geld und fand den Ueberschuß, zu Hause nochmals und fand ihn wieder."

„Ich habe nur 1230 Thaler zu bekommen," bemerkte der Kaufherr; „hier liegt der Mehrbetrag zu Ihrer Verfügung. Was werden Sie damit beginnen?"

„Ich will ihn sofort seinem Eigenthümer, dem Herrn Cassier Flessa, zurückerstatten."

„Wie? — Ich dachte, Cassier Flessa verlangt Nichts zurück und ersetzt Nichts: also sind die Scheine Ihr unbestrittenes Eigenthum."

„Das Geld wird und muß ihm fehlen. Er müßte es also ohne Zweifel ersetzen, und wird sich freuen, solches wieder zu erhalten."

„Ganz richtig, aber er zeigte vor einigen Wochen keine besondere Freude und Lust, Ihren Ersatz mitzutragen. Ich dächte also, wenigstens den Betrag, welchen Sie aus eigenen Mitteln, und wie mir nunmehr scheint, unverschuldet zu leisten hatten, könnten Sie mit Fug und Recht vornweg in Abzug bringen." Bei diesen Worten warf der Prinzipal einen scharfen, prüfenden Blick auf den Lehrling.

„Nein!" entgegnete dieser bestimmt. „Jener Fall zählt nicht zu diesem. Der Irrthum oder das Unrecht eines Andern gibt mir kein Recht zu Gleichem, und rechtfertigt niemals Selbsthülfe. Aber so viel ist gewiß," fuhr Anton mit erhöhter Stimme fort, „daß derselbe unfehlbare Cassier, der heute nach zweimaligem Zählen fünfzig Thaler zu viel gab, vor einigen Wochen in der Hast sicher und gewiß vier Dukaten zu wenig zählte."

„Ist das Ihr fester Entschluß?" fragte der Kaufherr wiederholt und trat einen Schritt näher.

„Ja, mein fester und der allein richtige.“

„So stellen Sie das Geld zurück,“ fuhr er fort und reichte dem Lehrling freundlich die Hand, „mir aber verzeihen Sie. Seit Wochen zog ich Ihre Rechtlichkeit in Zweifel, und habe Ihnen Unrecht gethan. Jeder Andere wäre über diese gefährliche Klippe gefallen. Von heute an stehen Sie bei mir wieder in vollem Credit, Niemand soll mehr eine Verleumdung wagen, und ich werde Sie für die vergangenen Tage zu entschädigen wissen. Stellen Sie das Geld unbesorgt zurück, und seyen Sie überzeugt, daß ich meine Leute als Chef mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen weiß, wenn sie widerrechtlich gekränkt und benachtheiligt werden.“

Anton wußte nicht, wie ihm geschah. Frohen Herzens und leichten Schrittes trat er den Rückweg an. „Herr Cassier,“ rief er schon beim Eintritte, „Sie haben mir . . .“

„Was?“ fuhr dieser wild auf. „Wieder der liebenswürdige Junge! — Wer Sie? — Was hab’ ich? —“

„Sie gaben mir vorhin . . .“

„Nichts gab ich, sag’ ich Ihnen, gar Nichts! Ihr Geld war richtig. Die Augen auf oder den Geldbeutel! Ich verlange Nichts zurück, ersetze aber auch heute so wenig einen Heller, als vor sechs Wochen.“

„Sie haben mir ja . . .“

„Nein, nein! ich habe nicht, durchaus nicht,“ tobte der unbändige Mann, und drohte über die Barrière zu springen. „Wer nicht zählen kann, muß zahlen. Glauben Sie, nach einer Stunde läuft man daher und verlangt nach Belieben Geld? Ja, Herrchen, die Augen auf oder den Geldbeutel! Vielleicht haben Sie heute wieder einige Scheine gebraucht, wie vor Wochen . . .“

„Pfui! — wie schlecht!“ schrie Anton wüthend hin-

über, sprang einige Schritte vorwärts und erhob drohend die geballte Faust. „Wer ohne Grund zeiht, ist selbst nicht rein. Nicht zu wenig, zu viel haben Sie mir gegeben, fünfzig Thaler zu viel!"

Todtenbleich vor Schrecken und sprachlos weicht der Cassier einige Schritte zurück. Seine Verlegenheit steigert sich noch unendlich mehr, als durch eine Seitenthüre Anton's Prinzipal mit dem Herrn des Bankhauses eintritt.

„Was gibt's hier?" herrscht zornig der Letztere und gewahrt erstaunt des Jünglings drohende Stellung.

„Ich habe diesem Manne fünfzig Thaler zurückgebracht, und er beschuldigt mich zum Danke dafür des Diebstahls," entgegnet der Lehrling bitter und läßt die erhobene Rechte sinken.

„Beruhigen Sie Sich! Ich kenne bereits durch die Güte Ihres Herrn Prinzipals das ganze Verhältniß, und die Sache soll bald entschieden seyn. Herr Cassier," wendete er sich ernst und streng zu dem überraschten, lautlosen Diener, „ich erwarte auf meine Frage die unbedingte Wahrheit! Dieser junge Mann mußte vor einigen Wochen durch Ihr Verschulden vier Dukaten ersetzen. Haben Sie an jenem Tage, gleichviel ob verlangt oder nicht verlangt, Ihrer Pflicht gemäß Cassasturz gehalten? Hatten Sie keinen Ueberschuß, und wie viel?"

„Ja!" antwortet dieser und schlägt verlegen die Augen zu Boden, während hohe Röthe verrätherisch seine Wangen färbt, — „ungefähr denselben Betrag."

„Wo ist das Geld? Warum wurde es nicht zurückbezahlt?"

„Das Geld liegt, in Papier eingeschlagen, hier in der Casse. Ich wollte und konnte mir dem Lehrling gegenüber

keine Blöße geben. Früher oder später hätte ich es ihm durch eine dritte Hand zustellen lassen."

„So! — Um also Ihrem Hochmuth zu fröhnen," betont der Banquier scharf, „begehen Sie ungenirt Unrecht und gefährden Ehre und guten Namen eines Andern. Wissen Sie denn, daß die ganze Existenz dieses Herrn auf dem Spiele stand? — So bringt man das beste Geschäft in Mißcredit. Sie werden wohl selbst einsehen, daß Sie diesen Posten nicht länger begleiten können. Treffen Sie Ihre Maßregeln darnach!"

Ein so rasches und strenges Urtheil hatte Niemand erwartet. Prinzipal und Lehrling verwandten sich angelegentlich für den unvorsichtigen Mann, besonders Anton konnte sich durchaus nicht beruhigen. „Nur keine Entlassung um meinetwillen!" bat er wiederholt. „Das würde wie ein Centnerstein auf meinem Herzen lasten und mich nimmer froh werden lassen."

„Ich will den Herren nachgeben," sprach endlich der Banquier nach längerem Bedenken, „und mein Wort zurücknehmen. Uebrigens verdanken Sie das, Herr Flessa, einzig und allein der Fürbitte dieses Herrn. Dafür erwarte ich aber zuversichtlich, daß dieses die letzte derartige Klage ist, welche an mich kommt, und daß Sie hinfort strenge Rechtlichkeit einem falschen Dünkel vorziehen werden. Die reclamirten vier Dukaten sind sofort ihrem Eigenthümer zurückzustellen. Und Sie, junger Mann," wandte er sich freundlich zu Anton und überreichte ihm die zurückgebrachten fünfzig Thaler, „werden diese Kleinigkeit als ein Andenken, als eine Entschädigung von mir acceptiren, wenn überhaupt bei solchen Fällen eine Entschädigung in Geld möglich ist."

Der Banquier drängte, der Prinzipal befahl, der Lehrling mußte gehorchen. — —

Als Anton kurze Zeit darauf wieder in sein Stübchen gelangte, reich, überreich, gerechtfertigt und zufrieden, zog es ihn nieder auf die Kniee, das Herz jubelte und dictirte heiße Dankesworte, die Lippen stammelten sie nach, Freudenthränen perlten darein, und nie ward vielleicht in diesem Raume ein Dankgebet so glühend, so inbrünstig und hochbegeistert wie heute zum Himmel gesandt. —

Die Erzählung geht zu Ende. „Das merken wir wohl,“ werden meine freundlichen Leser denken, „aber wir haben ein Recht, zu erfahren, was aus all' diesen Personen mit der Zeit, geworden ist?“ Ich will die Frage beantworten so gut ich vermag und selbst unterrichtet bin. Pfeifer überwarf sich mit dem Prinzipal, verließ das Geschäft, ging in die weite Welt, und ist seitdem spurlos verschollen. Reinganum lernte aus, und betheiligte sich später im festen Vertrauen auf sein reiches Erbe an einem großartigen Unternehmen, betheiligte sich aber auch nach wenigen Jahren an dessen großartigem Bankerott, und mußte bei Nacht und Nebel fliehen, um der Haft zu entgehen. Er soll jetzt in Kalifornien, dem Eldorado aller Gauner, mit den Goldgräbern nach verborgenen Schätzen suchen, und wir wünschen ihm aus ganzer Seele Glück dazu. Herr Cassier Flessa, schon ein betagter Mann, steht heute noch an seinem alten Posten, beliebt und geehrt in der ganzen Stadt. Seit jenem Vorfall nämlich hat er Niemand mehr gekränkt, und gar Viele, die den Grund nicht kannten, mochten sein plötzliches Umsatteln nicht begreifen. Und Anton?

Von Anton Maurer weiß ich das Meiste und Sicherste zu berichten. Es sind etwa zwei Jahre her, daß

ich ihn heimsuchte und köstliche Stunden an seiner Seite verlebte. Nicht weit von dem Handelsplatze, wo er so rühmlich seine Lehrzeit bestand, liegt eine schöne, uralte Stadt, die mit demselben Buchstaben endiget, wie das ganze Alphabet. Dort wirkt er seit Jahren als Geschäftsführer in einem großen Hause, und wird sicherlich trotz vieler lockenden Anerbietungen für immer darin bleiben. Den Schlüssel hiezu finden wir später. Denkt euch einen hochgewachsenen, stattlichen Mann mit freundlichem, offenem Antlitz, feinen Manieren und feiner Tracht, durch und durch gebildet, als tüchtiger, gewiegter Arbeiter allgemein geehrt, und ihr habt sein Portrait. Was aber die Hauptsache ist: der alte treue Glaube, die kindliche Frömmigkeit, das feste, unerschütterliche Gottvertrauen lebt und webt noch mit gleicher Lust und Liebe in seinem Herzen, und er wird nimmer davon lassen. Seine brave Mutter sah noch manchen freudenvollen Tag, und er bereitete ihr heitere, sorgenfreie Stunden bis zum Ende. Sein Bruder servirt als Commis in demselben Geschäfte, und die beiden Schwestern haben etwas Tüchtiges gelernt, und sich später, nach Kräften von Anton ausgestattet, mit braven Männern verehelicht. Bei all' diesen Leistungen nennt er schöne Ersparnisse sein eigen, und hat sie nutzbringend im Geschäfte angelegt, das mit der Zeit allem Anscheine nach ganz und gar in seine Hände übergehen wird.

Wir saßen während meines letzten Besuches manche traute Stunde beisammen und plauderten von vergangenen Tagen. Warum auch nicht? Der Lehrer, welcher sich einst so kräftig des fleißigen Schülers annahm und den dieser heute noch als Mann segnet, stand mir selbst nebst der Mutter unter allen Erdenkindern am nächsten. Ich ließ mir die ganze Geschichte von meinem Freunde noch einmal erzählen, einfach, klar und treu, um sie gerade so wiedererzählen zu können. Als er geendet, erhob sich sein Auge dankend zum Himmel, und seine Hand zeigte nach einem schönen, prachtvoll verzierten und reich vergoldeten Rahmen. Darin bemerkte ich ein niedliches Madonna-Bildchen und darunter die Worte: „Ehrlich währt."

Ich merkte mir das Sprüchlein, und dachte lange im Stillen darüber nach, wie oft ein braves Kind der Hoffnungs- und Rettungsanker für die ganze Familie wird.

9.

Wackere Nachbarn.

In Biscaya (Spanien) besteht ein gar schöner Brauch. Erkrankt ein Landmann in einem Dorfe und kann deßhalb sein Feld nicht bestellen, so wendet sich der Pfarrer des Ortes vom Altare aus zu den Gläubigen und spricht:

„Schon wißt ihr, daß N. N. krank ist und seine Felder brach liegen. Am Sonntage soll, so Gott will, die Messe statt zehn Uhr bei Sonnenaufgang gefeiert werden. Hört sie, und geht dann Alle, dem armen N. N. zu helfen; denn vor Gott sind wir Alle Brüder, und der Schweiß, den ihr auf dem Acker eueres Nachbars vergießt, wird auch ein segensreiches Gnadenwasser für den eurigen seyn.“

Nächsten Sonntag hören die Bewohner des Thales beim ersten Hervorbrechen der Sonne hinter den hohen Bergen die heil. Messe, und eilen gleich darauf, Arme und Reiche, Kleine und Große, Frauen und Männer zu den Feldern des kranken Nachbarn, die beim Verschwinden der Sonne hinter den Bergen dann bestellt sind.

10.

Muth und Klugheit in höchster Noth.

Als der Engländer Mungo Park in das Innere von Afrika eindrang, die Quellen des Nils zu erforschen, nahm er einen Mandingo, Namens Isaak, zum Führer und Dolmetscher. Mit ihm kam er bis an die Katarakten (Wasserfälle) des Nils; hier war das Durchsetzen des reißenden, angeschwollenen Stromes für die Reisenden mit den größten Gefahren verbunden. Bei einer solchen Passage ward plötzlich Isaak von einem aus dem Wasser nach ihm schnappenden Krokodille gefaßt und fortgeschleppt. Sein Untergang schien unvermeidlich; denn das Ungethüm hatte ihn um den Leib gepackt, und er trug in diesem Augenblicke keine Waffe, nicht einmal ein Messer bei sich. Da rettete ihn seine Geistesgegenwart und sein Muth; er drückte mit den Händen, die ihm frei geblieben, dem Kro-

kodille die Augen ein, und stöhnend ließ das plötzlich geblendete Thier seine Beute los und Isaak konnte sich schwimmend an das Ufer retten, wo ihn Mungo Park mit seinen Begleitern jubelnd und glückwünschend empfing.

11.

Treue und Dankbarkeit.

1.

Unter den jetztlebenden Dichtern Spaniens nimmt Antonio de Trueba einen der ersten Plätze ein.

Der Sohn eines wackeren Landmanns, kam er eilf Jahre alt nach Madrid, und trat als Lehrling in eine Eisenwaarenhandlung. Kaum konnte er zur Noth lesen und schreiben; aber mit eisernem Fleiße benutzte er jeden freien Augenblick, um zu lernen und seine heiße Wißbegierde zu befriedigen. Er hungerte, um sich einige Realen zum Ankaufe von Büchern zu ersparen; dann suchte er aus den Büchern, die man zum Ladenverbrauch zentnerweise herbeitrug, diejenigen aus, die ihn ansprachen und seine Kenntnisse erweitern konnten. So blieb er fast zwölf Jahre bei seinem Prinzipal, treu, bescheiden, und Niemand ahnte, daß unter diesem demüthigen Aeußern ein so großes Talent und eine Fülle von Kenntnissen, auf die mühsamste Weise erworben, sich verberge.

Da entfernte sich heimlich sein Prinzipal, und der Bankerott der Handlung brach aus; Trueba verlor alle seine Ersparnisse, sein ganzes kleines Vermögen. Damals bestand zu Madrid ein Verein von Handlungsdienern, der bezweckte, den Bedürftigen unter ihnen eine Unterstützung zu gewähren, wenn sie ohne Schuld um ihre Plätze, oder sonst durch ein unvorhergesehenes Ereigniß in Noth gekommen waren. Trueba wandte sich nun an diesen Verein und bat um Unterstützung, in der Absicht, dieselbe nicht so fast für sich, als zum Besten der verarmten Familie seines Prinzipals zu verwenden. Aber ein Artikel des Vereins verweigerte jede Hülfe dieser Art den ersten Commis solcher Kaufleute, welche ohne rechtlichen Grund Bankerott machten. Trueba erschien in dem Vereinssaale. Die Versammlung war zahlreich, die Besprechung hitzig,

die Redner wurden gegen einander bitter — da erbat sich Trueba Gehör und hub an:

„Meine Freunde! Ich bin der Gehülfe, welcher um Unterstützung bittet. Mein Prinzipal hat Bankerott gemacht und ist entflohen; mein Vermögen war das seinige, und ich habe keines mehr. Aber wenn unter euch ein Gesetz ist, welches einem Handlungsdiener räth, seinen Herrn zu verlassen, wenn er ihn ruinirt glaubt, um nachher hieher zu kommen und den Preis seiner Treulosigkeit mit einigen Realen zu erheben, so verzichte ich von heute an auf eure Unterstützung und euern Verein!"

Allgemeiner Beifallsruf erstickte die letzten Worte Trueba's. Der Ausdruck der Rechtschaffenheit findet stets bei fühlenden Herzen einen Widerhall, und um so mehr, wenn er von den Lippen eines Mannes kommt, der wie Trueba von seinen Gefährten eben so geehrt als geliebt ist.

„Trueba hat Recht!" hieß es von allen Seiten; „Trueba spricht immer die Wahrheit! Fort mit dem Artikel! Man gebe ihm die Unterstützung!"

So riefen die Stimmen der Versammelten einmüthig, und so ward in einem Augenblicke die ganze Rechtsfrage festgestellt, welche kurz vorher selbst dem Redlichsten zweifelhaft erschienen war.

2.

Auf Trueba's Schultern lag nun eine schwere Last — der Unterhalt der Familie seines entflohenen Prinzipals; er war jetzt die einzige Stütze der Verlassenen. Die Unterstützung, welche ihm der Verein der Handlungsdiener zukommen ließ, war spärlich und dauerte nach den Statuten nur einige Monate. Trueba suchte nach neuen Hülfsquellen, ohne sie jedoch anderswo zu finden, als in seinem Vertrauen auf Gott und in seiner Thätigkeit. Er arbeitete für Buchhändler, und übersetzte aus dem Französischen. Wie segnete er nun die Stunden, welche er, statt wie so viele seines Alters im Schlafe und im Kaffeehause zugebracht zu haben, einsam in seinem Kämmerlein bei dem Scheine seiner Oellampe zum Studium der Sprachen verwendet hatte!

So blieb er fast ein Jahr der Nährvater dieser Familie, so lange, bis in anderer Weise für sie gesorgt wurde. Jetzt erhielt Trueba eine Anstellung bei dem Magistrate von Madrid; aber die Stelle trug nur wenig

— 10 Realen des Tages, etwa 1 fl. 15 kr. nach unserm Gelde. Wie sparsam Trueba auch lebte, es war unmöglich, in Madrid, wo es so theuer wie in Paris ist, damit auszukommen; er bedurfte mindestens 12 Realen. Um dieß Defizit von monatlich 2 Kronenthalern zu decken, sah er sich gezwungen, fortwährend Uebersetzungen zu bearbeiten — Etwas, was ihm nicht wenig Selbstverläugnung kostete; war er ja ein geborner Dichter, befähigt und getrieben, Eigenes und Selbstständiges zu geben. Wohl begann bereits sein Ruhm als Dichter; aber Uebersetzungen trugen doch immer noch mehr, als eigene Arbeit.

Trotz all' dieser Bedrängnisse, welche in den Jahren der blühendsten Jugend, bei so lebendiger Phantasie und den Lockungen einer so üppigen Hauptstadt gar leicht ein weniger festes und glaubenstreues Gemüth zum Falle hätten bringen können, blieb Trueba sich immer gleich, — fleißig in seinem Berufe und goldtreu. So kam es, daß, als man im Stadtrathe Männer von bewährter Redlichkeit zu den Conscriptionsverhandlungen berief, Trueba sich unter ihnen befand. Drei Jahre widmete er sich diesem ebenso wichtigen als heikligen Geschäfte mit gewohnter Treue und Thätigkeit, bis aus ökonomischen Gründen alle Ueberzähligen entlassen wurden. Zu diesen gehörte auch Trueba. Niemand war, der schlecht von ihm gesprochen hätte, und dieß ist wohl das größte Lob, welches man seinem Betragen zollen kann; denn es handelt sich bei dem Conscriptionswesen um eine Reihe von Geschäften, wobei selbst der fleckenloseste Ruf durch Verleumdung gar leicht nothleiden kann.

Seine Entlassung war für Trueba ein harter Schlag; ohne Amt sah er sich allein auf Schriftstellerei beschränkt, und diese gab in jener Zeit des Krieges nur sehr spärliches Brod. Bald hatte er mit Mangel, ja mit Noth zu kämpfen, — eine wahrhaft bittere Lage für einen Mann, der, voll Ehrgefühl wie Trueba, weder sich zum Schuldenmachen entschließen konnte, noch auch die Hülfe seiner Freunde ansprechen wollte.

So ging er eines Sonntags Morgen trübsinnig und niedergeschlagen aus seiner Wohnung; seine Noth war auf's Aeußerste gestiegen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als bei Freunden Geld zu borgen, wie sauer ihm dieß auch ankam. Da trat ein Landmann, dessen Aeußeres ihm nicht unbekannt vorkam, zu ihm und fragte

ihn ehrerbietig und bescheiden: „Könnten Sie mir nicht sagen, Herr, wo Don Antonio de Trueba wohnt?"

Diese Frage, die aus dem Munde eines Landmannes jeden Andern in Madrid zum Lachen gebracht hätte, verursachte dem davon Betroffenen nur Schrecken. Er betrachtete den Mann mit Aufmerksamkeit und sagte: „Trueba bin ich. Aber wie kommt es, daß Ihr inmitten der Straße einen Unbekannten also fragt?"

„Was wollen Sie, Herr? das sind geheime Ahnungen," erwiederte der Mann lächelnd. „Der Beweis, daß ich nicht irre ging, ist, daß Gott in diesem Babylon meinen Blick auf den einzigen Gegenstand hinleitete, welchen ich suchte."

„Und womit kann ich Euch dienen?"

Da nahm der Mann mit der Manta *), (denn Manta und Stock trug er,) sanft den Arm Trueba's, und bat ihn, mit ihm in ein benachbartes Portal einzutreten.

„Herr Trueba," hob er hier mit ernster, bewegter Stimme an, „wie ich sehe, erinnern Sie Sich meiner nicht mehr; ich aber erinnere mich Ihrer noch sehr wohl. Ich bin der Vater eines Burschen, welcher bei der Aushebung des vorigen Jahres als Soldat genommen werden sollte, damit der Sohn eines Reichen, welcher die letzte Nummer beim Loosen hatte, frei würde. Ich kannte Niemanden; ich hatte keine andern Mittel, als mein gutes Recht. Ihre Züge sprachen mich an, Ihre Rechtlichkeit wurde mir gerühmt. So faßte ich denn ein Herz, und trat zu Ihrem Tische und berichtete Ihnen von A bis Z, was mir begegnet war. Sie waren sehr aufgebracht und sagten, ich möchte nur unbesorgt seyn, es würde mir und meinem Sohne schon Gerechtigkeit widerfahren. Und so geschah es. Mein Sohn ward frei, und ich kehrte wenige Tage darauf mit ihm in unser Dorf zurück und der Sohn des Reichen ward eingereiht. Herr Trueba, erinnern Sie Sich dessen nicht mehr?"

Trueba entsann sich nun wirklich des Vorfalles, und drückte dem wackeren Alten freundlich die Hand. Dieser fuhr fort:

„Nun denn, als wir in's Dorf kamen, sagte ich zu meinem Jungen: „Da hast du nun gesehen, was wir jenem Herrn verdanken, der uns nicht einmal nach dem

*) Manta, bunte Wolldecke, welche die spanischen Landleute statt des Mantels um sich schlagen.

Orte, wo wir her sind, gefragt hat. Ich bin alt, aber du hast kräftige Glieder und bist in dem Alter zur Arbeit. Ich werde dich das ganze Jahr erhalten, aber unter der Bedingung, daß Alles, was du in den zwölf Monaten erarbeitest, in einen Beutel gethan wird. Sind die zwölf Monate verflossen, so geh' ich nach Madrid, trete vor den Stadtrath und frage nach jenem Herrn. Dort wird man mir sagen, wo er wohnt, und ich gehe nach seinem Hause und spreche also zu ihm: Herr Antonio, hier erhalten Sie den achten Theil von Dem, was wir Ihnen schulden! Sie gaben meinem Sohne acht Jahre der Arbeit an der Seite der Eltern; er zahlt Ihnen dieß mit einem Jahre von dem Schweiße seines Angesichts. Noch bleiben wir Ihnen für sieben Jahre verschuldet. Der Herr Trueba wird es annehmen, weil er ein redlicher Mann ist, und wird den Mangel von etwas Anderem und Besserem entschuldigen.""

Bei diesen Worten ergriff der Landmann mit seinen schwieligen Händen eine Hand Trueba's und legte eine Summe Geldes hinein, — eine Summe, derjenigen ähnlich, wohl gar gleich, welche Trueba in seiner Noth hatte suchen wollen, ohne große Hoffnung, sie zu finden.

Will der Leser wissen, was Trueba that? Er hob die nassen Augen zum Himmel, drückte voll Innigkeit die Hände jenes Mannes, und eilte mit dem Gelde in seine Wohnung zurück.

Wenn er diese Begebenheit erzählt, sagt er, daß jener Alte mit der Manta nicht der Vater eines Rekruten, sondern ein Bote der Vorsehung gewesen sey. Könnte er nicht Beides gewesen seyn?

12.

Herzog Wilhelm V. von Bayern.

(1548 — 1626.)

1.

Einer der edelsten und frömmsten Fürsten, die je über Bayern herrschten, war Herzog Wilhelm V. Seine Regierung fiel in eine schwere Zeit; Deutschland war im Innern der Unruhe und des Haders voll; die Kirche durch

den Glaubenszwiespalt tief erschüttert. Es bedurfte der Einsicht, des Gottvertrauens und der Frömmigkeit Wilhelm's, um durch solche Gefahren und Bedrängnisse sein geliebtes Bayerland sicher zu führen, die Kirche zu erhalten, und den Frieden, so weit als möglich, zu wahren.

Es soll hier nicht die Regierungsgeschichte dieses hochverdienten Fürsten dargestellt werden; wir bemerken blos, daß Wilhelm auf der von seinem Vater Albrecht betretenen Bahn weiterschritt, und gleich ihm Alles aufbot, den alten, wahren Glauben seinem Volke zu erhalten, und es in Bildung, Unterricht und Sittigung möglichst zu heben. Und dieß gelang ihm in einer Weise, daß unter ihm, wie theilweise schon unter seinem Vater, Bayern in der Pflege von Kunst und Wissenschaft ganz Deutschland überragte.

„Ueberschauen wir die Regierungszeit Wilhelm's V., so finden wir in ihm einen vortrefflichen Regenten, ausgezeichnet durch gründliche Kenntniß im Regieren, Schärfe des Urtheils und politische Einsicht. Allein sein Geist war stets nach Oben gerichtet; die Herrscherpflichten lasteten oft drückend auf ihm, da sie ihn mit dem eitlen Treiben der veränderlichen Menschheit verwickelten, während sein der Andacht geweihtes Herz in Betrachtung der himmlischen Dinge den höchsten Genuß fand. Daher sehnte er sich nach der Stunde, wo sein Sohn, der große Max (1598.—1651), ihm die schwere Last abnahm und das Scepter ergriff."

So konnte denn Herzog Wilhelm der Sehnsucht des Herzens genügen, und nun ganz und ungetheilt seinem Herrn und Gott leben. Wie er dachte und that auch Renata, seine fromme Gemahlin, wohl mehr ein Engel, als ein Mensch. Gänzlich entsagten sie der Welt, und ihr Leben war von jetzt an eine fortlaufende Kette von Uebungen der Andacht, von Werken der Demuth, Selbstverleugnung und Liebe zumal. Alle Pracht und Herrlichkeit verschwand aus ihrer Hofhaltung; ihre Kleidung war durchaus schwarz, so daß man Herren und Diener kaum unterscheiden konnte; sie aßen aus irdenen Geschirren, und schliefen auf einem Lager von Stroh. Das Fasten hielten sie sehr strenge, und verbanden damit noch andere Bußübungen. Alles, was sie thaten, geschah in der Liebe zu Gott. Mit wahrer Inbrunst, sich wechselseitig erbauend und aneifernd, lagen sie dem Gebete ob; alle Wochen empfingen sie die heiligen Sakramente der Buße und des Altars, jeden Tag prüften sie des Abends sich

vor Gott. Die Zeit, welche ihnen von der Andacht übrig blieb, verwandten Renata und Wilhelm zu passenden Handarbeiten, zur Lesung frommer Bücher, oder zu den Werken der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit.

Wilhelm war von Natur aus freigebigen Gemüthes, und Geschenkemachen war seine Freude. Niemanden aber bedachte er reichlicher, als die Kranken und Armen; sie waren ihm, wie man zu sagen pflegt, an's Herz gewachsen. Ihnen zum Besten erbaute er in München ein Kirchlein sammt Pilgrimhaus zum heiligen Rochus, und hier vornehmlich war es, wo er möglichst still und verborgen Werke der Barmherzigkeit und reinster Nächstenliebe übte. Den Pilgern, welche die Frömmigkeit von England und den äußersten Grenzen des Nordens nach München zog, wusch und küßte er die Füße und verband ihre Wunden. Er trug ihnen die Speisen auf, unterhielt sie während des Mahles mit erbauender Rede, bewirthete sie drei Tage lang, und entließ sie dann reich beschenkt. Dieß Pilgerhaus kostete ihm viele tausend Goldgulden des Jahres.

Neben seinem Palaste, — wenn man die einfache, demüthig eingerichtete Wohnung so nennen kann, — ließ der Herzog noch ein Lazareth für drei Kranke errichten. Diese verpflegte er persönlich wie der niedrigste Wärter; alle Tage besuchte er sie zwei- bis dreimal, gab ihnen die Arzneien ein, reichte ihnen die Speisen, richtete sie im Bette auf und verband ihre Wunden. Seine Freude war es zumal, an ihrem Bette sitzend, mit ihnen zu beten, vom Leiden Christi und der Herrlichkeit des Himmels zu reden, und sie so auf christliche Weise zur Ewigkeit vorzubereiten. Da ward gar manches harte Herz weich bei dem Gedanken: „Sieh', der dich so barmherzig pflegt, hat Gott zu Liebe die Herrlichkeit des Thrones verlassen und ist jetzt dein Knecht geworden!“

Wollte sich Herzog Wilhelm einen guten Tag machen, so ging er auf die Straße, sammelte die verachtetsten Bettler um sich, und lud sie als Gäste zum Mittagsmahl ein. Das geschah in der Woche zwei- bis dreimal. Bei der Tafel saß er links am untersten Platze, trug die Speisen auf und schenkte ein, suchte die bessern Speisen für die Gäste aus, die geringern für sich behaltend, und legte nach Tisch Jedem ein Stück Geld in den Bettelsack.

Ferner gründete er ein Waisenhaus in München; dieß übergab er dem Magistrate zur Verwaltung, und es

wurde deßhalb das „städtische" genannt; er, der nur im Stillen Gutes thun wollte, mochte seinen Namen nicht nennen — Gott, nicht ihm, sollte die Ehre gehören!

Viermal im Jahre ließ er 72 arme Greise aus Verehrung gegen die 72 Jünger des Herrn und eben so viele arme alte Frauen kleiden, gab ihnen Almosen, und beschenkte sie reichlich zum neuen Jahre, wie es Freunde gegenseitig zu thun pflegen. Täglich lud er zwölf Arme zu seinem Tische, bediente sie dann selber, und las ihnen während des Essens aus erbaulichen Schriften vor. Dieselben beichteten und communicirten auf sein Anrathen und Ermahnen alle Monate, und am Tage der heiligen Communion ließ er ihnen eine festliche Tafel bereiten. Menschen und Engel mußten sich freuen, wenn der Herzog die Feiertage und am Feste des heiligen Erzengels Michael mit seinen Armen zum Gottesdienste in die Jesuitenkirche zog. Jede Woche besuchte er die Spitäler von St. Elisabeth und St. Paul; bei jedem Kranken hielt er, ihm liebreiche Tröstung und Ermunterung zum Ausharren spendend, und dem Dürftigen eine Gabe zurücklassend. In diesen Spitälern wurden beständig vier Sieche auf seine Kosten verpflegt, wie er denn auch zum Ausbau der Kirche von St. Elisabeth eine bedeutende Summe beisteuerte.

2.

Ueberall spähte sein Auge voll der Liebe, um menschliches Elend wahrzunehmen und es nach Kräften zu lindern. Weit über München hinaus, das seiner Liebe zu enge geworden, reichte seine mildthätige Hand. Man sah ihn gar oft bei frühem Morgen die Vorstädte und die benachbarten Ortschaften durchwandern und nach Werken der Liebe ausgehen. Solche Wanderungen hieß er sein „Jagdvergnügen." Fand er nach langem Suchen einen Bedrängten oder Kranken, so war dieß seine liebste Beute; da frohlockte er still im Herzen, und dankte Gott, daß Er seine Schritte hieher geleitet. Keine Hütte war ihm zu enge, keine Kammer zu schmutzig, kein Geruch zu übel. Wie groß und wahr seine Liebe zu den Kranken gewesen, geht wohl am Deutlichsten daraus hervor, daß er sogar die Aussätzigen in ihren verlassenen Häuschen besuchte; er wollte allen Unglücklichen ein Freund, ein Tröster, ein Vater seyn. Seine Liebe stieg mit der Noth, und zeigte sich in ihrem ganzen Lichte, kam es zum Sterben; da sorgte er mit väterlicher, ächt christlicher Liebe, daß seine Kranken

sich mit Gott aussöhnten und die Gnade der heiligen Sakramente empfingen. Stundenlang saß er an ihrer Seite, sie tröstend und zum Ausharren bis an's Ende ermunternd; er hielt ihnen die Sterbekerze vor, segnete ihre Seelen aus, und viele starben in seinen Armen. War einer jener Armen und Kranken, welche der Herzog kannte und unterstützte, gestorben, so erwies er ihm den letzten Liebesdienst: er begleitete ihn, sich den übrigen Leidtragenden anschließend, zu Grabe, wohnte dem Seelengottesdienste bei, und bat die Bekannten, Priester und Freunde, für seinen verstorbenen Armen zu beten. Seine Liebe zu den Verstorbenen war mit diesen aber nicht gestorben; sie ging auf deren Hinterbliebene über; an dem Herzoge fanden sie reichen Ersatz für jeden Verlust. Er war gleich Job ein wahrer Vater der Wittwen und Waisen. Was er für sie gethan, ist im Buche des Lebens eingezeichnet. Auch jener Knaben und Mädchen, welche von ihren herzlosen Eltern verstoßen oder aus großer Noth in die weite Welt hinausgeschickt worden waren, nahm sich der Herzog liebevoll an; er ließ sie kleiden und speisen, und suchte sie gegen Kostgeld bei rechtschaffenen Leuten unterzubringen.

Seine Liebe sorgte für Alles; nie war es erhört worden, daß er Jemanden, der seine Hülfe angefleht, zurückgewiesen hätte. Aber es kam vor, daß Bedrängte und Nothleidende kamen und den Herzog nicht zu Hause trafen. Für diesen Fall hatte er gesorgt: seine Speisekammer und Apotheke stand auch während seiner Abwesenheit den Armen offen.

Was aber Allem die Krone aufsetzt, war das Bestreben Herzog Wilhelm's, das, was er that, nur in gänzlicher Verborgenheit zu thun; was seine Rechte gab, sollte seine Linke nicht wissen. Nicht sein Lob hatte er hiebei vor Augen, sondern einzig die Ehre Gottes, das Heil seiner Seele und die Linderung der Noth des Nächsten. Darum, weil in solcher Absicht gethan, und in Demuth verklärt, erhalten auch seine Werke der Liebe den wahren Werth. Rührende Züge bezeugen die Demuth dieses frommen Herzens.

3.

Als Herzog Wilhelm einstmals bei einem Jubiläumsfeste in der Michaelskirche, wo an 80,000 Christen zum Tische des Herrn gingen, dem Gottesdienste beiwohnte, nahte sich ihm Jemand mit den Worten: „Seht, fürstliche

Durchlaucht, seht die schönen Früchte in dem prachtvollen Tempel Euerer frommen Munificenz! Diese große Religiosität, diese Andacht, dieser Seeleneifer nennt Euch als Urheber dieser heiligen Handlungen."

Der Herzog aber entgegnete mit Ernst: „Das ist der Segen des Himmels und nicht meine That! Hütet Euch, mir unverdient fremdes Lob zu spenden."

Nichts war ihm lästiger, als wenn man über die Werke seiner Mildthätigkeit mit ihm sprechen wollte. Da brach er kurz mit den Worten ab: „Ich habe nichts des Himmels Würdiges gethan!"

Und diesem Worte der Demuth entsprach auch die That. So bat er, wenn er im Jesuitenkloster speisete, sich allezeit vom Pater Rektor den untersten Platz aus.

Einst brachte der Herzog die Fastenzeit in Landshut zu, wo zu gleicher Zeit der gottselige Pater Canisius weilte und die Fastenpredigten hielt. Canisius benützte hier die Zeit, welche Predigt und Seelsorge ihm freiließen, sein Marianisches Werk fortzusetzen, und bediente sich zum Schreiben eines der lateinischen Sprache kundigen Bruders. Diesen hatte er nun eines Tages eines Geschäftes halber fortgeschickt; er selbst war, seine Zurückkunft erwartend, im Zimmer zurückgeblieben, das Haupt über das Pult gebeugt, und im Nachsinnen über seine Arbeit die Augen mit den Händen bedeckend. Indessen trat Herzog Wilhelm still in das Zimmer, und betrachtete schweigend den Pater. Canisius, ohne umzublicken, und in der Meinung, der Eintretende sey der heimgekehrte Bruder, hob freundlich an: „Fürwahr, du bist in deinem Geschäfte gar hurtig gewesen; ich lobe deinen Eifer. Nun setze dich und schreibe wieder!"

Der Herzog setzte sich auf dieß Wort und schrieb eine Stunde, ohne daß Canisius in seinen tiefen Gedanken sich einmal nach ihm umgewendet hätte. Da endlich kam der Bruder zurück und gewahrte mit größter Verwunderung, wer seine Stelle vertrete.

„O Pater Petrus," rief er jetzt, „was für einen Schreiber habt Ihr denn? Seht doch einmal!"

Nun wandte sich Canisius um, und sah den Herzog am Tische sitzen. In höchster Ueberraschung bat er fußfällig um Verzeihung.

Der Herzog beruhigte ihn mit gewohnter Güte und sprach: „Pater, Ihr werdet zufrieden seyn; ich habe mit aufmerksamem Eifer Euere Worte niedergeschrieben, — und

ich gratulire mir, zu einem so frommen Werke meine Hand geliehen zu haben!"

Im spätern Alter trug Herzog Wilhelm ein schwarzes, langes, faltenreiches Gewand; man konnte es fast für einen Talar ansehen. So gekleidet, machte er einstmals eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln in der Schweiz. Als der Fürst dort ankam, begegnete ihm ein Priester, der ihn nicht kannte. Dieser bat ihn, er möge doch sein Reisebündel bewahren, bis er das heilige Meßopfer dargebracht hätte. Der menschenfreundliche Herzog erfüllte sogleich die Bitte, nahm das Ränzlein zu sich in die Kirche, und wohnte der heiligen Messe bei. Als hernach der Priester den Stand Dessen erfuhr, der sein Bündelein gehütet, erschrak er und bat demüthig um Verzeihung. Der Fürst aber entgegnete mit freundlichem Lächeln: „Ich habe Euer Gepäck nicht umsonst bewacht: denn ich war bei Eurem Meßopfer zugegen und nahm an den Gnaden desselben Theil."

Die letzte Zeit seines Lebens brachte Herzog Wilhelm in stiller, Gott geweihter Abgeschiedenheit in der Schwaige Schleißheim zu, die er eigens zu diesem Zwecke erkauft und in eine Einsiedelei umgewandelt hatte. Hier bereitete er sich zu dem wichtigsten aller Werke, zu einem gottseligen Tode vor. Im Februar 1626, kurz vor seinem Namensfeste, fühlte er plötzlich seine Kräfte schwinden und ahnete die Nähe seines Todes. Da ließ er seinen Beichtvater, den Pater Torrentin rufen, und bat ihn, er möge ihn zur Reise in die Ewigkeit vorbereiten. Der Pater meinte, solches könnte am Besten durch eine reumüthige Generalbeicht geschehen. Wilhelm dankte ihm für diesen guten Rath und wollte alsobald sein Sündenbekenntniß ablegen. Der Pater hielt nun dafür, es sey wegen der Vorbereitung wohl besser, wenn er morgigen Tages die heilige Handlung vornehmen würde. Aber Herzog Wilhelm, des Todes Nähe fühlend, verlangte sehnsüchtigst, an diesem Tage noch die heiligen Sterbsakramente zu empfangen, indem er äußerte, er wolle lieber durch zu frühes Handeln als durch Aufschub sündigen: denn in jenem liege weniger Gefahr und mehr Vertrauen. So wurden ihm noch an demselben Tage die heiligen Sakramente gereicht, und wenige Stunden darnach entschlief er, gottselig wie er gelebt, in den Armen seiner Kinder, und unter den Gebeten der Priester, Nachmittags 2 Uhr den 7. Februar 1626 sanft, ohne ein Zeichen des Schmerzes, 77 Jahre 4 Monate alt, nachdem er 17 Jahre regiert hatte.

In seinem Testamente bestimmte er, daß die eine Hälfte seines noch übrigen Vermögens seinem Sohne Maximilian, die andere aber den Armen zufiele. Hatte er ja im Leben die Armen wie seine Kinder geliebt; auch sterbend noch wollte er sie als Kinder halten und sie als solche bedenken. Allen Glanz und Prunk bei dem Begräbnisse verbat er sich ausdrücklich; noch dringender verbat er sich alle Schmeicheleien und Lobeserhebungen in der Trauerrede. „Er sey ein sündiger Mensch gewesen, und immer habe es ihn geärgert, wenn man bei solchen Anlässen aus den geringsten Eigenschaften der Fürsten sogleich Heldentugenden machen und sie bis zum Himmel erheben wolle. Nicht von seiner, des Herzogs, Person solle der Prediger reden; der Tod, die Unsterblichkeit, die Ceremonien beim Begräbnisse böten ihm hinlänglichen Stoff für die übliche Rede.“

Die Leiche des entseelten Fürsten wurde in der Stille (auch dieß hatte er begehrt) in die St. Michaelskirche gebracht, und hier auf dem Paradebett öffentlich ausgesetzt. Da zeigte es sich, wie Alle den frommen und mildthätigen Herrn geliebt hatten. Sein Tod hatte nicht blos die Stadt München, sondern das ganze Bayerland in die tiefste Trauer versetzt; Alle klagten, als hätten sie den Vater verloren. Alle wollten Den noch einmal sehen, der sie herzlich geliebt und ihnen nach Kräften Gutes gethan hatte. Die Waisen umgaben den Sarg, und weinend küßten sie die Hand des Verschiedenen, die Hand, die sie mit Wohlthaten überschüttet; Greise wankten auf ihrem Stabe heran, die Kranken ließen sich aus den Spitälern in die Kirche tragen; die Armen und Dürftigen eilten schaarenweise von allen Seiten herbei, um ihrem größten Gutthäter mit einem Vater unser nochmals danken zu können. Bis dahin waren noch an keinem Grabe eines bayerischen Fürsten so viele Dankes- und Liebesthränen geweint worden, als an diesem. An den schwarzverhüllten Wänden der Kirche aber standen die Worte: „Bayern, warum trauert ihr? Weil ihr den frommen Fürsten verloren? Ein Edelstein, im Kästchen verborgen, ist nicht verloren. Er ist zwar gestorben, aber er lebt noch. So lange es Bayern gibt, wird man ihn freudig in seinem Leben schauen.“

Inhalt.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.